NIV. OF
RONTO

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/deutschlandvorhu00wenc

Deutschland vor hundert Jahren

Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten

Deutschland vor hundert Jahren

Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit

Von

Dr. Waldemar Wenck

Professor an der Universität Leipzig

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1887

6492
21290
c

Vorwort

Die vorliegende Schrift will vor Augen führen, wie die Deutschen, im wesentlichen aus eignem Triebe, einer lebhaftern Beschäftigung mit politischen Dingen sich zuzuwenden und manche schöne Hoffnung damit zu verbinden begonnen hatten, als die französische Revolution ausbrach.

Indem seit diesem Ausbruche auf viele Jahre hin fast alles politische Denken in Deutschland von Frankreich her seine Anregungen, und zwar Anregungen von außerordentlichster Stärke, empfing, so ist darüber unserm Volke die Erinnerung, daß es in ihm schon vorher ein politisches Interesse von ernsterer Bedeutung gegeben, für längere Zeit so gut wie abhanden gekommen. Nur etwa der einfach menschlichen Empfindungen, welche einzelne ungewöhnliche Vorgänge oder Persönlichkeiten, vor allen Friedrich der Große, erweckt hatten, schien man sich noch zu entsinnen; jede eingehendere Beschäftigung mit staatlichen Fragen und Angelegenheiten schien erst den französischen Zauberschlägen von 1789 ihr Dasein zu verdanken.

Allmählich wurden, im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts, einzelne Persönlichkeiten einer halben Vergessenheit entrissen, deren Thätigkeit sowie der Anklang, welchen

sie zu ihrer Zeit gefunden, auf etwas andres hinwies. Deutsche Geschichtswerke neueren Ursprungs haben dann dem Entstehen und Heranwachsen eines politischen Sinnes unter den Deutschen schon in den Jahrzehnten, die der französischen Revolution vorangingen, eine nähere Berücksichtigung zu schenken nicht unterlassen.

Eine zusammenfassende und selbständige Behandlung des hierher Gehörigen schien mir nun wohl einer Arbeit wert zu sein. Und ich glaubte, nicht wenig von dem, was dabei vorzuführen sei, werde auch in weiteren Kreisen noch auf ein andres Interesse, als das allgemein historische, rechnen dürfen. So tief die Weltgeschicke der Revolutionszeit überall eingeschnitten haben, so ist doch der Zusammenhang zwischen dem Vorher und Nachher ebensowenig, wie in anderem, in der politischen Reflexion der Deutschen völlig durchschnitten worden. Ja, öfter als man erwartet, wird man vielleicht in Äußerungen aus unsrer Urgroßväter Tagen nicht bloß allgemeinhin diesen Zusammenhang wahrnehmen, sondern auch Anschauungen und Neigungen zum Ausdruck kommen sehen, welche, weiter entwickelt oder als Rückstand aus der frühern Entwicklung, bei einzelnen unserer jetzigen Parteien noch heute als ein Teil ihres besondern Wesens eine Rolle spielen und zu dem Charakteristischen desselben gerechnet werden dürfen.

Alles, was sich unter dem aufgestellten Thema möglicherweise suchen läßt, einer gleichmäßigen und erschöpfenden Ausführung unterworfen zu sehen, wird man bei einem Stoffe wie dem hier bearbeiteten, kaum erwarten. Aus dem Inhaltsverzeichnisse erkennt man leicht, was vorzugsweise zur Darstellung kommen sollte. Ganz beiseite

gelassen oder nur mit wenigen Andeutungen bedacht sind gewisse Partieen, auf welche näher einzugehen mich zu weit von meinem Hauptwege abgelenkt haben würde: so die Hergänge und Betreibungen in den maurerischen Verbindungen, dem Illuminatenorden u. s. w.; so die Beschäftigung der öffentlichen Meinung mit dem Kirchenpolitischen (Emser Punktation und ähnliches). Namentlich aber habe ich den österreichischen Bewegungen unter Josef II. nur ganz gelegentlich einige Worte gewidmet. In allzuvielen Beziehungen dreht sich doch schon zu jener Zeit Leben und Denken in den österreichischen Landen, den deutschen wie den außerdeutschen, um seine eigne Axe, und bietet der historischen Behandlung ein inhalt- und umfangreiches Gebiet für sich.

Überall ist es mir weniger darauf angekommen, der wissenschaftlichen Verarbeitung der politischen Gedanken in den Systemen und Spekulationen einzelner Gelehrten nachzugehen, als vielmehr von dem, was vor den Gebildeten der Nation mit einem Anspruch auf allgemeinere Teilnahme verhandelt wurde, eine lebendige Vorstellung zu bieten.

Als Belege für den Stand der Meinungen *vor* Ausbruch der Revolution Worte beizubringen, die erst *nach* diesem Ausbruch gefallen sind, habe ich mir nur in äußerst seltenen Fällen erlaubt; natürlich nur in solchen, wo sich's um einen recht bezeichnenden Ausdruck für Gedanken handelte, welche nachweisbar nicht erst durch die Revolution selbst ihren Eingang in Deutschland erhielten.

Lediglich als eine Beigabe bitte ich den siebenten Abschnitt hinzunehmen. Ich konnte mir es denn doch nicht versagen, zum Schluß noch ein Stück in die Revolutions-

zeit selbst einzutreten. In wenigen Zügen suchte ich von dem ersten Eindrucke der französischen Ereignisse des Sommers 1789 sowie von den Auftritten, die unter der unmittelbaren Wirkung dieses Eindruckes auf deutschem Boden sich zutrugen, eine Auskunft zu geben.

Einleitung

Unmittelbar ehe unter den gewaltigen, durch die französische Revolution veranlaßten Erschütterungen der europäischen Staatenwelt Deutschland zusammenbrach, daß ihm für eine nationale Fortdauer keine Möglichkeit mehr gegeben schien, regte sich in unserem Volke ein neues Geistesleben und das Gefühl eines hoffnungsreichen Aufschwunges, vermöge dessen man eben jetzt des deutschen Namens erst recht froh zu werden und sich insbesondere den Franzosen nicht bloß dreist an die Seite, sondern in mehr als einem Stücke noch über sie setzen zu dürfen meinte.

Von den Aeußerungen dieses Geisteslebens und Selbstgefühls sind wohl die bekanntesten diejenigen, die dem Gebiete der schönen Literatur angehörten: die glückliche Auflehnung gegen die Muster der französischen Klassizität und der erfolgreiche Anlauf, um den Gesetzen des wahrhaft Schönen tiefer auf den Grund zu kommen, jenen Mustern aber eigene Schöpfungen von höherem Werte gegenüberzustellen.

Keineswegs jedoch war dies das Einzige. Auch in der großen Bewegung nach Aufklärung, welche in allem Denken und praktischen Streben des Jahrhunderts eine so mächtige Rolle spielte, fühlte sich Deutschland jedem andern Lande gewachsen. Mit seinen würdigen Moral-

theologen und Popularphilosophen, mit dem erleuchteten Kirchenregiment in so manchem Staate, mit der Fülle gemeinnütziger Anstrengungen glaubte es eine achtbarere Rolle zu spielen als jenes Frankreich, wo der Cynismus und die Frivolität der Modephilosophen und der Hofkreise nichts Heiliges mehr kannte, während die ehrenwerten Reste der Huguenotten hie und da noch von Pfaffendruck oder Pöbelfanatismus das Aergste zu erleiden hatten.

Und auch, wo sich's um weltliches Regiment, um Verwaltung, Justiz und Militärisches handelte, lernte sich der Deutsche für den besseren Mann achten. „Ganz Europa habe Soldaten, Deutschland allein bringe Feldherren hervor," so lautete ein Wort, worin Abbé Raynal, selbst ein Franzos und damals erste Autorität in Staaten- und Völkerkunde, aus den Erfahrungen der letzten europäischen Kriege das Ergebnis zu ziehen schien; Mirabeau, in seiner Schrift von der preußischen Monarchie, stellte auch unter den Soldaten den deutschen über alle andern. Zum guten Teil unter dem Anstoß von Friedrichs des Großen Beispiel griff bei Fürsten und Ministern eine respektablere Haltung und eine wachsende Bereitwilligkeit Platz, dem Anspruche der Zeit auf eine wohlgeordnete, Glück und Bildung fördernde Staatsverwaltung zu entsprechen; ein vorteilhafter Gegensatz gegen Frankreich, gegen die bodenlose Wirtschaft unter Ludwig XV. oder gegen die Ratlosigkeiten, in denen sich das Regierungswesen Ludwigs XVI. unter seinen wechselnden Ministerien einem furchtbaren Ausgange entgegen bewegte, lag auch hier zu Tage. Ja, selbst wenn man auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hinblickte, fiel der Vergleich nicht ungünstig aus: man hatte eine gewisse Befriedigung, das durch innere Verlegenheiten gehemmte Frankreich in seinen Gefälligkeiten gegen das befreundete Oesterreich bei dessen Scheldestreit mit Holland (1785), in seinem Zurückweichen vor dem mit England verbündeten Preußen bei der holländischen Verwickelung von 1787 eine nichts weniger als glänzende Rolle spielen zu sehen.

Ganz im allgemeinen ist anerkannt, wie durch Friedrichs des Großen Selbstbehauptung im siebenjährigen Kriege eine gehobene Stimmung, ein erhöhtes Bewußtsein eigener Leistungsfähigkeit sich über die Deutschen verbreitete, auch über solche, die unter den preußischen Siegen schwer gelitten oder welche für ihre Person gegen das Wesen des Königs gar manches auf dem Herzen hatten. Schon der Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges (1778) und die Haltung Friedrichs in den damals schwebenden Fragen fand die Deutschen ganz anders aufgelegt, sich als solche bei einer Sache von allgemein-deutscher Bedeutung beteiligt und zur Fassung einer Meinung berufen zu fühlen, als es zu Anfang des siebenjährigen Krieges der Fall gewesen war. Wie nun vollends, als der Fürstenbund (1785) protestantische und katholische, weltliche und geistliche Fürsten um Preußen scharte, in einer Weise, daß mancher hoffnungsselige Geist in ihm schon ein Mittel erblickte, um die hergebrachten Reichszustände nicht bloß vor grober Vergewaltigung zu bewahren, sondern auch auszubessern und neu zu beleben. Dabei aber war der Gegensatz gegen Oesterreich nicht von der Art, daß nicht Josefs II. aufklärungseifriges Wirken in seinen Erblanden, sowie früher schon einzelne Kraftäußerungen gegen grobe Ungebührnisse kleiner Herren im Reiche froh begrüßt und den Bestrebungen der Zeit zur willkommenen Ermunterung geworden wären. Neben seinem Kampfe gegen das Pfaffentum war es vor allem die Erlösung der Presse aus schwerem Druck, was dem Kaiser Sympathien schaffte; die „heiteren Tage Josefs" wurden gepriesen, und nicht bloß was auf pfalzbaierischem oder mecklenburgischem Boden geschah, sondern selbst preußische Regierungsmaßregeln versuchte mancher seiner Verehrer gegen die österreichischen in ein nachteiliges Licht zu setzen. [1])

Anregungen genug waren wohl in alledem für die Gebildeten in Deutschland gegeben, ihre Aufmerksamkeit auf Staats- und Regierungswesen hinzulenken. Zugleich brachte es aber auch die ganze Beschaffenheit dieser An-

regungen und der Charakter der Zeit, aus der sie hervorgingen, mit sich, daß es nicht hierbei und bei den Gefühlen der Genugthuung, die sich einfanden, sein Bewenden hatte. Man kennt die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts als die Zeit eines starken Hinausstrebens aus den Schranken, in denen Geist und Gesellschaft sich bis dahin zu bewegen gewöhnt waren; man hat sie schätzen und schelten gelernt als die Zeit einer rücksichtslosen Kritik herkömmlicher Meinungen und Einrichtungen und eines lebendigen Eifers, ihnen gegenüber die Natur, insbesondere die natürlichen Rechte des Menschen, zur gebührenden Geltung zu bringen. Lag doch hierin der eigentliche Trieb und Anlaß ebenso für jene Aufklärungsbestrebungen, welche die Prosa des Lebens und der Literatur erfüllten, als für die sentimentalen Ergüsse und die weltstürmerischen Ausbrüche der Poeten. Es versteht sich, daß dadurch auch das erwachende politische Interesse ganz wesentlich sein Gepräge erhielt. Auch hier erhob sich mit ungewohnter Freiheit der Gedanke, daß die Dinge anders sein könnten, als sie in Wirklichkeit waren; es regte sich die Frage nach dem Ursprung des staatlichen Lebens und nach den Formen, in die es zu fassen sei, um es mit größtmöglicher Sicherheit seiner Bestimmung entgegenzuführen; es rührte sich ein Urteil über Vorgänge und Einrichtungen nach allgemeinen Gesichtspunkten, nicht selten von einer Schärfe, daß mitten durch alle Freude an dem neuerlichen Fortschritte hindurch sich auch grelle Töne eines bitteren Pessimismus vernehmlich machten.

In Deutschland wurde dieser kritischen Richtung noch eine besondere Förderung zu Teil durch die Zerstückelung des Bodens in zahllose, mehr oder weniger selbständige politische Körper von äußerster Verschiedenheit der Verhältnisse, welche überall herausforderte, Nahes und Nächstes miteinander zu vergleichen. Es war eben die mächtigste dieser Herausforderungen, als welche das Beispiel des preußischen Staates unter Friedrich dem Großen so weithin im Sinne der Aufklärung wirkte; natürlich aber

gab es im Kleinen an unzähligen Stellen Veranlassungen von geringerer und doch nicht zu unterschätzender Bedeutung, aus dem einen Gebiete in das andere hinüberzublicken und sich von dort einen Maßstab zur Beurteilung der eigenen Zustände herüberzunehmen.

Nicht minder aber kam für das ganze Deutschland ein Anreiz zu politischem Interesse und Urteil von dem Auslande. So sehr man sich in vielem von Frankreich unabhängig zu machen gesucht hatte, so übten doch, neben einigen englischen Schriftstellern und mehr noch als diese, die Werke eines Montesquieu, eines Voltaire, eines Rousseau und manches aus der physiokratischen Literatur einen ganz erheblichen Einfluß, um eine lebhafte Beschäftigung mit politischen Fragen auch außerhalb des Kreises der Regierungsmänner und Fachgelehrten zu verbreiten.

Wohl in noch bedeutenderem Grade aber mußten die thatsächlichen Vorgänge wirken, welche die außerdeutschen Länder dem deutschen Volke zu schauen gaben. Denn nicht hoch genug kann der Eindruck jener Menge von Auflehnungen gegen die regierenden Gewalten, von Parteiungen und inneren Erschütterungen angeschlagen werden, welche, in den verschiedensten Ländern der zivilisirten Erde hervorbrechend, schon den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein so merkwürdiges Aussehen verliehen. Vor allem der Freiheitskampf der nordamerikanischen Kolonien gegen das englische Mutterland, dann aber auch die großen Erregungen und parlamentarischen Kämpfe kommen hier in Betracht, deren Schauplatz England selbst zu Anfang der achtziger Jahre war. Ferner der tötliche Kampf des Schwedenkönigs Gustavs III. mit der Aristokratie des Landes; in Holland der Streit der erbstatthalterlichen Gewalt mit den vorherrschenden Kreisen in den großen Handelsstädten; in Frankreich die Opposition der Parlamente und Notabeln gegen Hof und Ministerien; endlich der Widerstand, der in den österreichischen Landen gegen Josefs II. uniformirende und aufklärende Selbstherrlichkeit sich aus tausend verletzten

Gewohnheiten, Gefühlen und Interessen heraus erhob, hie und da unter starker Betonung positiver, verfassungsmäßiger Schranken, die der regierenden Gewalt gezogen seien. Allenthalben Bewegungen und Kämpfe,[2]) worin zum Teil altes Herkommen und hierarchischer, aristokratischer, partikularistischer Anspruch der modernen Regierungsgewalt streitig machte, was diese auf Grund des Zeitbedürfnisses und Zeitgeistes ihnen entweder schon abgenommen hatte oder noch abverlangte — worin aber die Widerstrebenden sich nicht selten über ihre Berechtigung mit Theorien und Schlagwörtern modernster Art auszuweisen suchten, welche in kurzem ihnen selbst verderblich zu werden bestimmt waren.

Erster Abschnitt

Ansichten über Formen und Grundlagen staatlichen Wesens

Mit allem bisher Gesagten sollen nur einige Andeutungen geboten sein, die zum Teil in dem Nachfolgenden ihre bestimmtere Ausführung zu finden haben. Wie sie hier gegeben wurden, mögen sie dazu dienen, in aller Kürze eine Vorstellung von den Verhältnissen zu liefern, unter denen eine regere Teilnahme für politische Dinge in Deutschland erwachte. Wohl nahmen noch auf langehin die Fragen, in denen Kirchenglaube und freie theologische oder philosophische Forschung sich auseinandersetzten, dazu die Fortschritte der schönen Literatur und außerdem die Verbreitung von Kenntnissen und Fertigkeiten, welche das tägliche Leben jedes Einzelnen zu erleichtern und zu bessern bezweckten, den größeren Raum in den Gedanken der Deutschen ein; daneben kam nun aber doch auch in einem zunehmenden Verlangen, von den Vorgängen des staatlichen Lebens eine deutlichere Kenntnis und in die Natur desselben eine tiefere Einsicht zu gewinnen, die geweckteren Stimmung der Geister zum Vorschein. Erwägungen und Erörterungen, wie sie bei einem kleinen Teile der Nation aus dem Studium des klassischen Altertums von jeher in einer Art akademischer Uebung gewesen,

fanden jetzt einen modernen, allen Gebildeten verständlichen Ausdruck und in der Gegenwart selbst die konkreten Stoffe, an denen sie sich erproben und beleben konnten.

Wer nun, um über Art und Richtung dieser Gedankenbewegung sich nähere Auskunft zu schaffen, plötzlich und aufs Geratewohl in einen damaligen Kreis politisierender Deutscher eingetreten wäre, der hätte wohl nach manchen Eindrücken auf den Glauben geraten können: deutsche Revolutionen seien in kürzester Zeit zu erwarten; ein Parteikampf um Beibehaltung der hergebrachten Verfassungsformen oder Vertauschung derselben mit anderen, gründlich entgegengesetzten stehe in naher Zukunft bevor. Inwieweit dieser Glaube berechtigt gewesen sein würde, mag sich aus dem weiteren Verlauf unserer Betrachtung von selbst ergeben. Daß aber in der That die allgemeinen Gattungen der Staatsform sofort einer lebhaften Besprechung unterlagen, daß die Fragen nach Wert oder Unwert von Demokratie, Aristokratie, Monarchie stark in Angriff genommen wurden, wird schon nach dem jugendlichen Alter jenes politischen Interesses in Deutschland, und nicht minder nach dem Charakter der Umstände und Einflüsse, unter denen es entstanden war, einem jeden ebenso glaubhaft als begreiflich erscheinen. Bereits vor der französischen Revolution, so schrieb 1792 der einsichtsvolle Ernst Brandes, sei in Deutschland die Idee etwas in Umlauf gekommen, daß fast alles auf die Verfassung und sehr wenig auf die Personen, welche die Macht ausübten, ankomme.[3])

Auch wer nie in eine politische Schrift jener Tage sein Auge geworfen hätte, dem würde doch manches Stück aus der schönen Literatur dieses rege Zeitinteresse an Verfassungsfragen verraten. Schon in Wielands Agathon kündigt es sich einigermaßen an; ich erinnere weiter an Klingers Damokles, an gewisse Stellen in Schillers Fiesco und Goethes Egmont. Aus der philosophischen Literatur erwähne ich als eines der hervorragendsten Beispiele die Abhandlung: Idee zu einer allgemeinen Weltgeschichte

in weltbürgerlicher Absicht, welche Kant, eben damals im vollen Emporsteigen zur ersten Stelle unter Deutschlands Denkern begriffen, in der Berliner Monatsschrift des Jahres 1784 ans Licht gab.[4]) Nach der entscheidenden Stelle, welche bei Kant in dem Plane der Vorsehung zur Verwirklichung der Menschenbestimmung dem Staate zugewiesen ist, wird eine vollkommen gerechte, bürgerliche Verfassung geradezu die höchste, der Menschheit gestellte Aufgabe; die ganze Weltgeschichte faßt der Philosoph als ein Hinstreben auf Lösung des hier gegebenen Problems, d. h. als die Ausführung einer großen Absicht der Natur, die Menschheit dem Ideale einer Staatsverfassung, dazu auch einem vollkommenen Verhältnisse der Staaten untereinander und damit der Entfaltung jeder ihr innewohnenden Anlage weiter und weiter entgegenzubringen.

Dem zunehmenden Reize, welchen nach alledem die Erörterung über Gattungen und Formen des Staatswesens gewann, stand nun freilich in dem damaligen Deutschland fast überall die gänzliche Unmöglichkeit für den Einzelnen gegenüber, auf irgend eine Zeit hinaus eine praktische Einwirkung zu Gunsten der einen oder andern dieser Formen in bestimmtere Aussicht zu nehmen. Nur um so freier mochte er sich aber dafür im Denken und Urteilen über den Wert derselben ergehen; und auch von seiten mancher Regierung wurde darin wohl, so lange man nicht aus den Allgemeinheiten heraustrat, eine Freiheit der Aeußerung gegönnt, auf welche späterhin oft mit Verwunderung zurückgeblickt worden ist.

In auffallender Weise giebt sich dabei namentlich eines zu erkennen. Der Name „Freistaat" wurde in Deutschland da, wo er thatsächlich am Platze war, bei den Bürgern der Reichsstädte, ungeachtet der argen Verkommenheit vieler von diesen Kommunen, doch als ein wertvolles Besitztum hochgehalten. Lebhafter machte sich ein republikanisches Selbstgefühl bei den Schweizern geltend und wurde ihnen, auch schon vor der glänzenden Auffrischung des alten Schweizerruhmes durch Johannes

Müllers Schweizergeschichte, in Deutschland vielfach nachempfunden.[5]) Ueberhaupt aber übte das Wort: Republik, schon damals, auch auf Tausende von monarchisch beherrschten und in diese Regierungsform fest eingelebten Deutschen einen wunderbaren Zauber. Die Reminiscenzen aus dem klassischen Altertum fielen vor allem nach dieser Seite ins Gewicht. Wie viele hatten, von ihren lateinischen und griechischen Studien her, eine Saite in ihrem Innern, die bei jedem Lautwerden des Wortes „Republik" ins Zittern kam. Ebenso konnten die Schriften englischer Republikaner, namentlich aber Rousseau und die fürstenfeindliche Wendung, die unter den französischen Encyklopädisten eintrat, nicht ohne Einfluß bleiben. Was aber in Deutschland diese und andere Einflüsse begünstigte, war der Umstand, daß hier, bei der Menge so gar kleiner fürstlicher Gebiete, die Idee der Monarchie noch schwerer als anderwärts aus dem Begriff einer bloßen Herrschaft sich zu einer höheren Auffassung ihrer Natur emporarbeiten konnte. Also kam denn auch aller der Reiz, welchen der Gedanke eines gemeinen Wesens vor dem einer Ordnung, die nur auf Befehlen und Gehorchen beruht, oder der Name „Bürger" vor dem Wort „Unterthan" voraus hat, der Republik als dem Höheren, Edleren vor der Monarchie zu statten. Fand sich unter den Aufstellungen der französischen Encyklopädisten, an denen Friedrich der Große gegen Ende seines Lebens so heftigen Anstoß nahm, auch die, daß nur in Republiken der Patriotismus am Platze sei, so trifft man bei vielen Gebildeten in Deutschland schon um die Zeit des siebenjährigen Krieges diese Behauptung in Aufnahme.[6])

Was aber hier überhaupt in Anschlag kam, war die durchaus rationalisirende Art, welche durch die Aufklärung auch zu der politischen Betrachtung gebracht wurde. Mochte man aller politischen Spekulation die Vertragstheorie zu Grunde legen, mochte man nach dem besten Wege fragen, um die Glückseligkeit aller Einzelnen, in welcher man den ganzen Zweck des Staates zu erkennen liebte, zu erreichen —

immer schien doch die Verwirklichung jener Theorie wie die Erfüllung dieses Zweckes sich am deutlichsten und einfachsten, am sichersten und am freiesten von allem irrationalen Beiwerke, in republikanischen Formen ergeben zu müssen.

Zu dem allen nun noch der große Eindruck der nordamerikanischen Erhebung, ein Eindruck, welchen zu verstärken die Entrüstung über das Verhandeln deutscher Soldaten an das amerikafeindliche England mit den Berichten zusammenwirkte, durch welche dann diese Soldaten, nach ihrer Heimkehr, den sieghaften Freistaat ihren Landsleuten noch näher vor die Seele brachten.[7]) Und welchen Reiz mußte es nicht üben, wenn ein deutscher Edelmann, der im Dienste der aufständischen Amerikaner sich eine glänzende Laufbahn eröffnet hatte, nach dem alten Europa hinüberschrieb von „dem schönen, dem glücklichen Lande, ohne Könige, ohne Hohepriester, ohne aussaugende Generalpächter und ohne müßige Barone, von dem Lande, wo jedermann glücklich und Armut ein unbekanntes Uebel sei!"

Und so treffen wir denn ein sympathisches Verhalten zu der republikanischen Staatsform unter den Gebildeten jener Tage ganz verbreitet. Zum Teil in voller Unbefangenheit, stimmen darin Gruppen überein, die in allem sonstigen einander ganz fern standen. Wenn sich die baierischen Illuminaten mit Namen wie Spartakus oder Brutus schmückten, so machten auch die Gedanken Klopstocks schwerlich vor den Thronen Halt, als er von dem Siege des Vernunftrechtes über das Schwertrecht sang, den das nächste Jahrhundert bringen werde.[8]) Wenn selbst dem milden Claudius gelegentlich die Worte aus der Feder flossen: „Der König sei der bessre Mann, sonst sei der Bessre König!"[9]), so feierte Friedrich von Stolberg[10]) in einem Atem:

„Tell, Hermann, Klopstock, Brutus, Timoleon"

als Namen,

„Flammend ins eherne Herz gegraben"

einem jeden, dem Gott eine freie Seele gegeben, und in einem „Siegesgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" läßt er dies Jahrhundert mit donnerndem Fußtritt Throne und Tyrannen darniedertreten und mit blutiger Hand der Freiheit Strom über Deutschland ausgießen.[11]) „Mit den ersten Glutgefühlen der Jugend" und darüber hinaus der Republik angehangen zu haben, ist ein Bekenntnis Schubarts aus seinen späteren Jahren.[12]) Auf die tyrannenmörderischen Anwandlungen so mancher Sturm- und Drangpoeten brauche ich ebenso wenig besonders hinzuweisen wie auf die republikanischen Anklänge in Schillers Jugendwerken, von den Kraftworten der Räuber an bis zu Marquis Posa's: „Ich kann nicht Fürstendiener sein." Daß der Fiesco zu Berlin in drei Wochen vierzehnmal verlangt und zur Aufführung gebracht worden, nahm Schiller selbst als ein Zeichen eines Verständnisses für republikanische Freiheit, welches er in der preußischen Hauptstadt gefunden.[13]) Ueber solches Berliner Republikanertum hören wir anderwärts Klage führen als über eine eitle Schwärmerei, welche, dank der Freiheit des Gedankenaustausches unter Friedrich II., sich in widerwärtiger Weise breit mache.[14]) Und was soll man sagen, wenn in dem angesehensten Organ der Berliner Aufklärung, in der Berliner Monatsschrift, im Jahre 1783 ein deutscher Universitätsprofessor sich dahin versteigen durfte, als Bewunderer der neuen amerikanischen Freiheit auch dem alten Europa geradezu eine künftige Republikanisirung und Fürstenverjagung in Aussicht zu stellen? Es geschah dies in jenen, neuerlich oft zitirten Versen einer schwungvollen, „Die Freiheit Amerikas" betitelten Ode:

Und du, Europa, richte das Haupt empor,
Einst glänzt auch dir der Tag, wo die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst, und, ein glücklicher Volksstaat, grünest.[15])

Und mit einer Naivität, die uns nicht minder als diese Prophetenkühnheit in Erstaunen setzt, empfahl ein Jahr später ein Mitarbeiter der gleichen Zeitschrift den Fürsten

an, die Einführung einer ganz republikanischen Verfassung in die eigenen Hände zu nehmen, und mit dieser Resignation den einzigen Weg zu betreten, auf welchem nach Friedrichs Großthaten ihnen noch ein neuer Ruhm zu erwerben übrig sei.[16])

Das Befremden eines Schlözer und anderer ernsthaft politischer Männer sowohl über diese Herzensergießungen selbst, als darüber, daß sie unter Friedrichs II. Regierung in einem vielgelesenen Journal Berlins ungehindert und ungestraft erscheinen konnten, werden wir vollkommen begreifen. Die Erscheinung selbst aber werden wir uns daraus zu erklären haben, daß derartige Meinungsäußerungen von gar vielen Zeitgenossen weniger als ernstgemeinter Angriff auf die gesetzliche Staatsform aufgefaßt, sondern nur jenen mannichfaltigen Erzeugnissen subjektiver Stimmungen beigezählt wurden, die sich damals so zahllos hervordrängten und, sofern nicht eine bestehende Autorität ganz unmittelbar und persönlich sich davon betroffen fühlte, oft einer sonderlichen Prüfung ihres materiellen Inhaltes gar nicht unterworfen wurden. Gehen wir aber dem weiter nach, so stoßen wir vielleicht hier auf einen Punkt in dem Wesen dieses damaligen Republikanismus überhaupt, welcher in unseren bisherigen Bemerkungen kaum zum Vorschein kam und zur Vervollständigung derselben noch eine besondere Betrachtung verlangen dürfte.

Ich erinnere an die in der Einleitung gegebenen Andeutungen über die mangelnde Befriedigung, über die kritische Geistes- und Gemütsverfassung, in welcher sich eine große Zahl der Gebildeten und Strebsamen, aller Wirklichkeit gegenüber, befanden. Dabei wird uns nun zunächst dies, daß solche Gereiztheiten sich oft mit besonderer Lebhaftigkeit gegen das monarchische Gepräge der bestehenden Ordnung richteten, umso leichter zu verstehen sein, je vielfältiger gerade das hergebrachte fürstliche Wesen in seinem Auftreten einer hauptsächlichsten Forderung der Poeten wie der Aufklärungsmänner, dem Verlangen nach Rückkehr zu Natur und Wahrheit, widersprach. Die Ge-

dichte wie die Prosa jener Tage bieten uns eine Menge bitterster Ausfälle gegen fürstliche Existenz und fürstliches Treiben, nach ihrem durchschnittlichen oder typischen Charakter. Unter den Poesieen erscheint die Schilderung orientalisch-despotischen Schlaraffenlebens in Wielands Schach Lolo fast harmlos gegen andere Produkte der Zeit. Der Jahrgang 1788 des Deutschen Museums[17]) brachte ein Gedicht „An einen neugeborenen Prinzen."

Ja weine nur, du hast zu weinen Recht,
Wie keiner von uns andren allen hat!
Unglücklicher, du sollst ein König sein,

so lautet der Anfang. Büßen werde der Prinz seiner

Väter Missethat,
Die rings umher die Welt zum Eigentum
Verlangten.

Es folgt die grelle Schilderung eines Fürstenschicksals. Du wirst Begleiter haben, heißt es,

die dir,
Und wenn du deinem Freund den Dolch ins Herz,
Weil seine Wahrheit dir nicht wohlgefiel,
Im Taumel stießest, sagen: Du thust recht!

Oder nehmen wir den Grimm in den Worten, in welche Bürger den Landmann gegen eine der ärgsten Drangsale seines Standes, gegen den fürstlichen Jagdunfug, ausbrechen läßt:

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein.
Du, Fürst, hast nie bei Egg' und Pflug,
Hast nie den Erntetag durchschwitzt,
Mein, mein ist Fleiß und Brot.
Ha, du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus! du raubst,
Du, nicht von Gott, Tyrann!

Auch zahlreiche Produkte der damals so fleißig angebauten Fabeldichtkunst können in Betracht kommen wegen der raffinirt niederträchtigen oder lächerlichen Rolle, welche darin

der Löwe, der Adler nebst Anhang spielen, und zwar unter ausdrücklicher Anweisung an den Leser, sich die Sache ja recht direkt ins Menschliche zu übersetzen.[18]) Und wie muß nicht das Verschiedenartigste, wodurch man sich gekränkt oder entrüstet fühlt, der monarchischen Verfassungsform zur Last fallen. Ein Aufsatz des Deutschen Zuschauers flicht in die Geschichte eines Auditeurs, der im Streit mit einem Major arge Unbill leiden mußte, eine Klage ein, daß Männer wie Goethe, Bürger und Utz, statt sich ganz ihrem Lieblingsstudium widmen zu können, sich mit unsinnigen Akten herumplagen, daß Ramler seine trefflichen Kenntnisse an Knaben verschwenden müsse, die ihn bald vergessen würden, daß Hölty fast Hungers gestorben, Michaelis unglücklich gewesen sei — und was sich an alles anschließt, ist ein Ausbruch des Unwillens gegen die Regierungskunst eines monarchischen Staates, welcher, zu künstlich, um sich auf die Tugend zu stützen, nichts übrig habe, als das Phantom der Ehre herauszustecken, — welcher Verdienst für das letzte Erfordernis achte und dem ärmsten Stümper, der die Maske vor das Gesicht halte, den Arm zum Tanz reiche.[19])

Daß es nicht etwa eigentlicher und grober Mißregierung bedurfte, um fürstenfeindliche Aeußerungen solcher Art hervorzurufen, liegt hier am Tage. Und daß die Zahl der bessern Fürsten im Zunehmen begriffen sei, wurde ja auch nicht verkannt. Was aber hier neben dem schon Gesagten sehr wesentlich in Betracht kommt, ist das ganze Verhältnis, welches zwischen der die Zeitbildung beherrschenden Aufklärung auf der einen, der Staatsgewalt auf der andern Seite, in jenen Tagen des sogenannten aufgeklärten Despotismus bestand. Nur sofern der Staat für die Glückseligkeit des Einzelnen Sichtbares und Handgreifliches leistete, war er für den rechten Jünger dieser Aufklärung der Gegenstand eines innerlichen Interesses. Nachdem nun die moderne Staatsgewalt, in vielen Stücken durch die Aufklärung gefördert und hinwiederum diese fördernd, das Mannichfaltigste in die Hand genommen hatte und sich dem

Einzelnen überall fühlbar machte, steigerten sich auch die Ansprüche der Aufklärung an den Staat; es erhob sich in ihr die Neigung, für alles ihr Widerwärtige den Staat verantwortlich zu machen und somit vorzugsweise an ihm die kritischen Stimmungen auszulassen, an denen sie, allem Bestehenden gegenüber, so reich war. Ein Beispiel hierfür sahen wir soeben vor uns; und wenn wir uns durch die sechs Bände „vom menschlichen Elend" hindurcharbeiten, die uns Salzmann in seinem „Karl von Karlsberg" zu lesen giebt — wie springt da überall die Staatsverfassung als die Schuldige hervor — sie, durch welche eigentlich dafür gesorgt sein müßte, daß jeder, der zum Ehestand reif ist und seine Kräfte gehörig ausgebildet hat, die Möglichkeit zum Heiraten erhielte und so vor Ausschweifungen bewahrt würde — sie, welche die Schuld trägt, wenn ein Dorfwirt gebratene Hühner aufträgt, während er in dem andern Arme ein blatternkrankes Kind trägt — denn der Staat müßte eigentlich die Blattern ausrotten*); — sie, welche überall den physisch und sittlich Schwachen entgegenzukommen hätte und sich's also zuschreiben muß, wenn sie versinken.[20]) Wie aber, wenn dann derselbe Staat, welcher für das Glück der Individuen noch so viel zu wünschen übrig ließ, nun für seine eigensten Zwecke, seinen Bestand und seine Größe, Forderungen erhebt, denen im Gegenteile das Glück von Tausenden aufgeopfert wird? Vor allem in der militärischen Ausrüstung, den stehenden Heeren jener Zeit mit ihrem Druck auf die Unterthanen und der unsäglichen Menschenquälerei in ihrem eignen Inneren, legte sich das zu Tage. Wir hören die Nation glücklich preisen, „welche weder Festungen, noch Geschütze, noch Soldaten besitze, Soldaten, deren Stand so viel Uebel und Unheil, so wenig Gutes in der menschlichen Gesellschaft stifte." [21]).

*) Es ist dies 1788 gedruckt, also acht Jahre ehe Jenner mit seinem Gedanken der Impfung an die Oeffentlichkeit trat. Salzmann bezieht sich auf Vorschläge ganz andrer Beschaffenheit, welche Hufeland erst kurz vorher (im November- und Dezemberstück des „Teutschen Mercurs" von 1786) gemacht hatte.

Und der Gewinn, der nach außen durch eine solche Armee zu machen war? „Ist denn das ein Ersatz für den Krieger", frug eine Stimme aus Oesterreich bei Gelegenheit von Josefs II. Türkenkriege,[22]) „daß sich die Arme unsrer Monarchie in alle Weltteile erstrecken, und er auf seinen Krücken nicht aus der dumpfen Stube kann?" Freilich hätte nun kein größerer Staat in dem europäischen Staatensysteme jener Ausrüstung entbehren können. Vorzüglich aber in der monarchischen Staatsform die Ursache zu suchen, lag doch nahe, nicht bloß, weil sie die Form fast aller größern Mächte des damaligen Europa war, sondern auch, weil in der That die Steigerung der Staatsansprüche nach der bezeichneten Richtung hin mit der Entwicklung des fürstlichen Absolutismus seit hundert Jahren aufs engste zusammengehangen hatte. Daß in der Schweiz, dank den ganz besonderen Verhältnissen dieses Landes, der Einzelne in manchen Stücken die Staatsgewalt weniger zu empfinden bekam, diente dann begreiflicherweise zur Bestärkung in der gefaßten Meinung, und was etwa von Schatten in republikanischen Zuständen sich nicht verkennen ließ, wurde hell vor dem tiefen Dunkel auf der Seite der Monarchie. „Republiken erleben bisweilen Revolutionen," hieß es im „Deutschen Zuschauer" des Jahres 1787, „aber diese Unannehmlichkeiten sind vorübergehend; ganze Generationen genießen einer Glückseligkeit, von der man in monarchischen Staaten keinen Begriff hat. Waser*) würde freilich in Berlin und Wien nicht hingerichtet worden sein, aber in welchem Verhältnis steht der Tod dieses einen Unglücklichen mit dem Wohlbefinden eines ganzen glücklichen Staates, ja sämtlicher Kantone? Und ist denn der monarchische Staat ganz frei von Opfern seiner allgemeinen Sicherheit? .... Legt die Möglichkeit eines nachbarlichen Ueberfalls in die eine Waage, und in die andere all den Jammer, all die Zerrüttung in den Familien, alle die moralischen Uebel, alle die Grausamkeiten, welche in zahl-

*) Von dessen Schicksal später die Rede sein wird.

reichen stehenden Armeen begangen werden, und fragt, ob die Summe aller dieser Uebel in einer Zeit von fünfzig Jahren nicht diejenige unendlich übersteigt, welche der grausamste Feind einem Lande anthun möchte?“ [23])

Lesen wir diese letzten Zeilen, so sehen wir: Man kommt in solchen Gedanken fast soweit, das Erste und Nächste, was man vom Staat verlangt — Schutz vor Gewalt des äußeren Feindes — daranzugeben, um der Staaten, wie sie sind, loszuwerden. Und es läßt sich denken, daß man auf solchem Wege bis zu einem Punkte gelangen konnte, wo auch die Republik mit den Belastungen, welche doch auch in ihr das Staatsinteresse dem Einzelnen auferlegen mußte, mit dem Autoritäts- und Satzungswesen, wie es ja auch in der vielgepriesenen Schweiz damals oft unsanft auf den Einzelnen drückte, nur relativ eine Gnade fand und als eigentliches Ideal die Auflösung alles Staatswesens sich darstellte. Und wirklich haben wir, während wir uns wohl vorhin bei Salzmann durch das Maß, in welchem der Staat für das individuelle Wohlergehen jedes Einzelnen in Anspruch genommen und verantwortlich gemacht wurde, sozialistisch angeweht fühlten, anderwärts in den Geistesprodukten jener Tage eine Empfindung, als wollte der Nihilismus aufdämmern. Der Gründer des als republikanisch verrufenen Illuminatenordens, der Ingolstädter Professor Weishaupt, faßte, weit über Monarchie und Republik hinweg, allerdings für eine ganz ins Unbestimmte gerückte Zukunft, das bezeichnete Ideal ins Auge. [24]) Durch die Hilfsbedürftigkeit der Menschen, durch ihre Verschiedenheit an Stärke und Einsicht, durch ihr Unrechtthun ist es, nach Weishaupts Meinung, zur Gründung von Staaten, zur Unterordnung von Menschen unter Menschen gekommen. Plan Gottes war es, der Menschheit anfangs die beiden vorzüglichsten Güter, Gleichheit und Freiheit, in vollem Maße zu kosten zu geben, um sie den Wert dessen, wozu er sie bestimmt, erkennen und dazu reif werden zu lassen. Aus den Führern, den Wohlthätern, denen sich die Menschen gefügt, sind dann tyrannische

Herrscher, aus der einen Menschheit ist eine Vielheit getrennter, einander feindlicher Staaten und Nationen geworden; einzelne Befreiungsakte brachten nur Wechsel der Herrschaft; wo „populärische Verfassungen" versucht wurden, erwies sich das Volk, wie es aus der Monarchengewalt herausgekommen, untauglich. In dem jetzigen Gleichgewichtsysteme der Staaten, in welchem alle Monarchen eine möglichste Sicherheit gegeneinander und somit die möglichste Freiheit zur Ungerechtigkeit gegen ihre Völker erhalten, liegt die äußerste Stufe menschlichen Verderbens. Indem aber durch eben dieses System jeder Monarch, um sich darin geltend zu machen, zur höchsten Kraftentwicklung genötigt ist, muß er schließlich auf Besserung der Zustände in Land und Volk denken; die Aufklärung verbreitet sich und die Revolution des menschlichen Geistes (deren Sieg nach Weishaupt durch die geheimen Verbindungen gesichert werden soll) bereitet sich vor. Und mit diesem Siege und mit der Erholung der Menschheit von dem gethanen Falle werden Fürsten und Nationen ohne Gewaltthätigkeit von der Erde verschwinden. Allgemeine Aufklärung und Sicherheit machen Fürsten und Staaten entbehrlich; oder wozu sollte man sie brauchen? Das Menschengeschlecht wird Eine Familie und die Welt der Aufenthalt vernünftiger Menschen werden.[25])

Nach alledem erkennen wir nun recht wohl, welcherlei Gedanken und Gemütsregungen in der damaligen Generation dem Republikanismus zu statten kamen. Weniger an eine positive politische Ueberzeugung dürfen wir bei unzähligen Bekennern desselben denken; vielmehr hatten in der Vorstellung von der Republik solche, die nicht mit Weishaupt aus allem Staatswesen sich hinausversetzen mochten, ein Feld vor sich, frei von dem Mannichfaltigsten, wodurch man in der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit belästigt wurde, einen leeren Raum, in welchem dann leicht einige ideale Phantasiegebilde aus dem klassischen Altertum oder dem fernen Amerika Platz finden mochten. Wenn nun aber zahllose Aeußerungen des Gegen-

satzes, in welchem sich das Individuum zur Welt fühlte, damals in solcher Weise geschahen, daß man fürs erste sich in der Aeußerung selbst genug that und sichs gar nicht ernstlich in den Sinn kommen ließ, ihr eine praktische Folge zu geben, so mußte das von diesen republikanischen Aeußerungen umsomehr gelten, je ärmer sie meist an allem realen Inhalt waren; ja es wurde mitunter als eine Art Unschicklichkeit übel vermerkt, wenn andere etwas mehr darin suchen und jenen Republikanern in allzusträflichem Tone verwehren wollten, sich nach ihrer Weise im Bereiche der Gedanken eine so unschädliche Bewegung zu machen.

Denn daß auf dem Boden der Wirklichkeit, daß in dem Deutschland, in welchem man lebte, für republikanisches Wesen kein Platz sei — abgesehen natürlich von den Reichsstädten, in denen sich freistaatliche Bildungen alter Herkunft unter dem Schutze der Reichsverfassung bis zur Gegenwart hingefristet hatten —, darüber war man doch überall, wo man Bedürfnisse und Verhältnisse ernstlich erwog, regelmäßig einverstanden; nicht ein Hinausstreben aus der Monarchie zur Republik, sondern eine sehr entschiedene Bevorzugung der ersteren vor der letzteren tritt uns da vor Augen. Gegenüber dem unbestimmten Idealismus der Freistaatenverherrlicher machte sich keineswegs bloß das Gefühl der gegebenen Unterthanenpflicht oder der Gedanke an das göttliche Recht der Fürstengewalt geltend; von den Wortführern der Aufklärung wurden vielmehr zu Gunsten der Monarchie mit allem Nachdruck Zweckmäßigkeitsgründe angeführt, teils hergenommen aus menschlicher Erfahrung und Natur überhaupt, teils aus der Beschaffenheit der Verhältnisse, wie eben Jetztzeit und Mitwelt sie darbiete. In letzterer Art sehen wir den ganz radikal angelegten, jedes eigentlichen Respekts vor Hohem und Ehrwürdigem entbehrenden Weckhrlin doch eifrig gegen Republikanertum zu Felde ziehen; als kräftiger Verfechter des monarchischen Staates überhaupt — und zwar indem er in ganz nüchterner

Weise auch ihn auf Vertrag gründete — verstieg sich Schlözer mit seiner Anfeindung oder Verspottung des Gegenteils bis in die griechische und römische Vorzeit, wo sich die „Republiketten" Griechenlands und der ältere Brutus gar Arges von ihm gefallen lassen mußten.

Und nicht gering mag die Bedeutung des Umstandes angeschlagen werden, daß eben Schlözer, von dessen außerordentlichem Einfluß auf das politische Urteil in Deutschland noch öfter zu reden sein wird, durch Stellung und Erlebnisse mehr als einen besondern Anlaß erhielt, sich mit republikanischen Autoritäten und Bestrebungen feindlich zu schaffen zu machen. Hatte er schon als junger Mann, bei seinem Aufenthalt zu Stockholm, im Anblick dortiger Unruhen sich mit Widerwillen gegen antimonarchisches Faktionswesen erfüllt, so sah er sich nachher als Professor zu Göttingen, in dem deutschen Kurfürstentum des englischen Königs Georgs III., durch den ausbrechenden Streit zwischen England und den nordamerikanischen Kolonien stark in Anspruch genommen. Entschieden stellte er sich — wir werden seine Gesichtspunkte bei späterer Gelegenheit kennen lernen — auf die Seite des Mutterlandes. Der Uebergang der Amerikaner zur republikanischen Verfassung war ihm denn nur ein Anlaß mehr zur Bekämpfung der letzteren und galt ihm als Produkt unreiner Beweggründe — der „edle Kampf für Freiheit und Vaterland," welchen der obenerwähnte Berliner Sänger pries, als ein „Kampf für Hancock und Contreband," wie Schlözer den Vers travestirte.[26]) Volleren Anklang, als in dieser Fehde mit dem vielbewunderten Amerika, fand Schlözer bei einer anderen, ungleich grimmigeren Bekämpfung republikanischen Wesens, wozu ihm aus Deutschlands unmittelbarer Nachbarschaft Stoff und Antrieb kam. Durch einen Artikel des von Schlözer herausgegebenen „Briefwechsels" über den „Züricher Kriegsfonds," sowie durch einige von Schlözer hinzugefügte Bemerkungen war die Regierung von Zürich aufs heftigste gereizt und zu Maßregeln gegen den gewesenen Pfarrer

Waser, der sich als Einsender jenes Artikels ergab, veranlaßt worden. Bei dieser Gelegenheit ward nun Waser auch im Besitz einer wichtigen Urkunde gefunden, durch deren Unterschlagung er sich allerdings eines schweren Vergehens schuldig gemacht hatte. Daß er dann aber, und zwar nach mancherlei Auffälligkeiten des Verfahrens, den Tod durch Henkershand erleiden mußte, wurde ziemlich allgemein mehr für einen Racheakt der Züricher Regierung wegen dessen, was Schlözers „Briefwechsel" gebracht, als für eine Bestrafung des wirklichen Verbrechens genommen. Von Schlözer wurde es laut als Justizmord proklamirt und mit dem äußersten Aufgebot seiner ansehnlichen publizistischen Macht nicht bloß gegen die Züricher Regierung, sondern gegen schweizerisches, gegen republikanisches Wesen überhaupt geahndet. Das ganze dreizehnte Heft seiner „Staatsanzeigen" ward ausdrücklich dazu bestimmt, „die Schrecken der oligarchischen Despotie in factis zu zeigen," und behandelte nichts als Unfug in schweizerischen und deutschen Freistaaten. Längere Zeit stand dieser Wasersche Fall im Vordergrunde der Aufmerksamkeit allenthalben, wo von Vorzügen und Nachteilen republikanischer oder monarchischer Zustände gehandelt wurde. — Und eine dritte Gelegenheit, gegen republikanische Strebungen seine Autorität in die Wagschale zu legen, empfing Schlözer durch die lebhafte Beschäftigung mit den holländischen Wirren der achtziger Jahre. Hier hatte er, gegen die sogenannte Patriotenpartei, die Sache des braunschweigischen Herzogs Ernst Ludwig und der erbstatthalterlichen Gewalt, welche von demselben längere Zeit vertreten wurde, bereits eifrig zu verfechten begonnen, als er von seinem hannoverschen Hofe mit einem ausdrücklichen Auftrage zur Abfassung eines Buches betraut wurde, das die Rechtfertigung des Herzogs zum Gegenstande hatte.

Mochte sich nun Schlözer im Kampf gegen diese außerdeutschen Republiken und Republikaner mitunter weiter hinreißen lassen, als es so manchem ruhigen Deutschen schmackhaft war, so traf er doch in der Hauptsache, soweit

sichs um Deutschlands Gegenwart handelte, mit seiner derben Abweisung aller republikanischen Ideen im Grunde nur, was sich nach der ganzen Lage der Dinge von selbst verstand. Denn woher hätte doch hier, bei der langjährigen Gewohnheit der meisten Bevölkerungen, Leitung und Anstoß ganz von oben zu erwarten, der Gedanke an die Möglichkeit eines Umsturzes der obersten Verhältnisse sich eine thatsächliche Folge versprechen sollen? Insbesondere hatten ja gerade diejenigen Männer, in deren Kreisen jetzt das Wort „Republik" am häufigsten laut wurde, die Männer der Aufklärung, bisher so viele ihrer besten Ziele in enger Verbindung mit der fürstlichen Gewalt verfolgt; wie sehr sie, trotz manches Mißbehagens an derselben, sich doch auch ferner noch an ihre Hilfe gewiesen fühlen mußten, um die Mächte der Finsternis zu überwinden, schien ein einziger Blick auf den schreckenvollen Sieg dieser letzteren in Baiern, nach des wohlgesinnten Maximilian Josef Tode (1778), aufs lehrreichste dazuthun. „Es lebe die Gewissensfreiheit, das Recht der Souveräne und die Unterdrückung des Pfaffentums," ruft Weckhrlin[27]), und läßt an einer anderen Stelle, in einer märchenhaften Einkleidung des Streites zwischen Kaiser Josef und den Holländern, die Fee Autokratia gegen die arg verhöhnten Republikaner eine gar stattliche Figur spielen.[28]) Nur in der Alleinherrschaft erblickt auch der trotzig unabhängige Affsprung die möglichste Gewähr der allgemeinen Wohlfahrt in Reichen von weitem Umfang und verwickelteren Verhältnissen: denn nur in der Monarchie finde sich an der entscheidenden Stelle ein einheitliches Interesse und, wenn anders dem Herrschenden nur die Einsicht beiwohne, die Freiheit zur Geltendmachung derselben für das gemeine Beste.[29]) Dem Anspruch der Freistaaten dagegen, ihren Bürgern die freieste Staatsform zu bieten, ging der hallesche Popularphilosoph Johann Eberhard in einer eigenen Abhandlung: „Die Freiheit des Bürgers und die Prinzipien der Regierungsformen" scharf unter die Augen.[30]) Schon er macht dabei eine genaue Unter-

scheidung zwischen bürgerlicher und politischer Freiheit und giebt, unter Hinweis auf die Erfahrungen der Vergangenheit wie der Gegenwart, zu bedenken, wie oft der Grad der bürgerlichen Freiheit, d. h. der Verschonung des Einzelwillens mit Beschränkungen und Behelligungen von seiten der Staatsgewalt, in umgekehrtem Verhältnis zu dem der politischen — der Teilnahme der einzelnen Staatsmitglieder an der Souveränität — stehe. Mit nicht minderem Nachdruck weist er den vielbewunderten Einfall Montesquieus zurück, die drei Grundtriebfedern: Tugend, Ehre, Furcht unter die drei Verfassungsformen: Despotismus, Monarchie, Republik so zu verteilen, daß vorzugsweise für die letztere die Tugend in Beschlag genommen wird.

Und wie, wenn man auf die bestehenden Republiken des damaligen Europas das Auge warf? An dem „Siechhause" oder der „politischen Null" Venedig[31]) wie an dem gleichfalls als Republik betitelten Polen fand die vorgeschrittene Zeitbildung nur schlechten Geschmack. Hatte Wieland in seinem Schach Lolo dem göttlich berechtigten Monarchentume seinen Hohn gewidmet, so war er in seinen Abderiten auch dem Leben und Treiben in den kleinen Freistädten der Gegenwart nichts an Satire schuldig geblieben. Der Erhebung der amerikanischen Kolonien gegen das Mutterland war in Deutschland reicher Beifall gespendet worden; was aber dann, nach dem Befreiungskriege, von den unfertigen Zuständen, aus denen sie sich herauszuarbeiten hatten, von der schweren Krisis, die noch bestanden werden mußte, nach Europa herüberdrang, das regte doch auch in Deutschland manchen Zweifel an der Lebensfähigkeit des dortigen Republikanismus und manche Prophezeiung an, auch dort werde, über kurz oder lang, die Wendung zur monarchischen Staatsform nicht ausbleiben.

Selbst die Begeisterung für die freie Schweiz, welche Anfechtungen mußte sie erleiden? „Weisheit und Freiheit — so hören wir mit Bezug auf den Waserschen Prozeß

eine Stimme im Deutschen Museum ausrufen — sind aus den Republiken in die Monarchien übergegangen."[32]) Und nicht bloß Schlözer hatte, in dem eben genannten Prozesse, einen besondern Anlaß erhalten, die schweizerische Selbstüberhebung über die deutschen Fürstenknechte mit bitterem Spotte gegen die schweizerischen „Ratsherrnsklaven" zu vergelten; auch Weckhrlin hatte einen persönlichen, Aufsehen erregenden Strauß mit einer Schweizer Regierung und ließ es nicht an Beweisen fehlen, wie gründlich er der schweizerischen Freiheit den Respekt verweigere. Die Hinrichtung der als Hexe verurteilten Dienstmagd Anna Göldin in dem (ganz demokratisch konstituirten) Kanton Glarus (1782) erfuhr in Weckhrlins Zeitschrift „Die Chronologen" als ein „schandvoller Auftritt" eine scharfe Besprechung. Die Aufforderung der Glarner Regierung, den Einsender zu nennen, wies Weckhrlin für so lange zurück, als nicht die Unwahrheit der berichteten Thatsachen erwiesen sei. Darauf erging an ihn von Glarus aus eine Vorladung und wurde (nachdem, wie Weckhrlin behauptet, ein Bestechungsversuch vergeblich geblieben) im Tone eines über alle Maßen lächerlichen Behördenhochmutes wiederholt. Wirklich vollzogen wurde die Verbrennung des betreffenden Heftes der „Chronologen" durch Henkershand, wozu Weckhrlin, dem dieses Vorhaben der Glarner Regierung heimlich angezeigt worden war, seine Silhouette zur Mitverbrennung einsandte. Die Glarner Regierung antwortete darauf mit einem Steckbriefe, worin sie alle Schweizer Behörden für den Fall, daß sich Weckhrlin auf eidgenössischem Boden betreffen lasse, auf ihn zu fahnden bat, dem Auslieferer 100 neue Thaler (cent écus neufs) versprach, und in dem beigefügten Signalement „le dit Ludwig Weckhrlin" als einen Mann konterfeite von visage pâle et maigre, taille petite, jambes minces, et en général la figure très désagréable. Man kann denken, zu welchem neuen Uebermute Weckhrlin sich hierdurch aufgefordert fühlte.[33])

Endlich noch: welche Art von Republik hätte man,

um aus der Monarchie hinauszustreben, ins Auge fassen sollen? Eine aristokratische? Wir werden sehen, wie weit man sich davon entfernt fühlen mußte. Eine demokratische? „Demokratie — sagt Schlözer — ist für Leute gut, die mit einander grasen [34]) — ungefähr das Gleiche, was Affsprung in die Worte faßt: ein demokratisches Volk müsse auf Bergen wohnen, seine bürgerlichen Verhältnisse müßten nicht verwickelt, es müßte nicht allzu zahlreich sein und wenig in den Fall kommen, Kriege zu führen. Von einer Volksherrschaft im eigentlichen Sinne sich für irgend eine absehbare Zeit Gutes zu versprechen, mußten ja auch, bei einiger Ueberlegung, die Männer des damaligen Fortschrittes schon durch den Umstand verhindert werden, daß sie, in allem Eifer für Bildung und Veredlung der Massen, doch die dermalige Bildungsstufe derselben, aus welcher sie eben emporgehoben werden sollten, nicht niedrig genug anschlagen zu können glaubten.[35]) Weckhrlin spricht von dem demokratischen System als von einer „Farbe, welche jeder Aufklärung, jeder vernünftigen Anstalt widerstehe."

Ein Relief ganz eigner Art gewann beiläufig in Deutschland die Erbmonarchie noch durch den Vergleich mit der Menge von Wahlfürstentümern, die man in den geistlichen Herrschaften vor sich hatte. Daß der Vergleich ganz zu Ungunsten der letzteren ausfiel, war so anerkannt, daß der Herausgeber des Journals von und für Deutschland, als er die Erklärung dieses Nachteils und die Angabe von Mitteln der Abhilfe zum Gegenstande einer Preisfrage machte, einem vornehmen Domkapitular des ersten geistlichen Kurstaates von Deutschland zumuten durfte, neben Justus Möser das Preisrichteramt zu übernehmen.[36])

So schien denn wohl der republikanische Gedanke, nach manchen Anzeichen, in der Luft zu liegen; wer aber auf seine Durchführung hätte sinnen wollen, hätte bald bemerken müssen, daß er mit demselben über diesem deutschen Boden und seiner Menge von großen und kleinen

monarchischen Staaten, unter welche als morsche Rest vergangener Zeiten ein halbes hundert freistädtische und dazu noch andre schwer definirbare politische Gebilde eingestreut lagen, ganz in den Lüften schwebte. Recht deutlich wird uns dies da, wo einmal ein Deutscher jener Tage sich eine wirkliche Vorstellung darüber zu bilden versucht, wie etwa die Republik in die Welt treten könnte. Es geschieht dies in jenem schon erwähnten Aufsatze der Berliner Monatsschrift, der den Fürsten als sichersten Weg der Unsterblichkeit empfiehlt, die Herbeiführung einer republikanischen Verfassung selbst zu unternehmen.[37]) Vor allem, heißt es, seien die Privatrechte der Bürger festzustellen durch Einführung eines bürgerlichen Gesetzbuches, welches der Nation zur Prüfung vorgelegt werden müsse. Noch hätte sie damit kein Stimmrecht, sondern nur die Freiheit, über öffentliche Angelegenheiten laut zu urteilen; sie bleibe am Gängelbande der fürstlichen Autorität, bis Standes- und Parteiunterschiede hinter dem Patriotismus zurückgetreten, bis das ganze Volk an eine freie Denkungsart gewöhnt sei. Die beste Vorbereitung werde sein, wenn der Fürst dem Volke die Wahl seiner Vorgesetzten, den Landständen die Wahl der Regierungsräte, den Bürgern die Wahl der Magistrate u. s. w. überlasse. Damit das gemeine Wesen, wenn auch unter Oberleitung und Aufsicht einiger Studirter und Besoldeter, doch der Hauptsache nach durch unbesoldete Beamte verwaltet werden könne, fällt ein großer Accent auf eine Simplifizirung der Geschäfte; denn das mühsame Studium eines verdrießlichen Details, die Plage mit den kleinlichen daraus hervorgehenden Arbeiten könne nur von einem eingeschränkten Kopfe erwartet, nur einem Lohnknechte und nicht dem, der sich aus bloßem Patriotismus herbeilasse, zugemutet werden. Wer aber (beispielshalber) als unbesoldeter Schiedsrichter fünfzig Prozesse entschieden oder geschlichtet habe, für den habe der Adel und, wenn drei Deszendenten hintereinander sich dieser Auszeichnung würdig gemacht, der erbliche Adel oder — falls der Verdienstvolle ohnehin schon von Adel sei —

eine höhere Adelsstufe als Lohn einzutreten; dazu noch die Befähigung, Repräsentant der Nation zu sein. Möglichst klar müsse dies und andres vorausbestimmt, möglichst wenig dem Gutachten des Fürsten oder seiner Beamten überlassen werden. „Nachdem nun der Fürst," heißt es dann weiter, „den Geist des Patriotismus geweckt und sich taugliche Subjekte zu Repräsentanten der Nation herangezogen hätte, müßte er die Rechte des Volkes in einer feierlichen Versammlung desselben für immer festsetzen, und der neuen Staatsverfassung durch zweckmäßige Mittel eine dauerhafte Konsistenz geben." Ein kostbareres Geschenk sei, so lange die Welt stehe, noch nicht erteilt worden als mit solcher festen Gründung der Glückseligkeit einer ganzen Nation, und das herrliche Bewußtsein erkaufe sich der Fürst durch keine wirklichen Opfer. Denn nie habe ein Monarch so uneingeschränkt geherrscht, als er herrschen werde, nachdem er die Herrschaft in die Hände des Volkes niedergelegt. Welchen Schritt würde die Nation wagen ohne Leitung des Mannes, der sie in das von ihm bebaute, ihr noch fremde Land der Freiheit hineingeführt? „Alles, was ein solcher Fürst verlöre, wäre die Gelegenheit, zu befehlen, weil jedermann seinen Wünschen zuvorkommen würde."

Auf einen realeren Boden treten wir zurück, indem wir uns jetzt zwei Erscheinungen zuwenden, worin Triebe und Gedankenrichtungen der Zeit, deren Thätigkeit wir in den republikanischen Spekulationen und Phantasien wahrnahmen, bei weitem mehr auch in dem Bereiche des wirklichen Lebens und mit einiger Hoffnung auf thatsächliche Erfolge sich zu äußern Gelegenheit fanden. Die Betonung des Anspruches eines jeden Menschen, sein Recht und sein Glück als Zweck des Staates beachtet zu sehen, drängte auf Abschwächung der Unterschiede zwischen Menschen und Menschen, sowie auf Hebung des Druckes hin, welchen die eine Klasse von der andern zu erleiden hatte. Aus der-

selben Quelle floß es, daß man, die Zweckmäßigkeit der Monarchie anerkennend, sich doch lebhaft sträubte gegen den Gedanken einer willenlosen Unterwerfung von Tausenden unter den unumschränkten Willen eines Einzelnen.

Nach der ersteren Richtung hin äußerte sich der Geist der Zeit vor allem in dem Verhalten der gebildeten Mittelklassen gegen die höheren Rangordnungen. Das schon längst bemerkliche Anwachsen des bürgerlichen Selbstgefühls gegenüber dem Adel setzte sich nicht nur in verstärktem Maße fort, sondern schritt auch von dem bloßen Widerspruch gegen den offenbaren Exzeß dazu vor, bald das eine, bald das andere in der herkömmlichen Stellung des Adels in Frage zu ziehen. Wie sich das Wort „Menschenrechte," schon vor der französischen Revolution, von Amerika her, in Deutschland einführte, so war die Zusammenstellung der Worte „Freiheit und Gleichheit" nicht ein bloßes Echo des Lärms, mit welchem der Ruf nach liberté und égalité die Nationalversammlungen und Straßen in Paris erfüllte. Aus der Lektüre Rousseau's hatte man die Worte schon früher sich angeeignet; von Weishaupt hörten wir bereits Freiheit und Gleichheit für die höchsten Güter der Menschheit erklären. Immer aber galt es bei der „Gleichheit" vor allem dem Gegensatze gegen die Ungleichheit zwischen bürgerlichem Stande und Adel. Wenn die notwendige Erleichterung des „Lasttieres der menschlichen Gesellschaft," wie Schlözer den Bauern nannte, immer lebhafter zur Sprache gebracht, wenn der Ruf nach Abschaffung der Leibeigenschaft und ähnlichem von Nationalökonomen wie von Humanitätsaposteln in Poesie und Prosa immer lauter erhoben wurde, so war es vor allem der Adel, der sich dabei betroffen und in seinen Interessen gefährdet fühlte. Und nicht minder ergingen Angriffe gegen den Vorzug, dessen sich der Adel bei Hof, in Regierung und Beamtentum erfreute, auf seine ausschlaggebende Stellung in den meisten landständischen Korporationen, auf seine geringe Beteiligung an Tragung der öffentlichen Lasten. Da erklärte Schlözer[38]:

Einen Menschen verbrennen, weil er Jude sei, und einem andern die höchste Stelle verschließen, weil er nicht von Adel, seien Spezies von einem Genus, Reliquien vormaliger Barbarei und mittelalterliche Schmutzreste.[39]) Auch der sehr konservativ und mildgesinnte Joh. Georg Schlosser (Goethes Schwager) spricht von einer zehnfachen Last, welche die Länder, deren Landstände nur aus Adel zusammengesetzt seien, zu tragen hätten im Vergleich mit solchen, welche keine Landstände besäßen.[40]) Bei Salzmann bildet es einen negativen Zug des idealen Traumbildes von der Zukunft, das er vor seinem Karl von Karlsberg aufgehen läßt, daß überhaupt kein Adel zu sehen, daß derselbe, als ein Erzeugnis der Nacht, bei Anbruch des Tages verschwunden ist.[41]) Und jener deutsche Professor, dessen begeisterten Erguß auf das von Fürsten freie Amerika ich früher erwähnte, preist dieses Land auch als eine Stätte:

Wo süße Gleichheit wohnet, und Adelsbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trotzt, und vom Schweiße des Landmanns schwelget.

Angesehenste Journale wetteifern in scharfer Kritik der hierher einschlagenden Verhältnisse[42]) und kaum irgendwo konnten sie auf einen so lebhaften Wiederhall bei dem großen Publikum rechnen. Als eine Mode wird es bezeichnet, „gegen den Unterschied der Stände zu eifern." „Komödien und Romane wimmeln von Deklamationen gegen den Adel. Alle Ehre eines Standes und der daher entspringende esprit de corps soll bei uns niedergerissen werden. Allgemeine Maximen sollen jetzt den Menschen treiben, und eifrige, feste Anhänglichkeit an Familie wird als eingeschränkter, unerleuchteter Trieb behandelt."[43]) Einmal über das andre hören wir einzelne Edelleute über die allgemeine Feindseligkeit Klage führen. Sie suchen den Sturm zu beschwören durch Versicherung eigner Vorurteilslosigkeit gegenüber dem gebildeten Bürgerstande, durch Darlegung, wie man gewisse Berechtigungen des

Adels nicht anfechten könne, ohne allen Rechtszustand in Frage zu stellen, durch Hinweis darauf, wie der deutsche Adel sich mehr und mehr dem Geiste der neuen Zeit aufschließe, durch Hervorhebung der stattlichen Reihe von Edelleuten, welche, in Staat und Literatur, sich als würdige Jünger dieses Geistes bewiesen.[44]) Und allerdings zeigte ja der Adel Deutschlands eine ganz ansehnliche Reihe von Männern auf, welche, im Sinne der Aufklärung handelnd oder schreibend, auch jetzt noch auf die hervorragende Rolle zurückwiesen, die einst, beim ersten Aufdämmern des neuen Lichtes, den Spitzen der Gesellschaft zugefallen war. Auch schien ja wohl bei einem Vergleiche des deutschen Adels mit demjenigen Teile des französischen, der dem Nichtfranzosen am meisten in die Augen fiel, mit dem grellen Hochmute desselben gegenüber der roture und dem schroffen Gegensatze zu dem eigentlichen Volkskörper, der Vorteil entschieden auf deutscher Seite zu liegen. Anderseits aber begreift sich doch auch, daß jetzt in der Masse des deutschen Adels die Zumutungen, die oft in grellsten Formen und schonungslosesten Karikaturen seinem Selbstgefühle gemacht wurden, eine beträchtliche Reaktion erzeugten, und daß dann der Widerstand und die Art, in welcher er sich geltend machte, die adelsfeindliche Stimmung im Bürgerstande vermehrte.

Ich würde hier ausführlicher sein und ein unendlicher Stoff würde mir namentlich aus der schönen Literatur zuströmen, wenn nicht alles, was die rein gesellschaftlichen Verhältnisse des Adels anginge, beiseite gelassen und nur, was die politische Stellung berührte, ins Auge gefaßt werden sollte. Halten wir uns aber hieran, so werden wir denn doch auch bei Betrachtung dieser Adelsanfeindungen Unterscheidungen zu machen haben. Erstlich zwischen dem, worauf wohl Stimmungen und Neigungen im Publikum, das muntere Wort einer erregten Stunde oder einer poetischen Laune hinging, und den festgefaßten Meinungen derer, welche derartigen Fragen ein ernstes, die Konsequenzen erwägendes Nachdenken widmeten. Auch bei den

letztern aber werden wir uns zu hüten haben, daß wir aus harten Worten über das eine oder andere in des Adels Stellung oder Ansprüchen auf ein Verlangen nach Beseitigung alles Adels schließen. Selbst ein so unermüdlicher und schonungsloser Ankläger alles Adelsunfugs wie Schlözer rügte doch, daß seit einiger Zeit viele Schriftsteller zwischen: dem Adel seine Arroganz und Impertinenz nehmen, und: ihn ganz vernichten, kein drittes zu kennen schienen.[45]) Und lag doch auch eine wirkliche Vernichtung, auf langehin, für den Besonnenen ganz außerhalb des Bereiches des Denkbaren. An den Höfen wie in den Besitzverhältnissen des platten Landes, in den Regierungsbehörden wie in den Armeen, in den Landständen wie in einer Unzahl von sonstigen Korporationen (man denke nur an die Domkapitel der Hochstifte und ihre Wichtigkeit für die geistlichen Fürstentümer) war alles von tausend Berechtigungen und Beteiligungen des Adels so durchzogen und getragen, daß man sich eine Beseitigung desselben, ähnlich wie die der fürstlichen Gewalten, ohne ein allgemeines Chaos kaum hätte vorstellen können. Wurzelte ja auch die Vorstellung einer gewissen Erblichkeit von Berufs- und Lebensstellungen so tief in allgemeinen Zuständen jener Zeit, in der man weit mehr als heutzutage gewöhnt war, in dem Sohne des Handwerksmannes ohne weiteres den künftigen Handwerker, in dem Sohne des Gelehrten den künftigen Gelehrten zu erblicken.

Aber nicht bloß, weil man seiner nicht los werden könne, meinten viele Stimmführer den Adel ertragen zu müssen; Zweckmäßigkeitsgründe machten sich vielmehr auch hier geltend zu Gunsten einer Institution, für welche der naive Glaube und Respekt bei den Aufgeklärten zu verschwinden im Begriffe war. Die Autorität eines Montesquieu, die Bewunderung für die englische Verfassung mit ihrer stattlichen Aristokratie kam ins Spiel. Und hatte doch im Grunde die absolute Fürstengewalt nach ihrer Art schon längst angefangen, den Adel nach ihren Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten aufzufassen und für diese Gesichtspunkte sich

dienen zu lassen. Friedrich der Große, für seine Person voll Hohn für den Glauben an eine Wesensungleichheit zwischen Edelmann und Bürgerlichem, fand es doch bekanntlich für das Rechte, daß im ganzen und großen die Hauptabteilungen des Volkskörpers sich eine jede in ihrem Bestande und Bereiche bewahre, weil nur so der Staat allezeit mit leidlicher Sicherheit auf die Mittel und Dienste rechnen könne, welche, die einen hauptsächlich bei dieser, die andern bei jener Abteilung, gesucht werden müßten; wie denn insbesondre nur bei dem Adel, dank seinem Standesgeiste, mit Gewißheit die Eigenschaften vorauszusetzen seien, die bei den Männern des höhern Staatsdienstes und bei den Offizieren sich am wenigsten entbehren ließen. Man erinnere sich, wie in jenen Tagen das Kastenwesen uralter Völker als ein Produkt tiefer Weisheit und Einsicht auseinandergelegt wurde. Ein Aufhören aller Stände, so hielt man den Anrufern der Menschengleichheit entgegen, werde das Ende aller Staatsverfassung sein. Das französische Schlagwort: kein Adel, kein Königtum, tritt uns dem Gedanken nach schon damals in der Aeußerung entgegen: Am wenigsten der Fürst, der ja selbst in größter Ungleichheit über allen stehe, dürfe die Ungleichheit unter den Landeskindern ungünstig ansehen. Und schelte man alles, was man Adelsvorurteil nenne, so müsse man, aus der vorhandenen Welt sich hinausträumend, auch dem Krieger sein Ehrenpünktlein, dem er das Leben opfere, dem Bürger das Festhalten am Herkommen, das einen jeden in den für alle ersprießlichen Bahnen halte, dem Bauer aber den Glauben nehmen, der ihn hindere, zum Empörer zu werden — den Glauben, ein- für allemal gehorchen zu müssen.[46]) Der preußische Minister von Zedlitz — ein vorzüglicher Träger freierer Anschauungen unter den höhern Staatsdienern Friedrichs des Großen — dachte doch in einer von ihm verfaßten Abhandlung sich schon die Ausbildung der Jugend sehr planmäßig geschieden je nach der Verschiedenheit des Standes.[47]) Und selbst ein Mann von so geringer Ehrfurcht vor den Gegenständen

hergebrachter Hochachtung und Andacht, wie Weckherlin, war doch von der Notwendigkeit einer Erhaltung des Adels als eigenen Standes so durchdrungen, daß er sich sogar sehr entschieden gegen Mißheiraten ausspricht — keineswegs, weil eine Vererbung der entscheidenden Eigenschaften durch die Geburt, wohl aber, weil sie durch die Erziehung stattfinde und auf diese die Mutter von vorwiegendem Einflusse sei.[48])

Von einem besondern Interesse ist es auch hier wie überall, Justus Möser zu hören.[49]) Immer so besorgt und so geschickt, dem Bestehenden einen Sinn für den allgemeinen Nutzen abzugewinnen, ehe er es als Unsinn verwirft, wünscht er nicht bloß den Adel überhaupt, sondern auch die Unterscheidungen zwischen altem und neuem Adel und sonstige Abstufungen festgehalten zu sehen. Nüchtern und praktisch bei all seiner Abneigung gegen die breiten Wege der damaligen Aufklärung, faßt er den Wert des Adels hauptsächlich, insofern daraus für den Staat die Möglichkeit erwachse, „mit Ehre zu bestreiten," was er sonst mit schwerem Gelde bezahlen müßte. Statt aber, wie andre, aus dieser Auffassung einen Grund gegen den Erbadel herzunehmen, behauptet Möser im Gegenteil: nur wenn nicht jeder Adel dem andern gleich und wenn nicht mit einemmale der volle Preis zu erwerben sei, behaupte der Adel seinen eigentümlichen Reiz und werde vor dem Schicksale anderer, persönlicher, vielleicht in einem günstigen Augenblicke erkaufter oder erschlichener Würden bewahrt. „Bloß der Umstand, daß der Adel einige Jahrhunderte gebrauche, um zu seiner Vollkommenheit zu reifen, und daß der junge Edelmann dieser Zukunft für seine Nachkommen mit Verlangen entgegensehe, mache ihm und allen bürgerlichen Standespersonen den Adel wünschenswert und zum Bewegungsgrunde, sich denselben durch Verdienst um den Staat zu erwerben." Wer aber Anstoß an der Vererbung politischer Vorrechte mit dem Adel nehme, der möge doch sagen, ob es mehr Sicherheit für das gemeine Beste abgebe, wenn in den Vereinigten Staaten das

(damals) auf dem Grundbesitze haftende Stimmrecht mit diesem Grundbesitze nicht bloß auf jeden beliebigen Erben, sondern auch auf jeden Käufer übergehe.

Wollen wir aber nach dem eigentlichen Inhalte der Aufgabe fragen, in deren Erfüllung der Adel seinen Beruf und die Rechtfertigung seines besonderen Daseins finden sollte, so hören wir meist zweierlei. Das eine klang uns schon aus der vorhin erwähnten Ansicht Friedrichs des Großen heraus: man glaubte, daß der Staat eines Standes bedürfe, der es für seine Bestimmung und Ehrenpflicht halte, die Sache von Fürst und Land nicht bloß durch die Menge der von ihm gestellten Offiziere, sondern auch nach andern Richtungen hin, in den hervorragenderen Stellungen zu bedienen, zu stützen, zu beraten. Das zweite war, daß man nur in dem Adel eine gehörige Selbständigkeit voraussetzen zu können glaubte, um einen Schutz gegen tyrannische Willkürübungen des Fürsten abzugeben. Daß beiderlei Gesichtspunkte auch von sehr freidenkenden Männern als durchaus geeignet angesehen wurden, um starke Vorzüge des Adels zu begründen, wird uns doppelt begreiflich erscheinen im Hinblick auf die damalige Ausbildung und Lage der in sich selbst so zerklüfteten bürgerlichen Bevölkerungen, ihr gedrücktes Wesen und die Engigkeit oder abgesonderte Beschaffenheit des Bereiches, in welchem sich Gedanken und Thätigkeit des Einzelnen zu bewegen gewöhnt waren. Auch für Männer aus dem Stande, in dessen Bildung und Situation die hier einschlagenden Bedingungen am ehesten gegeben schienen, für Männer aus dem Gelehrtenstande, bedurfte es doch noch sehr besonderer Umstände, um ihnen im höhern Staatsdienste eine ähnliche Stellung und Wichtigkeit zu ermöglichen, wie sie in Hannover, unter und neben der Geburtsaristokratie, der Kreis der fürstlichen Räte von bürgerlicher Abkunft in ziemlicher Geschlossenheit einnahm.[50])

Daß der Adel in der Regel die höchsten Stellen im Staate inne habe — Ausnahmen mochten etwa durch Adelung der so hoch emporsteigenden Bürgerlichen aus-

geglichen werden —, galt nicht bloß in der Praxis, sondern wurde auch von den Schriftstellern oft genug als das Richtige bezeichnen.[51]) Worauf der Freiherr von Zedlitz in der oben (S. 33) erwähnten Abhandlung die Erziehung der Edeln gerichtet wissen will, das weist entschieden auf diese Bestimmung und dies Vorrecht des Standes hin. Zur Kenntnis der eigenen Rechte sollte, nach ihm, ein jeder im Volke, die Jugend der mittleren Klassen auch zu einer Einsicht in die Verschiedenheit der Staatsformen emporgezogen werden. Dagegen sind Abwägung der Pflichten und Rechte des Staates, Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung durch Gesetzgebung und Handhabung der Gerechtigkeit wie durch kluge Anwendung der Macht, Sicherheit des Staates, die Verbindung der Völker, die Befugnisse des Krieges, die Pflichten des Kriegsmannes gegen das Vaterland und ähnliches, als Gegenstände bezeichnet, worüber eine gründliche Aufklärung den Jünglingen aus dem Stande der „Edlen" vorbehalten ist, für welche Aufopferung als die spezifische Pflicht, Ehre und Nachruhm als spezifischer Anreiz zu gelten haben. Ernst Brandes weist die höhergebildeten Bürgerlichen, als die Depositäre der im Staate zirkulirenden Summe von Kenntnissen, auf die Förderung der Wissenschaften und auf die Kultivirung des eigenen Verstandes an. Bleibe der Mann in seiner Sphäre, so komme er zu einer Sicherheit des Denkens und Handelns, welche dem, der noch immer weiter hinaufsteigen wolle, leicht verloren gehe.[52]) Es knüpfen sich daran ungünstige Bemerkungen über Strebertum, über unzeitige Reformgelüste und die unangenehmen Formen der Parvenüs.

Anderseits als eine Mauer gegen Despotismus den Adel in Ehren zu halten, mahnt der freiheitsbegeisterte Schubart, und findet die Ausfälle einiger hungriger Dichter auf den ganzen Stand unerträglich.[53]) Und in derselben Berliner Monatsschrift, in welcher die poetische Verherrlichung des jungen, mit Fürsten- und Adelsherrschaft verschonten Amerika Platz gefunden, hören wir

gegen die Adelsfeinde die Frage richten: ob man denn die einzigen Verschanzungen niederreißen wolle, welche in den meisten Ländern noch den Unterthanen gegen den alles überschwemmenden und einreißenden Despotismus beschützten. Die Türkei habe keinen Adel, und man brauche sich nur noch den esprit de corps der Janitscharen hinwegzudenken, um alles gleich niedrig vom allmächtigen Hauche des Einzigen abhängen zu sehen.[54]) Und ähnliches hat im Grunde Möser im Sinne, wenn er die verschiednen Stufen innerhalb des Adels selbst auch deshalb in Ehren gehalten wissen will, weil nur so der Adel die „glückliche Abstufung der Monarchie" werde herstellen helfen, die auf der einen Seite so vieles zur Größe der Monarchie beitrage, auf der andern den vom Throne entfernten Unterthanen so wesentliche Vorteile verschaffe; noch mehr aber kommt er mit jener Stelle der Monatsschrift überein, indem er äußert: Nur der Monarch, der sich zum Despoten erheben und alles unter sich in Sklaven von gleicher Art verwandeln wolle, könne wünschen, daß er mit Titeln und Adelsbriefen nach seinem Gefallen schaffen und vernichtigen könne, und daß alles vor ihm in gleicher Entfernung kriechen oder zittern, oder hassen und fluchen solle; nicht der Unterthan.[55])

„Laßt dem Adel seine Vorrechte, aber kontrolirt ihn," sagt Ernst Brandes nach einer Besprechung der hier behandelten Fragen. „Habt Mut, Wahrheit zu suchen, laßt euch eure Menschenrechte nicht rauben, aber achtet bürgerliche Ordnung."[56]) Und Johann Georg Schlosser hören wir ausrufen: „O wenn der Adel noch seine Vorzüge fühlte! wie wichtig könnte er dem Volke werden! So nahe dem Throne, würde er allein sagen können, was nun niemand sagt oder Tausende vergebens sagen! ... Den Bürgerlichen treibt Not oder Stolz, die mühsame Bahn der Geschäfte zu betreten; der Adel hat durch seine Geburt, was seinem Stolze schmeichelt."[57])

Nur freilich, daß der deutsche Adel — und der Ton der Schlosserschen Worte selbst deutet das an — erst

noch große Wandlungen hätte durchmachen müssen, um den ihm zugedachten Aufgaben zu entsprechen. Gegenwärtig wies der deutsche Boden wie in allem, so auch in Charakter und Stellung des Adels eine große Mannichfaltigkeit auf. Welch verschiedenes Wesen war es um den zahlreichen, in Dienst und Ehre scharf an seine Regierung gebundenen preußischen Adel, um den stattlichen Adel in Hannover mit dem reichlichen Anspruch auf Beiziehung und Berücksichtigung bei Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, um die reichsunmittelbaren Ritter im Westen mit ihrer Abgeschlossenheit gegen die Landschaft, innerhalb deren ein jeder saß, aber mit den stattlichen Beziehungen zu den geistlichen Stiften, in denen ein großer Teil von ihnen reichliche Pflegstätten fand, während andere in persönlichen Dienstverhältnissen an irgend einem fürstlichen Hofe, am liebsten in Wien, ihr Glück suchten. Der Vergleich aller dieser und noch anderer Erscheinungsformen mit der Art, in welcher man sich die wünschenswerte Mitwirkung des Adels im staatlichen Leben dachte, fiel doch meist recht unbefriedigend aus, und gar groß erschien doch überall der Abstand von den Eigenschaften und Verhältnissen, die man an der englischen Aristokratie bewunderte. Als eine Auffälligkeit konnte es denen, welche den Adel als eine Schutzmauer gegen Willkürherrschaft priesen, entgegengehalten werden, daß gerade Landstände, welche, wie die württembergischen, gar keinen Adel in sich schlössen, ihre Privilegien am besten behauptet hätten.[58]) Wollte man gar an die Befürwortung adligen Vorrechtes und Vorzuges die Einschränkung knüpfen, nie dürfe dieser Vorzug in dem ausschließlichen Rechte zu einem sinnlichen Genusse (einem bloß materiellen Vorteile) bestehen,[59]) wie kontrastirte hierzu in manchen Ländern diese üppige Herausfütterung eines trägen Adels an den Höfen, in bequemen Beamtungen, in den Domkapiteln der geistlichen Fürstentümer, oder das schroffe Verhalten der meisten Ritterschaften auf den Landtagen gegen jedes billige Maß einer Teilnahme an den Staatslasten!

Was aber am wenigsten im Sinne der Zeitbildung lag, war ein eigentliches Adelsregiment, ein sich selbst überlassener Adel in der Herrschaft über Land und Leute — dies eine Regierungsform, welche, sofern sich's um gegenwärtige Staaten handelte, für die meisten an Verwerflichkeit nur etwa durch ein Priesterregiment übertroffen wurde. Aeußerst selten nur, meinte Affsprung, werde in der Geteiltheit der Interessen, die in der Herrschaft eines aristokratischen Staates walte, das gemeine Beste sich garnicht in Widerspruch zu den Vorteilen und den Leidenschaften der meisten befinden. In der Bekämpfung dessen, was unter den Begriff oligarchischen Unfugs fiel, hatte sich Schlözer in seinen Fehden mit den Züricher Stadtherren, dem Berner Patriziate und der „Kakistokratie" in Holland zum Spezialisten ausgebildet. Gustavs III. Staatsstreich gegen den schwedischen Adel im Jahre 1772 erfreute sich lange Zeit eines allgemeinen Beifalls. Von der üblen Nachrede, in welcher Polen und Venedig bei den Wortführern der deutschen Publizistik standen, von der Mißachtung, mit welcher dieselben die Reichsstädte behandelten, kam auf die ritterliche und bürgerliche Aristokratie, welche in jenen außerdeutschen Staaten und in manchen dieser deutschen Republiken die Zügel in Händen hatte, der allerreichlichste Anteil zu fallen. Auch schwere Blutthaten und Attentate aus aristokratischen Kreisen, zur Behauptung der Adelsautorität oder in den Kämpfen verschiedener Adelsfaktionen gegeneinander, standen damals frischer und lebendiger vor der Seele der Menschen als die Erinnerung an demokratische Greuel. „Wird die patriotische Gesinnung laut', geht sie in That über," sagt Affsprung, „so wüßte ich wahrhaftig nicht, wo der Kopf eines Patrioten mehr wackelte, als in den Aristokratien."

Sahen wir nun den Geist der damaligen Zeitbildung so stark in einer adelsfeindlichen Richtung wirken, so ist uns da schon nebenbei, und zwar unter den Motiven

gegen eine völlige Beseitigung des Adels, eben das begegnet, was ich früher als Ausfluß aus derselben Quelle, wie die Adelsanfeindung selbst, aufgeführt hatte: ich meine das anwachsende Mißbehagen an fürstlicher Willkür und das Verlangen nach gewissen Schranken, innerhalb deren die regierende Gewalt sich zu bewegen habe. Sehr verschieden freilich, was man unter solchen Schranken verstand und woran man dabei dachte! Mitunter nur, daß der Fürst nicht, dem Einzelnen gegenüber, willkürlich sich über das bestehende Gesetz hinwegheben, das Gerichtswesen durch keine persönlichen Eingriffe störe; weiter aber auch, daß er, wo es sich um Gesetzgebung und sonstige allgemeinere Verfügungen handle, die Dinge nicht willkürlich aus dem ordnungsmäßigen Geschäftsgange herausreiße, nicht, nach augenblicklichem Wohlgefallen, den kompetenten Behörden das Gehör und die ihnen zustehende Mitwirkung versage. In diesem Sinne konnte denn auch Friedrichs des Großen Regierung, von einigen weltbekannten Ausnahmen abgesehen, für eine nichts weniger als despotische gepriesen werden: der englische Grundsatz: Rex in regno suo superiores habet Deum et leges, werde nirgends so gewissenhaft beobachtet wie von ihm.[60]) Von den drei Idealbildern, mit denen damals Albrecht von Haller in drei politischen Romanen die deutsche Lesewelt erbaute, war das eine, der vielgepriesene „Usong," ausdrücklich dazu bestimmt, einen Herrscher von absolnter Gewalt darzustellen; aber auch ohne alle grundgesetzliche Nötigung erkennt dieser fürstliche Weise sehr bestimmte Normen und Formen an, durch die er sich bindet, und manches von Friedrichs des Großen Staatsverwaltung scheint dabei dem schweizerischen Gelehrten in ähnlicher Weise vorgeschwebt zu haben, wie er in seinem „Alfred" die englische Verfassung als Muster einer verfassungsmäßig beschränkten Monarchie, in seinem „Cato" das heimatliche Bern als Beispiel einer „Republik der Edlen" im Sinne hatte. Deutlicher noch treten uns Vorstellungen und Beziehungen verwandter Art entgegen aus Joh. Aug. Eberhards Abhandlung: „Ueber die Freiheit des Bürgers und die Prin-

zipien der Regierungsformen.“ [61]) Den Despotismus — damals nach Meinung so vieler Deutschen die Regierungsform Preußens — will der preußische Philosoph überhaupt nicht als eine eigene Regierungsform gelten lassen, sondern nur als eine Ausartung, deren jede Form, auch die republikanische, gelegentlich verfallen könne; der Regent einer „unverdorbenen und aufgeklärten Monarchie“ ist auch bei diesem Denker weit davon entfernt, allenthalben nur die eigene Einsicht, sei sie auch noch so erleuchtet und erprobt, walten zu lassen.

Männer in höchsten Staatsämtern setzten einen Ehrenpunkt darein, den Staat, an dessen Regierung sie Anteil hatten, nicht als eine Willkürherrschaft bezeichnet zu sehen. Der Minister von Hertzberg, der 1784 in einer Abhandlung über die beste Regierungsform sehr nachdrücklich die günstigen Ergebnisse der preußischen Staatsverwaltung dargelegt hatte, machte es 1789 zum Gegenstande einer eigenen Beweisführung, daß der preußische Staat kein despotischer sei. Eine scharfe Grenzlinie zwischen Despotie und einem „eigentlich monarchischen Staate“ hatte geraume Zeit vorher schon ein anderer preußischer Minister, natürlich so, daß auch hier der preußische Staat auf die letztere Seite zu fallen kam, zu ziehen versucht: es war der angesehene Freiherr von Zedlitz in dem mehrfach erwähnten Aufsatz, welchen das Deutsche Museum von 1777 brachte. Der Monarch, so hieß es hier, herrscht durch allgemeine Gesetze, der Despot durch Eingebungen seiner Laune und durch Machtsprüche. Der Unterthan im despotischen Staate ist keines politischen Unterrichtes fähig, weil bei ihm alles auf den unbedingten Gehorsam hinausläuft; auch von den monarchisch beherrschten Unterthanen wird Gehorsam und Unterwürfigkeit gefordert, aber nur gegen die Willensmeinungen des Beherrschers, nicht gegen seine Willkür, nur gegen „die allgemeinen Verordnungen des einzigen Gesetzgebers im Staate,“ nicht gegen „Machtsprüche,“ die nur einem Despoten entfahren können. Die Gesetze des Monarchen heischen unbedingten Gehorsam,

seine Person Liebe und uneingeschränktes Zutrauen, seine Machtsprüche höchstens, in unschädlichen Fällen, kindliches Nachgeben."

Manches in diesen Worten klingt freilich, als wollte Zedlitz damit nur einem frommen Wunsche Luft machen in Bezug auf das eine und andere, worin denn doch auch Friedrichs des Großen Waltung aus den Grenzen einer solchen „eigentlich monarchischen" Regierung heraustrat. Daß es in der That Punkte gab, in denen sich auch unter den hohen Würdenträgern des preußischen Staates ein Verlangen nach einigen bestimmteren Beschränkungen der monarchischen Allgewalt regen konnte, zeigte sich sogleich nach Friedrichs Tode; es war dabei eine Frage im Spiele, welche außerhalb Preußens für Karl Friedrich Moser, zum Teil auf Grund eigener bitterer Erfahrungen, den Stoff zu lebhaften Klagen, und außerdem für die Reichsgerichte den Anlaß zu zahlreichen Sentenzen abgab, mit welchen sie den Fürsten lästig fielen. Die Frage betraf die oft angefochtene Freiheit der Landesherren, ihre Diener ohne Grund und ohne Entschädigung jederzeit zu entlassen, eine Freiheit, die neuerlich umso übler vermerkt wurde, je mehr man sich daran gewöhnte, in den Dienern der Fürsten (ja im Grunde in diesen selbst) die Diener des Staates zu erblicken. War auf diesen Punkt 1774 am Rhein, durch die massenhaften Dienstentsetzungen im Mainzischen nach dem Tode des wackeren Kurfürsten Emmerich, eine lebhafte Aufmerksamkeit gezogen worden,[62]) so bemerkte man in Preußen, beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II., in den obersten Behörden ein wohlüberlegtes Streben, höchsten wie niederen Beamten gegen willkürliche, entschädigungslose Beseitigung eine Sicherung zu verschaffen, aus welcher sich dann unwillkürlich für eine durchgreifende Geltendmachung selbstherrlichen Beliebens überhaupt manche thatsächliche Erschwerung ergeben mußte.[63])

Aber auch in dem Dasein von Schranken noch anderer Art begann man denn doch den Gegensatz gegen die un-

umschränkte Monarchie zu suchen: man dachte an Faktoren, welche irgendwie aus eigenem Rechte eine Kontrole oder eine Mitwirkung in den Sachen des Staates zu beanspruchen hätten. Daß Regierung und Staat nicht bloß äußerlich das Volk zu umspannen und über dasselbe zu verfügen, daß vielmehr die öffentliche Ordnung auch in und auf dem Volke zu beruhen habe, fing sich dem Bewußtsein der Menschen aufzudrängen an.[63]) Der Gedanke, das Volk habe ein Recht darauf, der Regierung gegenüber irgendwie vertreten zu sein, arbeitete sich, unbekümmert um den argen Widerwillen des sonst so einflußreichen Rousseau gegen alle Art von Volksvertretertum, auch in Deutschland empor. Hätte man nur in den meisten deutschen Ländern an der einzigen Stelle, wo noch ein eigener Wille in Vertretung des Landes sich gegenüber der Regierung geltend machen zu können schien, in den Landständen, etwas anderes vor sich gehabt als abgelebte Korporationen, in denen bloß einzelne, aus der Gesamtheit hervorragende oder mit altem Privilegium ihr gegenüberstehende Bestandteile zur Erscheinung kamen! Ein Aufsatz im Journal von und für Deutschland (1785) gerät darüber sogar auf den wunderlichen Gedanken, ob nicht den sogenannten patriotischen Gesellschaften, die in ihrer gemeinnützigen Thätigkeit eine immer wachsende Bedeutung gewannen, eine Entwickelung im Staate gegeben werden könne, um aus ihnen einen „Nationalkonseß" hervorgehen zu lassen; ohne Landstände, ohne Parlamente und ähnliche, oft dem gemeinen Wesen nur hinderliche Versammlungen würde dann vielleicht die Stimme des Volkes zur Regierung dringen und die Einsicht der Aufgeklärten nicht aus einer, sondern aus allen Klassen ihr zur Verfügung gebracht werden.[65])

Meist aber mußte denn doch das Auge, mit oder ohne Befriedigung, auf den Landständen haften bleiben.[66]) Wenn einst Johann Jakob Moser mit Leidwesen hatte bekennen müssen, daß in manchem deutschen Ländchen gar nicht zu erfahren sei, ob daselbst noch Landstände existirten,

so begann man sie jetzt, wo sie noch zu finden waren, mit aufmerksameren Augen zu betrachten. Und insbesondere für die Schriftsteller war mit ihrem Dasein an sich ein nicht unbeträchtlicher Vorteil gegeben. Von der Verwerflichkeit unumschränkter Regierungsgewalt so lebhaft, wie allmählich Sitte wurde, zu sprechen, würde doch gar manchem bedenklich gefallen sein, wenn nicht meist das Vorhandensein einiger landständischer Berechtigungen die Möglichkeit geboten hätte, die Regierungsform des eigenen Landes als eine nicht unbeschränkte aufzufassen, gegen welche daher der Tadel nicht gerichtet sei.

Aber es fehlte eben damals auch nicht an Vorgängen oder sonstigen Anregungen, durch welche hie und da landständisches Wesen zum Gegenstande eines wirklichen, lebendigeren Interesses wurde. Der ausdauernde Widerstand der würtembergischen Landstände gegen das tyrannische Regiment Karl Eugens — von Erfolg gekrönt, weil hier Friedrich der Große einen Grund hatte, sich gegen den Fürsten einzumischen —, das Märtyrertum des braven Johann Jakob Moser, der in langjährigem Kerker seine mannhafte Vertretung der landschaftlichen Rechte büßen mußte, zog die Teilnahme auf sich. Ein wohlthuendes Gegenstück fand man in der Harmonie, in welcher die Regierung des sächsischen Kurfürsten Friedrich August III., unter gewissenhafter Beobachtung der ansehnlichen Rechte der Landstände, mit den letzteren zusammenwirkte zur Wiederherstellung von Ordnung und Wohlstand nach schweren Zeiten arger Mißwirtschaft und Kriegsdrangsal. Bereits im Jahre 1780 hörte man, auf dem Landtage des Bistums Münster, durch ein Mitglied der Ritterschaft die Landstände selbst als „Mit-Repräsentanten der Nation" (als die andere Hälfte der Repräsentation war vermutlich das Domkapitel gemeint) bezeichnen.[67]) In Spittlers lebensvoller Behandlung deutscher Territorialgeschichten lernte man die Vorgänge, unter denen sich vor Zeiten landständische Berechtigungen in Deutschland gebildet hatten, noch aus einem anderen Gesichtspunkte, als

dem des juristischen Berufsmannes oder des Antiquars, betrachten; etwas von dem Mitgefühl, mit welchem man wohl die Entwickelungskämpfe der englischen Verfassung zu verfolgen sich gewöhnte, kam auch auf die Mühen und Gefahren zu fallen, unter denen das württembergische und das braunschweig-kalenbergische Land zu ihren staatsrechtlichen Verhältnissen gelangt waren. Auch Weckherlin, bei allem Eifer, mit welchem er, Pfaffen und Republikanern gegenüber, das Recht der Souveräne hochhält, spricht doch anderwärts mit Bitterkeit von der Erfindung, die man gemacht habe, mißliebige Parlamente zu exiliren und zu dissolviren, Landstände zu chikaniren und zu korrumpiren, und die Einteilung der Staatsgewalt in eine exekutivische und gesetzgeberische ohne Hinzuthuung einer Volksgewalt nennt er eine Absurdität.[68])

Und wenn unter denen, welche ihre Stimme für gesetzliche Einschränkung der monarchischen Gewalt mit besonderer Kraft erhoben haben, wiederum Schlözer genannt wird, so darf als Einwand hiergegen oder als ein Fall, wo er seiner Ueberzeugung untreu geworden wäre, seine Verurteilung des amerikanischen Widerstandes gegen die englische Regierung keineswegs genannt werden. Nicht einer fürstlichen Willkürherrschaft hat er das Wort geredet, sondern nur um Grenzfragen zwischen Rechten und Verpflichtungen der Amerikaner auf der einen, des englischen Königs und Parlaments auf der anderen Seite handelte es sich für ihn; es galt Erörterungen, welche, um überhaupt entstehen zu können, schon ein Maß von Freiheit und Zustände voraussetzten, wie man sie damals auf deutschem Boden vergeblich gesucht hätte. Daß die Amerikaner dem englischen Parlament und König nicht bloß das Recht, sie „innerlich" zu besteuern, sondern auch — nach Schlözers Ueberzeugung unbefugterweise — das Recht der „äußerlichen Besteuerung" (Anlage von Einfuhrzöllen in den Häfen) streitig gemacht — dies und die offene Gewalt, zu der sie ohne alle dringende Not geschritten seien, setzte sie nach Schlözers Ansicht ins Unrecht. Und was wird

in dem ersten Schriftstück, welches Schlözer in der Angelegenheit den Lesern seines „Briefwechsels" vor Augen legte, als ein hauptsächlicher Schaden beklagt, der von der amerikanischen Erhebung zu erwarten sei? Die Besorgnis vor dem Gewinn, welchen aus ungerechtfertigten Freiheitsausbrüchen die Feinde aller Freiheit ziehen könnten spielt schon in jenen jungen Jahren der modernen europäischen Freiheitsbestrebungen eine Rolle. Der Verfasser preist den Geist der Mäßigung, der Menschlichkeit, der Toleranz, welcher neuerlich bis ins Innerste der Fürstenzimmer gedrungen sei, die anbrechende Erkenntnis, daß der große Haufe nicht einem Einzelnen aufgeopfert werden dürfe, daß vielmehr Gleichheit und politische und bürgerliche Freiheit Naturrecht seien — um an alles das den Ausdruck schwerer Befürchtung zu knüpfen: subalterne Politiker würden den amerikanischen Aufstand als Frucht dieses neuen Geistes oder des freieren Sinnes, mit welchem die Engländer im Vergleich zu den Spaniern ihre Kolonien behandelten, ausschreien; Despotie und Tyrannei würden sie dadurch bei den Fürsten in neues Ansehen bringen.[69]) Daß Schlözer im Jahre 1774, angesichts der damals noch so zarten Keime einer freieren Entwickelung auf deutschem Boden, solche Besorgnisse aufrichtig teilte, dürfen wir wohl glauben; ein aus englischen Verfassungsverhältnissen hervorgegangener Aufruhr gegen die Obrigkeit, wie mochte er benutzt werden, das häufige Lob dieser Verhältnisse den Freierdenkenden zum Vorwurf zu machen und an den Höfen in Mißkredit zu setzen! Die republikanische Wendung der amerikanischen Bewegung konnte dann am wenigsten dazu beitragen, den gut monarchisch gesinnten Schlözer mit ihr zu versöhnen; und wenn nun die Hitze des einmal entbrannten Streites und daneben vielleicht seine persönliche Stellung als hannoverscher Staatsangehöriger den derbgearteten Mann zu mancher Einseitigkeit in Behandlung des Einzelnen hinriß, so wird man das weder rechtfertigen noch allzuhart verurteilen dürfen. Weit genug und weiter, als es

viele seiner besten Freunde billigen konnten, hat ihn ja allerdings dieser einseitige Eifer geführt. Kein geringes Aergernis war es und wurde mit berechtigtem Unmute vermerkt, wenn er sogar der wachsenden Entrüstung über das Schicksal der deutschen Landeskinder, die von ihren Fürsten an die Engländer zum Dienst gegen Amerika vermietet worden waren, mit einer Berechnung entgegenzutreten suchte, daß denn doch von allen diesen Deutschen nur 11853 nicht nach Deutschland zurückgekommen seien.[70])

Umso höher wird man es aber anderseits zu würdigen wissen, wenn er eben sowenig durch diese leidenschaftliche Bekämpfung der amerikanischen Sympathien vieler deutscher Freiheitsfreunde, wie später durch seinen Abscheu vor der französischen Revolution verhindert wurde, an der allgemeinen Richtung seiner Thätigkeit festzuhalten und insbesondere gegen fürstliche Willkür auf dem deutschen Boden zu wirken. So vielfach er mit dem, was Josef II. bezweckte, einverstanden sein mußte, so wenig wollte er doch allenthalben das Verfahren desselben gutheißen. Er warf die Frage auf, ob nicht bei einer Maßnahme, wie die Einführung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches in Oesterreich, irgendwie „der Nation" hätte Gelegenheit gegeben werden sollen, sich auszusprechen.[71]) Als sich, in den letzten achtziger Jahren, auch in den deutsch-österreichischen Landen die Stände mit einem Anspruche rührten, namentlich bei den grundstürzenden Steuerverfügungen Josefs eine Stimme mit abgeben zu dürfen, erweckten diese Regungen sein beifälliges Interesse. Er freut sich, daß, nachdem die mutigen Brabanter ihre Stände und Rechte mit Macht gerettet haben, jetzt auch ihre Mitbürger in Oesterreich etwas thun zu wollen scheinen.[72]) Er kommt bis zu der Bemerkung: Jede Regierungsform, wo der gute Herrscher nicht durch Volksrepräsentanten (Land- oder Reichsstände) belehrt, geleitet, und der nichtgute nicht im Notfalle gezügelt werde, sei unnatürlich und für die Zukunft höchst gefährlich. Am stärksten fährt er gegen die willkürliche Verfügung über das Vermögen des Bürgers

los. Was Peter Sturz schon 1776 in den Ausruf gefaßt hatte[73]): Träume nicht von Freiheit, so lange noch unser Eigentum nur von einer Schatzung zur andern sicher ist," das drückte Schlözer in seiner Weise aus, indem er jedes Volk, das sich bloß von Einem — sei es ein Individuum oder ein Unum morale (Aristokratie) — ohne seine Einwirkung taxiren (lateinisch tondere) lasse, für schlafdumm erklärte und die Hoffnung laut werden ließ, daß noch vor Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts dieser britische Satz in allen compendiis juris publici universalis gedruckt stehen werde.

Und so mag uns denn auch die Antwort auf die Frage nicht allzu schwer fallen, woher es kam, daß Josef dem II., dem gekrönten Enthusiasten der Aufklärung, doch aus den aufgeklärten Kreisen nie der volle und ganze Beifall wurde, auf den er gerechnet haben mochte. Der Hauptgrund lag in dem Widerwillen gegen sein „Stuartisiren" — wie Schlözer es wohl nannte —, gegen diese Regentenwillkür, die sich zum Höchsten steigerte in dem Bewußtsein, die Sache der Aufklärung zu vertreten, während eben in den Kreisen der Aufklärung selbst ein starker Widerwille gegen Herrscherwillkür an sich zum Durchbruche kam. Wahrhaft glänzende Worte gab diesem Widerwillen Schlözers jüngerer Kollege in Göttingen, der schon erwähnte Timotheus Spittler, der Mann des hellsten Verständnisses für das Recht des historisch Gewordenen wie des neu Werdenden, und zugleich der Meister in feinstem und in schärfstem Ausdruck. Das Göttinger Historische Magazin brachte 1787 von ihm einen Aufsatz über die in den österreichischen Niederlanden ausgebrochenen Unruhen.[74]) Als erste Frage gilt für Spittler: Was hat Josef seinen Unterthanen versprochen? Niemand werde erst erörtert wissen wollen, ob denn ein Fürsteneid gehalten werden müsse, und nur ein schamloser Schmeichler dem Volke das Recht bestreiten den Fürsten zu fragen: Was machst du? Nicht, daß in Belgien die Rechte und Freiheiten der Stände jetzt gutenteils den Exjesuiten und Pfaffen zu Gute kämen, nicht, daß Josef beim Angriffe

auf diese Rechte und Freiheiten gute Absichten hege, dürfe der Frage im Wege stehen oder vorgehn, was denn diese Rechte und Freiheiten der Stände *seien*. Zertrümmere Josef in gutem Willen Konstitutionen, was werde dann schützen vor dem bösen Willen tyrannischer Nachfolger oder, unter schwachen Nachfolgern, vor üblen Ministern? Nur ein Fall der höchsten Not, welcher alle Regel, alles Gesetz breche, habe den schwedischen Gustav III. bei seinem Staatsstreich von 1772 rechtfertigen oder — entschuldigen können. Mit Unrecht taste Josef an das, was der Pöbel seine Religion nenne; die russische Katharina dürfe auch dem Kamtschadalen sein Götterbild nicht nehmen, und Friedrich der Große habe das Recht seines Volkes geachtet, als nur ein Gesangbuch den Streitpunkt gebildet und *er* dabei nur verlangt habe, was die Vernunft zu verlangen scheine. Und wenn altgespartes frommes Gut jetzt nach den Wünschen einen aufgeklärteren Frömmigkeit verwaltet werden solle, so habe doch, da sich's hier um Landesgut handle, das Volk ein Wort mit dreinzureden. Zum Schluß, aus der Seele der Brabanter gesprochen, die einschneidende Frage: ob es denn ganz keinen Fall gebe, wo der *entschlossenste* Widerstand eines Volkes dennoch der *rechtmäßigste* Widerstand sei?

Einen besonderen Reiz würde es haben, hier noch *eines* Trägers von Ansichten zu gedenken, welche auf sehr reelle Beschränkung der Regierung, auf sehr ausgedehnte Beteiligung des Volkes an der öffentlichen Gewalt hingingen, und zwar nicht bloß sofern hergebrachte Verfassungsverhältnisse zu respektiren, sondern auch sofern neue Einrichtungen zu jenem Zwecke und auf Grund eines ungeschriebenen Rechtes erst zu schaffen seien. Niemand anders als des absolutistischen Josef eigener Bruder ist es, von welchem deutliche Kundgebungen in dieser Richtung vorliegen — derselbe, dem es beschieden war, nach Josefs Tode als Leopold II. den deutschen Kaiserthron zu besteigen zu einer Zeit, wo die französische Nationalversammlung soeben über verwandte Ansichten hinweg in

Bahnen gekommen war, welche schon bald aus aller Monarchie zur Republik hinausführten. Nur mag es zweifelhaft scheinen, inwiefern die Anschauungen eines Habsburgers, der auf italienischem Boden, als Großherzog von Toscana, zum Mann gereift war, in den Bereich der gegenwärtigen Schrift gezogen werden dürfen. Nicht sowohl Aeußerungen oder Erzeugnisse deutschen Lebens und Nachdenkens, als vielmehr Meinungen und Gedanken haben wir darin zu erkennen, wie sie aus der allgemeinen europäischen Atmosphäre jener Tage überall Personen in höchsten Stellungen und von empfänglichem Geiste anfliegen mochten.[75])

Eines aber, worauf meine bisherigen Erörterungen schon oft im einzelnen Bezug nehmen und hinweisen mußten, erfordert jetzt noch eine besondere, zusammenfassende Hervorhebung; bei den verschiedensten Wünschen und Anliegen, mochte sich's nun um Schranken für die Fürstengewalt, um Anfechtung des Adels oder um anderes handeln, fanden wir es mit im Spiele und konnten unter diesem Gesichtspunkte in allem die Thätigkeit Eines Geistes erkennen. Was ich hier meine, ist die immer stärker um sich greifende Sinnesänderung nicht bloß in Beurteilung einzelner Staatsformen, Institutionen, Berechtigungen, sondern in der Frage nach dem letzten Grunde und Rechte aller bestehenden Ordnungen überhaupt und aller auf denselben beruhenden Gewalten, Befugnisse und Vorzüge. Noch behauptete die ältere Anschauungsweise und Gewohnheit, alle obrigkeitliche und der Obrigkeit verwandte Gewalt einfach auf göttliche Einsetzung zurückzuführen, in den breiten Schichten der Bevölkerung eine starke Geltung und hatte begreiflicherweise an der Herrschaft, welche das Kirchentum über dieselben übte, einen mächtigen Rückenhalt. Nun aber weiß man auch, wie, diesen Anschauungen gegenüber, seit Grotius und Pufendorf Auffassungen anderer Art bei Philosophen und Juristen Raum gewonnen

hatten. Unter den Einwirkungen der englischen und französischen Literatur war die Wandlung fortgeschritten und auch der weitere Kreis der Gebildeten war davon nicht unberührt geblieben. Statt aus einer göttlichen Gründung besonderer Art, hatte man aus der Natur des Menschen, aus seinem Bedürfnis und seiner Erfindung das Dasein des Staates erklären, Staatsgewalt und Obrigkeit als menschliche Einrichtung ansehen lernen. Wie Friedrich der Große schon als Kronprinz eine uranfängliche, vom Volke ausgegangene Uebertragung als die Voraussetzung aller fürstlichen Macht bezeichnete, oder wie auch er, in ein paar seiner späteren Schriften, von einem Sozialvertrage als Grundlage des Zusammenlebens im Staate sprach, ist hinlänglich bekannt. Ueberboten wurde er hier wie in anderm durch Kaiser Josef II. Nicht in philosophischen, auf engere Kreise berechneten Schriften, sondern in offiziellen Erlassen nannte es dieser einen Unsinn, wenn ein Fürst sich einbilde, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande, sprach sich über den Titel: von Gottes Gnaden, in einer Weise aus, daß von einem ausschließlichen Anspruche des Fürsten auf denselben nichts übrig blieb, leitete das Besteuerungsrecht daraus her, daß jedes Individuum sein Vermögen mit blindem Vertrauen auf den Landesfürsten kompromittirt habe, aber dergestalt, daß nur, soweit nötig, davon genommen werde. Vor einem so herrischen Gebieter wie Herzog Karl Eugen von Württemberg konnte doch der eine seiner Hofprediger in feierlicher Gelegenheitsrede das Haus des Fürsten als dasjenige bezeichnen, wohin die Bürger das erste Kleinod der Menschheit, ihre Freiheit, in Verwahrung getragen, und so viele dem Naturmenschen anstammende Rechte überlassen hätten, während ein anderer Anschauungen nach Art von Rousseaus Vertragstheorie auf die Kanzel brachte.[76]) Und die Einleitung zum preußischen Landrecht, welches beim Ausbruch der französischen Revolution eben seiner Vollendung nahe stand, erging sich in Reflexionen über Ursprung, Verpflichtungen und Grenzen von Staat und Regierung, die ganz auf

verwandtem Boden erwachsen waren. Ich führe eben solche Beispiele auf — Aeußerungen solchen Ursprungs oder an solchen Stellen gethan —, weil uns dadurch am lebhaftesten eines zur Empfindung kommt: wie weit man damals entfernt gewesen sei, derartige Prinzipien für unverträglich mit der Monarchie, selbst der unumschränkten, zu halten. In der wissenschaftlichen wie in der populären Literatur jener Tage wurde von unzähligen Schriftstellern über das Emporkommen fürstlicher und anderer öffentlicher Berechtigungen ganz in gleichem Sinne gesprochen (etwa, um die Inhaber desto gründlicher zu einem weisen Gebrauch der ihnen übertragenen Gewalt und Befugnis zu ermahnen), ohne daß man damit der Monarchie zu nahe zu treten, ja selbst ohne daß man damit immer ein Verlangen nach konstitutionellen Schranken derselben auszusprechen beabsichtigt hätte.

Mitten hindurch begannen sich indes doch bestimmtere Konsequenzen zu entwickeln. Daß jene, schon seit länger aufgekommene Anwendung des Vertragsbegriffes auf die Begründung staatlichen Wesens, deren wir oben erwähnten, unter dem Eindruck von Rousseaus contrat social (wenn auch selten ganz im Sinne desselben) immer allgemeineren Eingang gewann, übte hier besonders seine Wirkung. Sahen wir das Verlangen nach irgend einer Art von Vertretung des Volkes, dem Monarchen gegenüber, sich schon mehrfach erheben, so diente der natürlich sich aufdrängende Gedanke, daß dem Fürsten gegenüber auch der andere Kontrahent, das Volk, zu irgend einer einheitlichen Erscheinung zu kommen habe, diesem Verlangen zur Begründung und Bestärkung. Wo alte Verfassungen, mit Landständen der herkömmlichen Art, noch in einiger Kraft bestanden, sah man in den Urkunden, auf denen ihre Stellung beruhte, den Vertrag zwischen Volk und Fürsten. Ward der Vertrag von dem einen Teile verletzt, so erwuchs dem andern das Recht zu widerstehen, wo nicht gar den verletzenden Teil seiner, aus dem Vertrage fließenden Rechte verlustig zu erklären. Hauptsächlich

unter diesem Gesichtspunkte wird die belgische Erhebung gegen Josef II. von Schlözer nicht ungünstig beurteilt,[77]) und in ähnlichem Sinne konnte derselbe, bei Besprechung der Händel zwischen den Lüttichern und ihrem Bischof (1789—90), sogar sagen: „Stände sind eher als der Fürst, sie erschaffen ihn erst." Aber auch, wo man nicht von der Vertragstheorie ausging, war darum der Geist, in welchem man die Verhältnisse faßte, nicht notwendig ein anderer. Wenn Weckhrlin die Vertragstheorie entschieden von sich weist, so thut er es nicht, weil dieselbe den Rechten der Krone zuwider sei, sondern vorzüglich, weil die Vernunft keinen Vertrag anzuerkennen vermöge, durch welchen der Wille noch ungeborener Wesen gebunden werde[78]); und wie auch er von einem göttlichen Rechte der Krone nichts wissen will, so schenkt er dem Präsidenten des Gerichts, welches über Karl I. von England gesessen, seinen Beifall zu dem Satze: die Nation in ihrer Gesamtheit sei über dem Könige.[79]) Schon hören wir den deutlich ausgesprochenen Willen eines ganzen Volkes über alles, selbst über das Gesetz, stellen,[80]) indem man in ihm selbst das Gesetz zu erblicken habe. Wieland hatte — wie er denn gern mitunter durch scheinbar anstößige Aeußerungen ein Nachdenken erregte — im Teutschen Merkur von 1777 alle Gewalt im Staate auf überlegene Stärke zurückgeführt in einer Art, die jedes Recht des Widerstandes unmöglich zu machen schien[81]); merkte man aber an dem großen Befremden, das der Aufsatz hervorbrachte, wie sehr die verbreitete Denk- und Empfindungsweise sich schon gegen eine solche Aufstellung sträubte, so wurde man nachher an Wieland selbst gewahr, daß die von ihm entwickelten Sätze noch eine andere Seite, als die zuerst ins Auge fallende, hatten und keineswegs die Unterwerfung des Volkes unter alles in Permanenz erklären wollten; und noch ehe die französische Revolution ausgebrochen, hören wir denselben Wieland behaupten: Selbst wenn unsere Vorfahren so dumm gewesen wären, ihren Freiheitsrechten (wie die Dänen durch das Königsgesetz)

förmlich zu entsagen, so würde dieser Verzicht nichts gelten.[82])

Ein geänderter Ton in Besprechung von Angelegenheiten, bei denen die höchsten Gewalten in Frage kamen, verriet, daß Geist und Empfindung sich mancher Bande ledig machten. Auch wo im Auftrag und Interesse von Regierungen geschrieben wurde, suchte man wohl die Wirkung auf das Publikum zu verstärken durch Eingehen auf den neueren Geschmack. Als Dohm, in preußischem Auftrage die Sache des Fürstenbundes führend, die Opposition gegen Josefs Pläne in ein möglichst volkstümliches Licht zu setzen suchte, gefiel er sich darin, die Fürsten als die ersten Bürger des gemeinsamen Vaterlandes zu bezeichnen.[83]) Wer nur der eigenen Eingebung zu folgen hatte, bewegte sich natürlich noch ungleich freier. Mit einem gewissen Behagen bediente man sich dann und wann solcher Wendungen, welche das Erbrecht des Monarchen gelten ließen, aber mit einem Anhang, als ob es immer erst von neuem erworben werden müsse. In dem „Grauen Ungeheuer" knüpft Weckhrlin an eine Erörterung der Geschichte von der eisernen Maske, hinter welcher hier ein unrechtmäßig beiseite geschobener Bruder Ludwigs XIV. gesucht wird, die Bemerkung an: „Ja wüßten wir nicht, daß das Recht der Throne sich mehr auf das Verdienst des Herzens und auf die Ansprüche der Tugend gründet, als auf die Herkunft, die im Kodex der Nachwelt immer ein unbedeutender Titel bleibt, so müßten wir zweifeln, ob die heutige Linie von Frankreich mit Recht ihre Krone besitze."[84]) Und der Philosoph Hufeland wirft es, in einer Abhandlung über Wert und Nutzen der Geschichte des Mittelalters, als eine Möglichkeit hin, diesen Nutzen darin zu suchen, daß einzig und allein im Mittelalter die Belege zu finden seien, um die Fürsten von ihrem mehr usurpirten als gerechten Ursprung ihrer Hoheit, den Adel von dem zweideutigen Grunde seines Vorzuges zu überzeugen, und durch solche Betrachtungen es allen diesen erhabenen Ständen zur Pflicht zu machen, durch eigene

Verdienste sich ihrer Vorzüge, die ihnen dann die anderen Stände gern gönnen würden, wert zu machen.[85]) Zum heiteren Schluß noch als Probestückchen eines Geistes, der sich's in der gewonnenen Berechtigung zu allerhand Respektwidrigkeiten recht wohl und bequem sein ließ, eine Stelle aus einem an Schlözer eingesendeten Aufsatz über Jagdunfug. „Was das Vergnügen des Fürsten und seine Braten betrifft," heißt es da, „so kann der gerade, schlichte Menschenverstand die Frage leicht beantworten. Jeder Landesherr ist erster Staatsbedienter seiner Nation, sie sei groß oder klein. Als solcher genießt er der Vorzüge so viele, daß er Ursache hat, vollkommen damit zufrieden zu sein. Wie kann nun ein Mann, den das Volk nur darum salarirt, damit er das allgemeine Beste aus allen Kräften befördert, ohne Schamröte verlangen, daß das Volk eine schwere Plage über sich ergehen lasse, um ihn, seinen ersten Staatsbedienten, zu amüsiren?[86])

Eine besondere Gelegenheit, das geweckte Interesse an Politik sowie die Richtung desselben auf die Fragen, mit denen wir es beschäftigt fanden, zur Aeußerung kommen zu sehen, bietet sich uns auf einem Felde geistiger Thätigkeit, welches in dem damaligen Deutschland vor vielen sich einer liebevollen Behandlung erfreute. Es war die Zeit eines Basedow, eines Salzmann, eines Campe, die Zeit, wo ein sehr verstärkter Accent auf die erzieherische Ausbildung des Individuums und in dieser ein viel selbständigerer Wert, als bisher, auf die Tüchtigmachung des Menschen für seine irdischen Zwecke gelegt wurde. Daß der gemeine Unterthan nicht mehr als rein passives Wesen im Staate, der Staat nicht mehr einfach als Besitztum der Regierenden zu gelten habe, mußte denn hier sogleich ins Gewicht fallen; nicht mehr konnte mit Einschärfung des Unterthanengehorsams und einigen, aus dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hergenommenen Analogien alles gethan scheinen. Die Frage, ob man der Masse des

Volkes die ganze Wahrheit über Staats- und Menschenrecht sagen dürfe, wurde vielfältig erwogen. In Weckhrlins Journal begeistert sich der Einsender eines Aufsatzes für den Gedanken, der Kanzel des Geistlichen gegenüber eine Bürger- oder Volkskanzel zu errichten. Warum besolde die Regierung nicht politische Redner wie sie geistliche besolde? Die Tribüne sei es gewesen, die in den Staaten des Altertums die Tyrannei erschüttert, den Menschenverstand der Nation gebildet und die bürgerlichen Pflichten vorgetragen habe.[87]) Erinnern wir uns ferner jener schon wiederholt von mir angeführten Abhandlung, in welcher der preußische Minister von Zedlitz sich über die Verschiedenheit der Staatsformen ausließ. Sie führte den Titel: Ueber die Einrichtung einer Volkslehre in einem eigentlich monarchischen Staate.[88]) Auch der Mann der geringsten Klasse soll, so heißt es hier, nicht bloß von seinen Pflichten Unterricht erhalten, sondern auch von seinen Rechten, „die ihm sein Dasein wert machen und ohne welche keine Pflichten stattfinden." „Ohne Religionsunterricht," sagt Freiherr von Zedlitz, „ist der Mensch ein reißendes Tier, ohne politischen Unterricht ein verirrtes Lamm, das jedem reißenden Tier zum Raub werden kann." Der Gedanke von hierauf gerichteten Lehrbüchern für die verschiedenen Klassen des Volkes, wie Dohm sie wünscht, von Volkskatechismen, wie ein solcher, nach Mosers Anführung,[89]) schon 1758 auf königliche Veranlassung in Schweden herausgegeben worden, lag in der Luft.

Eignete man sich doch diesen Gedanken selbst da als ein Mittel an, wo es darauf ankam, eben der Zeitströmung, aus welcher er hervorgegangen, entgegenzuwirken. Ein ganz als Katechismus gefaßtes Schriftchen für Unterthanen deutscher Fürsten fand sich in Oesterreich als Anhang zum Lesebuch für Landleute, im Bistum Speyer als „Anhang zu denen christlichen Grundsätzen und Lebensregeln, zum Gebrauche der Trivialschulen"[90]) verbreitet; im letzteren Gebiet war es „auf gnädigen Befehl" des Fürstbischofs gedruckt, dem es mutmaßlich auch seine Entstehung zu

danken hatte.[91]) Hier war es denn nur auf die Pflichten des Unterthanen abgesehen. In einer langen Reihe von Artikeln hatte das Kind, dem die Antworten auf die vorgelegten Fragen in den Mund gelegt sind, den ganzen Status eines solchen kleinen Fürstentums, einschließlich der ungemessenen Frohnden, welchen im Bistum nicht unterworfen zu sein für eine besondere Freiheit erklärt wurde, mit Hilfe einer Fülle von biblischen Sprüchen und Beispielen als einen auf göttliche Anordnung begründeten Zustand anzuerkennen; im Geiste unbegrenzte Devotion gelegentlich unter Verwertung eines Bibelspruches, der das Verhältnis zwischen Knecht und Herrn zum Gegenstande hatte, wird das Verhältnis zwischen Unterthan und Obrigkeit ausgeführt und das Sündhafte jedes Heraustretens aus den Schranken tiefster Ergebenheit zu Gemüte gebracht. Zu besonderer Ergötzlichkeit mußte dabei eine Folge von nicht weniger als neunundsiebzig Artikeln dienen, welche das Militärische, ganz vorzüglich aber die Deserteurs und die schuldigen Dienstleistungen der Unterthanen gegen dieselben betrafen — alles in einem Ländchen, dessen gesamte Heeresmacht auf zwei- bis dreihundert Mann geschätzt wurde. Eben dies Elaborat, so recht auf die persönlichsten Herrschafts- und Sicherheitsbedürfnisse des hochwürdigen Herrn zugeschnitten, war es denn auch, mit welchem dieser Fürstbischof von Speyer, August Graf von Limburg-Stirum, einen der ersten Angriffspunkte darbot, deren sich Karl Friedrich von Moser und mehr noch Schlözer in lebhafter Fehde gegen ihn so nachdrücklich bedienten; eben hier zeigte sich denn auch, wie anders diese die Aufgabe eines politischen Volksunterrichtes auffaßten. Moser nannte den Katechismus ein Lehrbuch des christfürstlichen Sultanismus; Schlözer rügt, daß so unentbehrliche Kapitel wie: Von den Pflichten der Obrigkeit überhaupt, von der Ehre, welche Landesherren ihrem Volke schuldig sind, in dem Katechismus nicht zu finden seien; und als ein paar Jahre später das Verhältnis zwischen Schlözer und dem Bischof noch durch ganz andere Dinge verbittert worden,

redete Schlözer von einem Crimen laesi generis humani, ja von einem crimen blasphemiae, welches der Verfasser des Katechismus im Uebermaße der Stupidität begangen, indem er den Apostel Petrus, durch ein Citat aus einer Epistel desselben, zum Komplizen seines Höllensystems gemacht habe. Und in gleichem Sinne wie Schlözer äußert auch ein anderer Beurteiler des Katechismus nach einigen Worten schärfster Ironie: Es sei zu wünschen, daß der sehr einsichtsvolle, treuunterthänige Verfasser ein ähnliches Werk über die Pflichten der Landesherren schreibe, indem erst dann der Zusammenhang in so manchem, was das vorliegende Werkchen biete, noch klarer werden könne.[92])

Zweiter Abschnitt

Fortschritte der politischen Aufklärung
Mittel und Wege

Vergegenwärtigen wir uns nun im allgemeinen diesen Stand der Ansichten, um die daraus entspringenden Ansprüche und Forderungen mit den thatsächlichen Verhältnissen des damaligen Deutschlands zusammenzuhalten, so möchten wir vielleicht, in Erinnerung an so manches, worauf in den ersten Seiten dieser Schrift hingewiesen ist, einen nicht ungünstigen Ausfall des Vergleiches erwarten. Aber mehr als einmal hat doch auch von starken Gegensätzen gesprochen werden müssen, die zwischen der Wirklichkeit und dem vorgeschrittenen Denken von Tausenden bestanden, und eine ganz ungerechtfertigte Einseitigkeit würde es sein, überall, wo wir das Gefühl eines solchen Gegensatzes grell hervortreten sehen, den Grund nur in jenen gereizten Stimmungen zu suchen, die sich ja allerdings bei denen, die es aussprachen, oft mit einer gewissen Selbstgefälligkeit breit machten.

Vor allem: wie weit waren die Dinge noch davon entfernt, daß ein- und dieselbe Atmosphäre bereits gleichmäßig in sämtlichen Gemächern des wundersamen Bauwerkes geherrscht hätte, welches, unter dem Namen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, sie alle unter seiner

morschen Bedachung hielt! Während in der Welt des aufgeklärten Absolutismus noch so manche Auseinandersetzung zwischen den beiden Wesen, die sich hier die Hände gereicht, der modernen Regierungsgewalt und der neueren Geistesbildung, notwendig erschien, so wies ja das deutsche Reich noch eine Menge von politischen Existenzen auf, die es in der Entwickelung aus halbmittelalterlichen Zuständen heraus noch zu keinem von beiden, weder zu einer durchgreifenden Regierungsgewalt, noch zu einer lebendigen Beteiligung an dem Bildungsfortschritte der Zeit, gebracht hatten. Welch eine wundersame Mannichfaltigkeit in der Kleinstaatenwelt des Südens und Westens! Dicht beisammen die wohlwollend aufgeklärte Regierung eines Karl Friedrich von Baden, das Durcheinander von konfessionellen Gehässigkeiten, paschaartiger Beamtenwirtschaft und einzelnen Kunst- und Fortschrittsflittern unter dem schlaffen und liederlichen Karl Theodor von der Pfalz. — in Württemberg die fürstliche Eigenwilligkeit und Härte eines Karl Eugen, mit einem verknöcherten landständischen Körper erst in langjährigem Konflikt und später in leidlichem Einklang — dazu das faule Wesen in den geistlichen Herrschaften, die Verkommenheit auf vielen reichsritterlichen Gütern. Auch unter den Reichsstädten, welch ein Abstand zwischen den achtbaren Erscheinungen Hamburgs, Bremens, Frankfurts, und der steifen eigensüchtigen Patrizierwirtschaft in Nürnberg oder dem Unfug in Köln, damals allgemein verrufen als eine wahre Spelunke konfessioneller Verbissenheit und jedes sonstigen Mißbrauchs.[93]) Aber auch ein- und derselbe Regent — welchen verschiedenen Eindruck brachte er hervor, je nachdem man auf das eine oder auf das andere in seiner Waltung hinblickte; so jener Friedrich II. von Hessen, der mäcenatische Gönner eines auserlesenen Gelehrtenkreises und der Förderer mancher humanen Bestrebungen, aber der nämliche Fürst, der 12000 seiner Leute den Engländern für ihren amerikanischen Krieg vermietete und daheim von einer Wolke französischer Diener und Günstlinge umgeben war, daß der Nachfolger durch Entfernung

derselben alsbald seinen Regierungsantritt populär zu machen imstande war. Und fast überall, auch in den bestgeordneten Staaten, welch eine Macht, die der Edelmann über den Bauer ausübte. Auch eine Maßregel wie die Aufhebung der österreichischen Leibeigenschaft durch Josef II. hatte doch in den Landen desselben noch eine Unmasse feudalen Druckes übrig gelassen, außerhalb Oesterreichs aber auf eine Reihe von Jahren hin nur in dem Ländchen des badischen Karl Friedrich eine vielgepriesene Nachahmung gefunden. Denke man ferner an das Gebahren des stiftsfähigen Adels in den Domkapiteln, diesen einflußreichsten und dabei jedem gedeihlichen Fortschritt hinderlichen Faktoren im Regierungswesen der geistlichen Fürstentümer. Als welche furchtbare Last und empörende Plage das Heerwesen in seiner damaligen Gestalt fast allenthalben empfunden wurde, das hat bereits bei anderer Gelegenheit Erwähnung gefunden, und wenn man jetzt im Innern der stehenden Armeen einigermaßen der Menschlichkeit Raum zu verschaffen suchte, so schwoll andererseits die Stärke der Truppen und das Mißverhältnis zu den Kräften des Landes immer mächtiger an. „Wie hoch darf sich die Anzahl der stehenden Soldaten gegen die Anzahl der arbeitenden Unterthanen belaufen, bis sie beide nichts mehr zu essen haben?“ [94]) wurde in den „Aufgaben aus der politischen Rechenkunst“ gefragt, mit denen im Journal von und für Deutschland von 1785 ein boshafter Kritiker das Schoßkind der damaligen Staatsgelehrten, die Statistik, travestirte.

Anlaß genug also für Geister von strengerer und herberer Art, für einen Karl Friedrich Moser, für einen Georg Forster, zu scharfen Verurteilungen deutscher Zustände! Anregung genug zu jenen Kraftäußerungen der Sturm- und Drangpoeten, in denen schließlich der junge Schiller mit seinem „Kabale und Liebe“ den Preis davontrug; oder zu der resignirten Klage eines Peter Sturz, der trotz des deutschen Vaterlandsstolzes auf einen Hermann, einen Leibniz und Klopstock, und trotz der freundlichen Güte vieler Fürsten der Gegenwart doch unter den

deutschen Verhältnissen Vaterland und Freiheit fast für „Töne ohne Meinung" erklärte und den Trost nur in dem Gedanken fand, daß Freie nicht immer glücklich seien, daß Sokrates und Phokion es nicht gewesen und daß Sklaven es sein könnten unter Antoninen. [95]) Und auch ein so besonnener, allem extremen Ausdrucke so abholder Mann wie der hannoversche Staatsdiener Ernst Brandes nannte, als die französischen Ereignisse von 1789—90 ihre aufregenden Wirkungen auf Deutschland übten, „den maßlosen Druck von oben und die mit dem allgemeinen Besten unvereinbaren Anmaßungen der privilegirten Stände" unter demjenigen, wodurch der Boden für jene Wirkungen bereitet worden sei. [96])

Was aber für uns noch ganz besonders ins Gewicht fällt: Schon lange, ehe durch die Schreckniſse der französischen Staatsumwälzung der größere Teil von Europa in eine Reaktion gegen so vieles gescheucht wurde, worin man bisher den Fortschritt zum Besseren gesehen, erhoben sich in Deutschland Bestrebungen, die darauf hingingen, dem neuen Geiste das bereits gewonnene Feld wieder abzugewinnen. Dem glänzendsten Triumph, den die europäische Aufklärung erkämpft zu haben glaubte, der Aufhebung des Jesuitenordens (1773), war rasch das Gefühl von dem Vorhandensein einer solchen Gefahr gefolgt. Daß das Zusammenwirken unter den Mitgliedern der gewaltigen, von der Oberfläche verschwundenen Verbindung nicht sofort aufgehört habe, war man überzeugt, und bald glaubte man überall die Anzeichen davon zu verspüren. Zuerst und vor allem in Baiern. Und wie nun vollends die Herrschaft daselbst von dem wohlwollenden Maximilian Josef auf den pfälzischen Karl Theodor übergegangen war (1778), den entfernten Stammesvetter des Verstorbenen, ohne Herz für das Land, in das er nur ungern seine Residenz verlegte, da gewannen alle Mächte der Finsternis Gewalt über das mäßige Licht, welchem unter der vorigen Regierung das lange verwahrloste Land geöffnet worden war. — Von der Mitte der achtziger Jahre

gab es auch anderwärts gar manches, was Bedenken erregte. Das Bedeutendste war, daß in Preußen, dem gepriesenen Staate der Aufklärung, die Regierung Friedrich Wilhelms II. (seit 1786) sich zu derjenigen seines großen Vorgängers insofern in Kontrast setzte, als sie die Aufklärung der Zeit, wegen Untergrabung und Fälschung des christlichen Glaubens, mit steigender Lebhaftigkeit anfeindete. Ein Kampf ward damit eröffnet, bei welchem die Frage nach dem Inhalte der gegeneinander stehenden religiösen Anschauungen für viele zurücktrat hinter der allgemeineren Frage nach dem Rechte, welches sich die Staatsgewalt gegenüber der Freiheit des Einzelnen, zunächst hauptsächlich gegenüber der Denk- und Lehrfreiheit, anmaßen dürfe.

Es war der Kampf gegen diese Mächte der Reaktion und der Eifer für die Sache der Aufklärung überhaupt, welchem vielfältig das Ordenswesen mit allem dem Formenaufwand und dem Zauber des Verborgenen, womit es damals Tausende fesselte, dienen sollte. Vor allem der in Baiern aufgekommene Illuminatenorden hatte von sich reden gemacht. Eigens auf Bekämpfung dessen bedacht, was man der fortdauernden Wirksamkeit der Exjesuiten zuschrieb, hatte der Stifter des Ordens, der Ingolstädter Professor Weishaupt, die straffe Subordination und das Geheimnis, worin er die Stärke der jesuitischen Organisation und Wirksamkeit erblickte, seiner eigenen Schöpfung zuzuwenden gesucht. Durch die eingegangene Verbindung mit der Freimaurerei, in welcher ja viele schon längst ein Förderungsmittel für freiere Regungen und Anschauungen geschätzt hatten, war dann eine starke Ausdehnung des Illuminatentums auch über die Grenzen von Baiern hinaus erfolgt. Daß nun in letzterem Lande zu einer späteren Zeit, wo infolge besonderer Schicksalswendungen zahlreiche ehemalige Mitglieder des Illuminatenordens sich zu einer namhaften Mitwirkung an einer gründlichen Umgestal-

tung des baierischen Staatswesens berufen sahen, die durch den Orden gegebenen Eindrücke nicht unbeträchtliche Dienste für die Sache der Aufklärung geleistet haben, ist allgemein anerkannt. Zunächst aber unterlag der Orden in seiner baierischen Heimat nicht nur selbst, um die Mitte der achtziger Jahre, einer Katastrophe der gräulichsten Art, sondern in der Verfolgung des über ihn gewonnenen Sieges und in der Ausbeutung desselben gegen alle Träger einer freieren Bildung kam die pfäffische Reaktion in ihrer Macht und ihrem brutal-barbarischen Charakter erst recht zur vollen Erscheinung.

Außerhalb Baierns war damit der Trieb, in geheimen Verbindungen für die Sache der Aufklärung thätig zu sein, noch nicht zur Ruhe gebracht. Inwieweit das Mittel das richtige sei, wurde freilich von Männern wie Schlözer und Wieland lebhaft bezweifelt. Auch in Josefs II. aufgeklärt-absolutistische Staatskunst paßte es nicht, derartige geheimnisvolle Wesen in Unabhängigkeit ihre Wege verfolgen zu lassen, und er verlangte wenigstens die Namen der Mitglieder zu kennen. Besonders aber kam noch in Betracht, daß in geheimen Verbindungen, und speziell in der Freimaurerei, längst auch Geister von ganz entgegengesetzter Natur, Mystizismus, Schwindlertum und allerhand Berechnungen auf gegenseitige Förderung in persönlichen Interessen, ihre Befriedigung suchten und argen Mißbrauch damit trieben. Außerordentlich war das Aufsehen und großer Staub ward aufgewirbelt, als in der Berliner Monatsschrift von 1786 Biester, ein wohlangesehener Vorfechter der Aufklärung, einen Lärmruf ergehen ließ, indem er die gefürchteten Exjesuiten als die Macht nachzuweisen strebte, die in dem gegenwärtigen Maurertume eine tiefgeheime Gewalt ausübe und dasselbe, zur Durchführung ihrer Weltherrschaftsabsichten, an unsichtbaren Fäden lenke. Thatsächliche Bedeutung gewann vor Allem das heillose Spiel, welches Männer aus der maurerischen Rosenkreuzerei, Bischofswerder an der Spitze, mit dem erregbaren und erregungsbedürftigen Könige Friedrich Wilhelm II.

trieben. Leistete doch eben dieses Spiel dem aufklärungsfeindlichen Einflusse der bezeichneten Männer in der Leitung des preußischen Staates die wesentlichsten Dienste!

Was aber für den Dienst der Aufklärung unter den Ueberlegenden und Ehrlichgesinnten mehr und mehr den Vorzug erhielt, das war ein Wesen ganz anderer Art als es in diesen geheimen Verbindungen herrschte; zu den Mysterien und Obedienzverhältnissen, welche in den letzteren den freien Sinn des Einzelnen gefangen nahmen, stand es in entschiedenem Kontrast und hieß: Publizität. Noch so jung in Deutschland, daß man die Zeit ihres Daseins erst nach Jahren rechnete,[97]) bewährte die Publizität ihre jugendliche Kraft durch das Vertrauen auf ihre Allmacht, das sie einflößte — ein Vertrauen, vor welchem die geheime Thätigkeit jener Orden nicht bloß an Reiz verlor, sondern auch, eben als versteckt und lichtscheu, für viele zu einem Gegenstande des Widerwillens oder doch der Geringschätzung wurde.

Nicht wenig wollte es freilich in diesem achtzehnten Jahrhundert besagen und gar viel mußte erst überwunden werden, ehe über dasjenige hinaus, was durch dürftige Zeitungsnotizen oder gelegentliche Regierungskundgebungen vor weitere Leserkreise gebracht wurde, eine wirkliche und öffentliche Besprechung bestehender Staats- und Regierungsangelegenheiten Platz greifen konnte.

An eine öffentliche Diskussion kirchlicher Bekenntnisangelegenheiten war man, infolge des Nebeneinander verschiedener gleichberechtigter Konfessionen im Reiche, seit Jahrhunderten gewöhnt. Daß dann, in Rede und Presse, auch solche Richtungen hatten laut werden dürfen, welche die positiven Grundlagen aller Konfessionen einer Kritik oder freieren Auslegung unterzogen, entsprach der zunehmenden Emanzipation von kirchlichen Befangenheiten und Abhängigkeiten, welche in der Entwickelung des fürstlichen Absolutismus einen charakteristischen Zug bildete. Eng hiermit zusammenhängend, war dann auch auf politischem Felde die Möglichkeit entstanden, in der theo-

retischen Behandlung allgemeiner Fragen sich des früheren Positivismus, namentlich der Abhängigkeit vom Kirchlichen, zu entschlagen und jenen mehr rationalisirenden Anschauungen über Grundlagen und Berechtigung des staatlichen Wesens Worte zu leihen, die wir bereits kennen lernten.

Ganz anders dagegen, wenn es sich um die Besprechung der konkreten Verhältnisse im Staate, um Beurteilung der gegenwärtigen Regierung, ihrer Maßregeln und Anordnungen handelte. Daß in der dumpfen Atmosphäre derjenigen Kreise, auf welche die soeben erwähnte moderne Entwickelung sich überhaupt nicht erstreckte, jede öffentliche Besprechung heimischer Angelegenheiten sehr übel empfunden wurde, versteht sich von selbst. In geistlichen Herrschaften, in kleineren Reichsstädten, so äußert sich eine Stimme aus jener Zeit, heiße: er will etwas drucken lassen, soviel als: er will mordbrennen.[98]) Aber auch wo das Staatswesen mit der Zeit fortgeschritten war, kam dieser damalige Fortschritt keineswegs immer einer freieren Meinungsäußerung über das Staatswesen selbst zu Gute. Eben indem sich die fürstliche Gewalt in ihrer Ausbildung zum Absolutismus hin so vieler Rücksichten, Befangenheiten und Schranken entledigt hatte und sich nun vollständiger als Herrin fühlte, verlangte sie nicht bloß pünktlicheren Gehorsam als früher, sondern erfüllte sich auch mit einer doppelten Empfindlichkeit gegen das Emporkommen respektwidriger Kritik aus Unterthanenkreisen. Daß Friedrich der Große hierin ein anderes Beispiel gab, ist bekannt und wird noch weiter besprochen werden; zugleich aber war doch auch gerade infolge des Eindruckes, den er hervorbrachte, der scharf militärische Zug des preußischen Staates zum Gegenstande einer eifrigen Nachahmung geworden, die an vielen Stellen dem Gewährenlassen eines freien Urteils eher ungünstig als förderlich schien. Wurde es damals, zum argen Mißbehagen eines Mannes von Karl Friedrich Mosers Art, unter den Fürsten Sitte, sich öffentlich meist in Uniform zu zeigen, so trat wohl an Höfen und in Regierungen auch eine Neigung ein, jeden Widerspruch schon

als Widerstand und Insubordination zu betrachten. Die politische Intoleranz, klagt 1786 ein in höheren Kreisen wohlbewanderter Mann, nehme in dem nämlichen Grade zu, als die Toleranz in Religionsmeinungen wachse. Man könne ungestraft die Gottheit Jesu zweifelhaft machen; aber dem Kabinet manches kleinen Sultanchen Infallibilität absprechen, würde Hochverrat sein.[99]) Ob da, wo der stehende Soldat gefunden werde, bürgerliche Freiheit überhaupt gesucht werden dürfe, erschien auch sehr gemäßigten und wohlgesinnten Freiheitsfreunden zweifelhaft; selbst die bloße Nennung des Wortes „bürgerliche Freiheit" wurde aber wohl hinreichend geachtet, um die Hand eines dabei anwesenden Offiziers nach dem Degen fahren zu lassen.[100])

„Von allen Seiten höre ich rufen: Räsonnirt nicht!" sagt Kant in einer seiner bekanntesten kleineren Abhandlungen, die den Titel trägt: „Was ist Aufklärung?"[101]) „Der Offizier sagt: räsonnirt nicht, sondern exerzirt! Der Finanzrat sagt: räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: Räsonnirt, soviel ihr wollt, aber gehorcht!" Diesem einzigen Herrn — Friedrich dem Großen — rühmt es dann Kant noch besonders nach, daß bei ihm jene Erlaubnis, zu räsonniren, nicht bloß in Religion und Wissenschaft gelte, sondern daß er auch seine Gesetzgebung der Beurteilung der Unterthanen auszusetzen für unbedenklich halte. Merkwürdig aber, in welchen Zusammenhang nun hier und von diesem Denker die Gewährung freien Räsonnirens mit der militärischen Ausrüstung des Oberhauptes und mit dem Mangel an bürgerlicher Freiheit gebracht wird, welche letztere, hier von der geistigen Freiheit ganz ausdrücklich unterschieden, offenbar auch für Kant bei jener militärischen Ausrüstung des Herrschers kaum als denkbar gilt. Nur derjenige, so meint Kant, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchte, zugleich aber ein wohldisziplinirtes Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand habe, könne das sagen, was ein Freistaat nicht

sagen könne: Räsonnirt, soviel ihr wollt, nur gehorcht! So stellt sich dem Philosophen ein „befremdliches" Verhältnis vor Augen: bürgerliche Freiheit erscheint der Freiheit des Geistes vorteilhaft, in Wirklichkeit aber setzt ein höherer Grad der einen immer einen niederen Grad der anderen voraus. Zum Schluß wird dann wohl eine Hoffnung ausgesprochen: andauernder Genuß der geistigen Freiheit werde dereinst in Volk und Regierung Früchte bringen, die es zuletzt der Regierung ermöglichen und empfehlen würden, den Menschen, „der nun mehr als Maschine sei," seiner Würde gemäß zu behandeln (also jedenfalls: ihm ein reicheres Maß auch bürgerlicher Freiheit zu geben). Zunächst aber und für die Gegenwart, das sieht man, findet auch Kant eine jede der beiden von ihm so hoch gehaltenen Freiheiten mit mancherlei Momenten der Beunruhigung allzueng verbunden, als daß er eine gleichzeitige Aufnahme von beiden in dem nämlichen Staate als unbedenklich zu befürworten sich unterfinge.

Nehme man nun aus allem Gesagten ab, was es bedeuten wollte, unter damaligen Umständen an eine unbefangene Beurteilung höherer Autoritäten vor aller Welt sich zu wagen — denke man sich aber hierzu noch die mangelnde Oeffentlichkeit des staatlichen Wesens, ja die vielfach herrschende Geheimniskrämerei und die daher fließende Schwierigkeit für den Schriftsteller, sich mit zuverlässiger Kunde über Verhältnisse der Gegenwart zu versorgen. Denke man sich ferner noch die anfängliche Teilnahmlosigkeit des Publikum für alles, was über den engsten Kreis hinausging oder nicht grell in die Augen stach. Und immer konnte die Behandlung von Fragen, welche den Staat angingen, nur bei einem ungleich kleineren Prozentsatze der Bevölkerung auf Empfänglichkeit und Entgegenkommen rechnen als heutzutage. Die sogenannte gemeinnützige, auf die Masse der Bauern und kleineren Bürger berechnete Literatur mußte sich meist, um Verständnis und Wirksamkeit zu finden, auf Belehrungen beschränken, von denen sich jeder Einzelne in seinem indi-

viduellen, wirtschaftlichen und häuslichen Leben gefördert fühlte; oder unter den „Gelehrten" — welches Wort man damals oft schlechtweg für „Schriftsteller" überhaupt gebrauchte, da eben alle nennenswerte Schriftstellerei durch Studirte ausgeübt wurde — hatten nur ganz vereinzelte Persönlichkeiten die Neigung und Fähigkeit, gleich Justus Möser oder Daniel Schubart, Politisches so zu behandeln, daß auch außerhalb der sogenannten gebildeten Kreise ein Eindruck damit erzielt worden wäre.

Schüchtern genug war denn der Beginn der modernen deutschen Publizität, und sie selbst, unter deren Segen so vieles Unfertige zur Reife kommen sollte, hatte des Unfertigen vieles an sich. Um sich über das noch Mangelnde klar zu werden, richtete man den vergleichenden Blick regelmäßig nach England. „Aber nun werfe ich mit jenem reisenden Deutschen, als er Engelland verließ, den Hut in die Höh' und spreche: O Britannien, von deiner Freiheit und deinem Humor nur einen Hut voll!" Mit solchen Worten geht der Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart auf seinem schwäbischen Boden im Jahre 1774 an die Ausführung des „bei der jetzigen Verfassung Deutschlands fast unmöglich erscheinenden Vorsatzes, eine gute politische Zeitung zu schreiben."[102]) „Wir Deutsche haben keine so freimütige Schriftstellerei wie die Engländer," heißt's an einer anderen Stelle. „Glaub's wohl, Hunger, Schmach und öffentliche Schande erwarten den, der's wagt, frei von der Brust zu schreiben." „Alle unsere Schriften haben das Gepräge unseres sklavischen Jahrhunderts und die Zeitungen am meisten," ruft Schubart, und läßt sich gar kläglich über die unerfüllbare Aufgabe aus, Haltung und Würde in dem Beruf eines „Novellisten" zu bewahren — diesem Berufe, den er, sobald er ein Stück Brot habe, zu verlassen gedenke.[103]) „Ich Deutscher kann ihnen dagegen nichts neues von meinem Vaterlande sagen," so heißt es an einer anderen Stelle nach einer Besprechung ausländischer Begebenheiten. „Die Staatsgeheimnisse kommen nicht zu meiner Notiz und das übrige, was man

sagen darf und als Chronikenschreiber sagen soll, ist schläfrig bis zum Gähnen.“[104]) „Schreib, was du mußt, und denke, was du willst,“ das bezeichnet der gleiche Schriftsteller als einen „Hauptartikel im Novellistenkatechismus.“[105]) Und man lese die ersten Jahrgänge seiner „Deutschen Chronik“ (1774 ff.) — welche Mühsal, von der kümmerlichen Kenntnis außerdeutscher oder gar deutscher Dinge, die ihm zugänglich war, nun auch einen Gebrauch zu machen, den er nicht alsbald zu büßen gehabt hätte, und dann doch seine Leser nicht allzugründlich zu langweilen! Welche devoten Anräucherungen so manches gnädigen Landesvaters in der Nachbarschaft, wodurch sich der Autor die Möglichkeit zu erkaufen suchte, an anderen Stellen in einer stürmischen Phrase seinen Freiheitssinn explodiren zu lassen und seinem schwäbischen Publikum etwas zu staunen zu geben! Welche verstohlenen Winke, wie gern er über gar manches noch ganz anderes sagen möchte und könnte, als was ihm wirklich aus der Feder floß. „Sind wir Zeitungsschreiber nicht rechte Posaunenkerle,“ so spottet er seines eigenen Berufes, der ihn Wunderdinge „aus dem Reiche der Möglichkeit“ zu berichten treibe, weil aus dem Reiche der Wirklichkeit so wenig bekannt oder zu sagen erlaubt sei.[106]) Kaum eine größere Wohlthat für einen solchen „Novellisten“ als ein Krieg in einer angemessenen Entfernung! Der konnte doch nicht geheim geführt werden, und es ließ sich von ihm so manches Entsetzliche oder Ergötzliche erzählen, ohne daß der Schriftsteller seinen eigenen Frieden dabei aufs Spiel setzte! Schubarts persönliche Erlebnisse, erst seine zweifelhafte Lage in Augsburg und später das schreckliche Schicksal, womit der würtembergische Tyrann ihn traf, als er sich für einen Augenblick aus dem sicheren Ulm hatte weglocken lassen, geben uns die beste Antwort auf die Frage, ob er in seiner Befangenheit und Sorglichkeit zu weit gegangen sei. Ist doch die anfangs furchtbar harte, dann widerwärtig demütigende Gefangenschaft, die er von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg ertragen mußte, durch seine

eigenen wie durch fremde Mitteilungen zu einer ganz hervorstechenden Berühmtheit unter den Nachtstücken aus den Lebensläufen deutscher Dichter und Tagesschriftsteller geworden.

„Wir armen Deutschen haben noch eine Menge Staatsgeheimnisse mehr als unsere Nachbarn,“[107]) hören wir eine Stimme im Jahre 1782 ausrufen; doppelt sorglich wurde natürlich das Geheimnis gewahrt, wenn zu befürchten war, daß die Lüftung einem verhaßten Journalschreiber zu Gute käme.[108]) Mit dem Hinweis auf den Schleier, welcher die Operationen der Regierungen bedecke, und auf die Sorge der Privatpersonen, daß kleinste Mißbilligungen, die sie sich erlaubten, für Tadel aufgenommen würden, rechtfertigt der wackere Dohm die Spärlichkeit politischer Aufsätze in seinem Deutschen Museum.[109]) Und so gehörte denn auch ein ganz besonderes Zusammenwirken von Umständen dazu, wenn Schlözer in Göttingen sich, seit der Mitte der siebziger Jahre, ein so ganz besonderes Verdienst um die Brechung des Bannes zu erwerben vermochte, welcher auf Bekanntgebung und Beurteilung deutscher Staats- und Regierungsverhältnisse lag. Daß etwas von der Luft des freien Englands auch nach dem deutschen Kurfürstentum des englischen Königs herüberwehte und in tonangebenden Kreisen einen gewissen öffentlichen Sinn entstehen ließ, darf nicht gering angeschlagen werden. Dazu kam das Gewicht, dessen sich ein angesehener Professor der sorgsam gepflegten Universität des hannoverschen Landes erfreute; endlich noch ein ganz persönliches Wohlwollen der Landesregierung, dessen Schlözer genoß. Konnte er sich doch auch — und zwar ohne seinen persönlichen Ueberzeugungen untreu zu werden — auf den Dank des Königs Georg III. durch seine Polemik gegen die aufständischen Amerikaner, gegen die englische Opposition und gegen die antienglische und antimonarchische Patriotenpartei in Holland sehr besondere Ansprüche verschaffen. Also erfreute er sich denn einer Sicherheit, wie sie für einen Mann von solcher zunehmenden Kühnheit

in der Rüge öffentlicher Uebelstände nirgends anderswo in Deutschland zu finden gewesen wäre.[110]) Die Reklamationen, die von auswärtigen, durch Schlözer verletzten Regierungen in Hannover einliefen, mußten sich wohl gefallen lassen, von dort mit kurzen Belehrungen über „die Freiheit zu lehren und zu denken", erwiedert zu werden, eine Freiheit, „welche zwar nicht ausarten, aber auch nicht zu sehr beschränkt werden dürfe, wenn der Gelehrsamkeit und einer allgemeinen nützlichen Aufklärung kein Schaden zugefügt werden solle."[111]) Wie sehr aber Schlözer selbst die Freiheit, die ihm aus alledem erwuchs, als ein höchst persönliches Glück empfand, zeigt am besten seine Rücksicht auf die minder günstige Lage derer, von denen ihm die Einsendungen für sein Journal kamen. Eigenhändig schrieb er die Manuskripte, deren Verfasser nicht bekannt werden wollten, für die Druckerei ab und beseitigte die Originale, ähnlich wie dies auch Weckherlin that, dem die Protektion des Reichsgrafen von Oettingen-Wallerstein in kleinerem Maßstabe die Vorteile brachte, wie dem Göttinger Professor das Verhältnis zu seiner hannoverschen Regierung.[112]) Das Motto des ersten Bandes der Schlözerschen Staatsanzeigen lautete (Apokal. XVII, 5).: Ἐπὶ τὸ μέτωπον αὐτῆς ὄνομα γεγραμμενον Μυστήριον — „Auf ihrer (des babylonischen Weibes) Stirn steht geschrieben das Wort: Mysterion," von welchem Worte Schlözer früher erklärt hatte, Luther habe es unrichtig mit „Geheimnis" statt mit „Verheimlichung" übersetzt; jetzt bemerkte er: das Motto gehe nicht auf den Papst, sondern auf den Preßzwang.[113])

Und mit welchen Augen wurde jene Sicherheit, deren sich Schlözer rühmte — daß keine hohe Hand lang genug sei, um einen Hannoveraner unter dem Schutze seiner Regierung ungerecht zu bedrücken,[114]) — an dem Hofe so manches weltlichen und geistlichen Fürsten oder von dem gestrengen Magistrat so mancher ehrbaren Reichsstadt empfunden. Voran unter den von Schlözer angegriffenen Fürsten stand der uns schon bekannte Fürstbischof von

Speyer, ein Mann von mehr als gewöhnlichem Schlage, ein trefflicher Wirtschafter und in dem Verhalten gegen seine protestantischen Unterthanen nicht unaufgeklärt,[115]) über seine Regentenberechtigungen aber mit ganz despotischen Anschauungen erfüllt, während er als Bischof, in eifersüchtiger Besorgnis vor einem Machtgewinne der Erzbischöfe, die Auflehnung der Letzteren gegen die päpstliche Allgewalt und die nationalere Gestaltung des katholischen Kirchenwesens, die mancher Deutsche von der Emser Punktation (1786) erhoffte, nach Kräften vereiteln half. Zu Ausgang des Jahres 1784 erschien in Regensburg eine Art Flugblatt: „Kurze Bemerkungen, wie sich gegen den Göttingischen Professor Schlözer zu benehmen sei.“[116]) Daß es von dem Speyerischen Bischof herrühre, war bald ein öffentliches Geheimnis. Auf nichts geringeres ging es hinaus, als das ganze Reich in Bewegung zu bringen gegen die Nachsicht, deren sich die „schamlose Frechheit“ des Professor Schlözer, dieses „in allem Betracht niederträchtigen Schriftstellers,“ bei seiner Regierung erfreue; auf das heftigste eiferte es gegen den Anspruch, den er erhebe, die Namen seiner Einsender verschweigen zu dürfen, und gegen die ausgelassene Freiheit, die unter solchen Umständen um sich greifen würde — um so bedenklicher in jetziger Zeit und für den minder mächtigen Reichsstand um so weniger zu bewältigen, als sich ja Regungen einer solchen Freiheit schon selbst bei kaiserlichen Unterthanen (Belgien?) ans Licht wagten. Nichts werde übrig bleiben, als daß das Reich einschreite — wenn nicht etwa vorher die Fürsten noch durch eine vereinigte Drohung, ihren Landeskindern den Besuch der Göttinger Universität zu verbieten, einen Eindruck auf die hannoversche Regierung hervorzubringen versuchen wollten.

Aber selbst diese vielgepriesene und arg verwünschte Freiheit des ersten Publizisten im damaligen Deutschland — wie bedingt erscheint sie bei näherem Hinsehen. Nur insoweit durfte Schlözer sich eines wohlwollenden Ge-

währenlassens von seiten der hannoverschen Regierung versichert achten, „als die Aufforderung zum Einschreiten nicht etwa von Orten komme, denen man gefällig zu sein gute Ursache habe.“ [117]) Schlözer selbst, wie hoch er auch seinen publizistischen Beruf hielt, war doch weit entfernt, sich den Rücksichten zu entziehen, unter deren Beobachtung allein eine Wirksamkeit, wie sie ihm geworden, auf Dauer rechnen konnte. Es kam ihm nicht bei, gegen die österreichische oder preußische Regierung solche Keulenschläge zu führen, wie sie ihm gegen schweizerische Behörden oder, in Deutschland, gegen geistliche Fürsten, reichsstädtische Magistrate und ähnliche Miniaturmachthaber — allerdings auch gerade die, bei denen zu scharfer Rüge der reichlichste und gröbste Anlaß gegeben zu sein pflegte — gestattet war. Daß sich, um die Mitte der achtziger Jahre, jene schon erwähnte Reaktion hie und da auch in einer zunehmenden Empfindlichkeit gegen die Presse verspüren ließ, blieb von ihm nicht unbeachtet. Vielleicht unter dem Eindrucke eines Aufsehen erregenden Falles, wo selbst Friedrich der Große sich auf die Seite der entschiedenen Publizitätsfeinde stellen zu wollen schien, verbat er sich für seine „Staatsanzeigen“ auf das Jahr 1785 alle „Odiosa“ über deutsche Länder und deutsche noch lebende Personen, wofern nicht die Einsender Verdienst, Gefahr und Ehre des Märtyrertums für deutsche Preßfreiheit durch ihres Namens Unterschrift mit übernehmen wollten. [118]) Ganz besonders Preußen, mit Hannover benachbart und (1787 ff.) zeitweise mit England verbündet, erfreute sich, auch als nach Friedrichs II. Tode die dortige Regierung einem Manne der Aufklärung manches beträchtliche Aergernis gab, von Schlözer einer behutsamen Schonung, welche zu seiner sonstigen Strenge in Ausübung seines politischen Wächteramtes auffallend kontrastirte. Vollends aber gegen die eigene hannoversche Regierung eine herbere Kritik zu richten, würde ihn schon das Gefühl der Dankbarkeit verhindert haben, zu dem er sich durch die ihm gewährte Freiheit verpflichtet fühlte. In Diplomatenweise mißt er

wohl ab, wie weit er nach der einen oder anderen Seite von seiner Macht Gebrauch machen dürfe, ohne diese Macht selbst aufs Spiel zu setzen. Trefflich zu statten kam ihm dabei der achtungsvolle Verkehr mit seinem nächsten Vorgesetzten in Hannover, dem feingebildeten und liberaldenkenden Georg Brandes; dann und wann ging dieser wohl selbst über das größere oder geringere Maß von Vorsicht, das bei Behandlung einzelner Angelegenheiten anzuwenden sei, freundschaftlich mit ihm zu Rate.[119])

Als Gegenstück gegen die günstige Situation Schlözers, der unter anderem 1781/82 das ganze Süddeutschland durchreiste ohne Befürchtung, daß irgend eine der durch ihn gekränkten Landesherrlichkeiten es wagen würde, Hand an ihn zu legen, nimmt das Schicksal des unglücklichen Schubart in unserer Teilnahme den ersten Platz ein; daß es aber allein dastünde, dürfen wir nicht glauben. Die Geschichte von der Einfangung eines anderen Schriftstellers liefert uns zugleich ein recht schlagendes Beispiel, wie die politischen Beziehungen der verschiedenen Höfe zu einander, die wir soeben bei Schlözer als Gegenstand mancher rücksichtsvollen Beachtung kennen lernten, in der That selbst für die persönliche Sicherheit eines deutschen Autors schwer ins Gewicht fallen konnten. Der Mann, um den es sich dabei handelt, hat sich in späteren Tagen, bei Auflösung des deutschen Reiches und in der Rheinbundszeit, durch umfängliche statistische Werke über die neuentstehenden Verhältnisse eine gewisse Wichtigkeit für weite Kreise erworben; es war der als kurmainzischer Unterthan geborene P. A. Winkopp. Nachdem derselbe drei Jahre[120]) auf dem Petersberg bei Erfurt Benediktinermönch gewesen, war er aus dem Kloster entwichen und in ein unstetes Schriftstellerleben hineingeraten. Erst in dem Journal für Denker und Männer von Geschmack,[121]) dann in dem Deutschen Zuschauer, hatte er gegen kirchlichen und staatlichen Druck mit jener Leidenschaftlichkeit die Feder geführt, wie sie uns bei solchen aus klösterlicher Beschränkung ins Freie getretenen Geistern so natürlich er-

scheint. Besonders in Baiern verschaffte er, ein lebhafter Verteidiger der gehetzten Illuminaten und ein scharfer Ankläger des dortigen Unfugs in Kirche und Staat, sich selbst bittere Feinde und denen, die im Verdacht standen, mit ihm zu korrespondiren oder auch zur Verbreitung seiner Schriften beizutragen, allerhand Verlegenheiten und Belästigungen. Während er aber nach dieser Seite hin auf seiner Hut sein zu müssen glaubte, hatte er auch bei dem zweideutigen, mit Aufklärung kokettirenden, eitlen und reizbaren Kurfürsten von Mainz, Karl Friedrich von Erthal, arg angestoßen.[122]) Winkopp scheint sich im Frühling 1786 in Zürich, wo er sich aufhielt, nicht ganz sicher gefühlt zu haben; dagegen mochte er in dem damals österreichischen Freiburg i. Br., unter dem freisinnigen Josef II., sich um so besser geborgen achten, als in seinem „Deutschen Zuschauer" die österreichischen Absichten auf Baiern eine Verteidigung gefunden hatten.[123]) Eben aus dem gemeinsamen Gegensatze gegen diese Absichten und aus der gemeinsamen Beteiligung an dem unter Preußens Aegide gegründeten Fürstenbunde ist aber auch andererseits ohne Zweifel das Einverständnis der badischen Regierung mit der kurmainzischen zu erklären, das zu Winkopps Unglück gereichte.[124]) Ein paar adlige Hofräte aus Mainz kamen unter der Maske von Handlungsreisenden als Aufpasser nach Freiburg; ein paar badische Beamte fanden sich gleichfalls dort ein. Auf einem Ausfluge in die Umgegend von Freiburg geriet Winkopp, ob hinterlistig verleitet oder nicht, in ein badisches Dorf. Die kurmainzischen Hofräte sind ihm gefolgt; es geschieht die Verhaftung und die Transportirung nach Mainz. Dreißig Wochen mußte dort Winkopp gefangen sitzen und wurde auch nachher in einem Zustande der Unfreiheit gehalten, von welchem am besten eine wunderlich geschraubte Erklärung, mit der er von der Herausgabe des Deutschen Zuschauers zurücktrat, Zeugnis ablegte.[125]) — Und kurmainzische Reklamationen waren es auch, die dem wohlverdienten Begründer des Journals von und für Deutschland, dem auch als Dichter bekannten

preußischen Kanzleirat Goeckingk, allerlei Herzweh verursachten und ihm schließlich ein preußisches Ministerialreskript zuzogen, welches, zuerst in einem Mainzischen Blatte abgedruckt, alle Freunde der Publizität in Deutschland aufs heftigste erschreckte, den Kanzleirat selbst aber zum Rücktritt von dem Journal veranlaßte. Selbst mit Spandau, so hieß es, sei ihm gedroht worden. Die Bedeutung des Kurfürsten von Mainz für den Fürstenbund war offenbar auch für Friedrich des Großen Regierung Anlaß genug, ihm zu Gefallen einem Schriftsteller und Journalherausgeber, durch den jener sich verletzt fühlte, auf das schärfste zuzusetzen.[126])

Wir sehen, unter wie mißlichen Verhältnissen sich die öffentliche Erörterung von Zuständen und Vorgängen in deutschen Staaten emporzuarbeiten hatte. Keinen wesentlich andern Eindruck empfangen wir, wenn wir jetzt das Augenmerk noch auf einen besondern Gegenstand richten, um welchen sich in unserem Jahrhundert so lange der Streit zwischen Freunden und Gegnern der freien Meinungsäußerung mit vorzüglicher Erbitterung bewegt hat: auf die Geltung und Ausdehnung der Zensur. Oft hören wir in jenen Tagen von Preßfreiheit als etwas Vorhandenem reden, müssen uns aber wohl hüten, das Wort ohne weiteres nach dem Sprachgebrauche der Gegenwart aufzufassen. Manchmal wohl, aber keineswegs immer verstand man darunter Abwesenheit aller Zensur — ein Zustand, dessen sich, im Mitgenuß der seit 1770 bestehenden dänischen Preßfreiheit, das Herzogtum Holstein, und in der unmittelbaren Nachbarschaft, auch die freie Stadt Hamburg erfreute. Eben weil die Beschäftigung der Presse mit den staatlichen Angelegenheiten nur erst aus den Anfängen heraustrat, waren auch Ausdrücke und Einrichtungen, die sich auf das Verhalten der Staatsgewalt zur Presse bezogen, noch wenig entwickelt und fixirt. War es doch bisher auch, der ganzen Sachlage entsprechend, gar nicht das literarisch so wenig angebaute Feld der Politik gewesen, auf welchem und für welches die Zensur ihre

hauptsächliche Bedeutung entwickelt hatte. Lesen wir von Zensurnöten deutscher Schriftsteller und von Händeln zwischen ihnen und den Zensoren, so sind es bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts weit mehr Privat- und Partikularangelegenheiten als öffentliche Verhältnisse, es sind vorwiegend Antastungen von Personen oder Körperschaften, die dabei in Frage stehen. So weit sichs aber um allgemeinere Interessen handelte, so hatte die Zensur hauptsächlich zweierlei über sich: sie hatte die guten Sitten zu schützen, und zweitens ihr Wächteramt auf dem Gebiete zu üben, auf welchem Gedankenaustausch und Parteiung in Deutschland seit Jahrhunderten sich vorzugsweise zu bewegen gewöhnt war: ich meine das Gebiet der Kirche und was damit zusammenhing. Hatte sie hier im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert einen Hauptberuf gefunden im Schutze der Landeskonfession oder war sie von Reichswegen darauf angewiesen worden, den Kampf zwischen den verschiedenen Konfessionen in gewissen Schranken zu halten, so hatte sie sich allmählich auch in Anspruch genommen gesehen durch den Kampf der modernen Aufklärung gegen das positive Kirchentum überhaupt; ja noch in dem Zeitraume, mit welchem es diese Schrift zu thun hat, pflegte man bei Erwähnung der Zensur zumeist oder zuerst an die Beschränkung der religiös-philosophischen Debatte, und nur in zweiter Reihe an die der politischen Erörterung zu denken. Erst als nun auch die letztere sich lebhafter regte, mußte auch sie den Stoff zur Entfaltung einer größeren Thätigkeit für die Zensur hergeben; namentlich aber mußte nun diese selbst, als eine Staatseinrichtung, sich die mannichfachsten Fragen nach ihrer Berechtigung, ihrer Zweckmäßigkeit und der angemesseneren oder unangemesseneren Art ihrer Handhabung in ganz anderem Maße als früher gefallen lassen.

Dabei wurden nun wohl unter den Verfechtern größerer Freiheit schon vor den Zeiten der französischen Revolution manche Stimmen laut, welche nach englischem Muster Beseitigung aller Zensur, Verantwortlichkeit des

Verfassers oder Druckers, für das einzig Zweckmäßige erklärten.[127]) Daß Schlözers Meinung darauf hinging, denken wir uns leicht[128]); in der Justiz fand er die ausreichende Sicherheit gegen den Mißbrauch und begehrte nur, daß für jede Veröffentlichung der Verantwortliche zu finden sei. „Ich weiß, was Friedrich thut; doch das gehört in keine Chronik, die unter der Rute der Zensur steht!", so läßt sich schon 1775 Schubart in einem seiner rhetorischen Kraftworte vernehmen[129]); und ob Zensur überhaupt am Platze sei, findet im Jahre 1788 auch der schonungsvolle Wieland zweifelhaft.[130]) An Klagen über die in vielen Fällen für uns ganz unglaubliche Willkür oder Ungeschicklichkeit der Zensoren — daß sie sich zu wissenschaftlichen oder stilistischen Verbesserern der ihnen vorgelegten Bücher aufwürfen u. dergl. — war kein Mangel. Arg gerügt wurde die hie und da gestellte Forderung, daß der Schriftsteller oder Buchhändler auch das, was er außerhalb Landes drucken ließ, seiner Landesbehörde zur Prüfung vorlegte.[131]) Daß aber ein so fundamentaler Unterschied zwischen einer freien Presse und jeder Zensur gemacht worden wäre, wie das späterhin üblich geworden, läßt sich nicht sagen. Man gab sich eben leidlich zufrieden mit einer zunehmenden Möglichkeit freier Aussprache, mochte sie nun der gänzlichen Abwesenheit oder einer gelinden Handhabung der Zensur — auch eine Handhabung derselben gegen die Widersacher der Aufklärung kam hie und da vor — zu verdanken sein.

Ebenso gab es aber auch auf seiten der Regierungen keine so übereinstimmende Haltung in Angelegenheiten der Preßpolizei, wie sie in unserem Jahrhundert angestrebt worden ist. Das Bestehen einer Zensur galt allerdings als Regel, und Reichsgesetze, zum Teil freilich sehr alten Datums, verlangten, daß sie überall vorhanden sei.[132]) Wann aber und in welchen Stücken hätte den Forderungen, die von Reichswegen erhoben wurden, die Wirklichkeit allenthalben entsprochen? Braunschweig, Weimar, Gotha, Dessau hatten, den Reichsgesetzen zum Trotz, unter dem

alten Reiche zensurfreie Tage.[133]) Stand in diesen Ländern eine solche Freiheit in Harmonie mit der Sinnesweise der Regenten, so hatte man sie in anderen kleinen Gebieten jedenfalls nur der Aermlichkeit oder Schlaffheit des Regierungsorganismus oder der gänzlichen Bedeutungslosigkeit der örtlichen Presse zu danken.[134]) In Osnabrück fand sich zu Justus Mösers Zeit keine Zensur; man hatte aber dort auch nur ein Blatt, und dieses trug einen offiziellen Charakter.[135]) Daneben diente, dem Geiste der hergebrachten Zustände entsprechend, persönliches oder korporatives Privilegium auch in manchen der bedeutenderen Staaten dazu, das Unleidliche zu mildern. Keine geringe Anzahl von Gelehrten und Zeitungsherausgebern, alle Professoren einzelner Universitäten, wie z. B. Göttingens, erfreuten sich der persönlichen Zensurfreiheit, natürlich Männer in Stellungen, daß man für die Erzeugnisse ihrer Feder in ihnen selbst die ausreichenden Zensoren erblicken zu dürfen glaubte. Recht wie ein schneidender Humor mag es uns aber anmuten, wenn mit solcher persönlicher Zensurfreiheit der unglückliche Dichter Schubart[136]) unmittelbar nach der Entlassung aus langjährigem Kerker durch denselben Fürsten begnadigt wurde, der um einer schriftstellerischen Keckheit willen erst jenes schreckliche Schicksal über ihn verhängt hatte. Hier kam es wohl darauf an, dem von Schubart herausgegebenen Blatte durch die gewährte Freiheit einen stärkeren Absatz und so einer fürstlichen Kasse, in welche der Ertrag des Blattes floß, ein höheres Einkommen zu schaffen; zugleich mochte auch der Fürst so am besten der Verantwortung für etwaige Anstöße zu entgehen meinen, die Schubarts Blatt außerhalb Würtembergs geben könnte.

Was Preußen anbetrifft, so war der Gedanke einer Beseitigung der Zensur — abgesehen vielleicht von einigen Anwandlungen in den Flitterwochen seiner Regierung — nicht in Friedrichs II. Sinne; er wollte aber nicht engherzig dabei verfahren wissen und es lag nicht in seiner Art, auf diesen Zweig der polizeilichen Thätigkeit einen

besonderen Nachdruck zu legen; es konnte geschehen, daß die Zensur, ehe der Nachfolger Friedrichs ihr ein neues Leben einhauchte, an manchen Orten einschlief.[137]) Allgemeinhin bedeutungslos war sie aber auch unter Friedrichs Regierung keineswegs, wie dies am besten der Umstand beweist, daß Berliner Buchhändler nicht selten ihre Bücher, aus Rücksichten auf die Schwierigkeiten daheim, auswärts drucken ließen.[138]) Und immer kam, was von Freiheit bestand, hauptsächlich der Erörterung auf religiösem und philosophischem Gebiete zu statten. Was den Staat und seine Zustände anging, so galt allerdings in Preußen nicht jene Unantastbarkeit aller möglichen kleineren und größeren persönlichen Autoritäten, wie vielfach anderwärts.[139]) Dasjenige aber, was er in Verwaltung, Heerwesen und auswärtiger Politik für das Wohl seines Staates als notwendig erkannt hatte, einer rücksichtslosen Kritik durch die inländische Presse preiszugeben, hat offenbar nach den Vorstellungen der Zeitgenossen nicht Friedrichs Absicht entsprochen, und teils der Druck, den das Gefühl von Friedrichs Ueberlegenheit auf die Unterthanen übte, teils der Respekt vor seinem entschiedenen Willen bewirkte, daß eine publizistische Literatur in Preußen nicht recht aufkam; man begnügte sich mit einer ausgedehnten Ungenirtheit des Urteils im mündlichen Verkehr, mit der Achtung, welche die Männer der Regierung vielfach von selbst der Meinung der Gebildeten bezeugten, sowie endlich damit, daß von ängstlicher Sorgfalt für Fernhaltung bedenklicher Preßerzeugnisse des Auslandes nichts zu verspüren war.[140]) Daher denn in der Nachbarschaft, in Leipzig, in Weimar, in Gera und anderwärts, gar manches recht freie Wort über innere preußische Zustände die Presse verließ, welches offenbar ganz vorzugsweise für das preußische Publikum berechnet war und auf kein Hindernis stieß, um unter demselben seine Verbreitung zu finden. Im ganzen wußten sich Regierungsorgane und Unterthanen Friedrichs etwas darauf zu Gute, daß, verglichen mit dem Verfahren in vielen deutschen Ländern, Preußen auch in

Preßsachen eine aufgeklärtere Haltung beobachtete. Als jene Maßregelung Goeckingks und das gegen ihn erlassene Ministerialreskript überall von sich reden machte, brachte das Hamburger politische Journal einen langen Artikel, der ganz offenbar von den preußischen Ministern, mutmaßlich von Hertzberg, veranlaßt worden war, um den übeln Eindruck im Publikum zu verwischen; auf das nachdrücklichste wird darin zu verstehen gegeben, daß nur die Rücksicht auf den Kurfürsten von Mainz das Reskript hervorgerufen habe, und daß keineswegs die darin ausgesprochenen Grundsätze, welche allerdings, streng genommen, jede Erörterung öffentlicher Dinge durch Unterthanen unmöglich gemacht haben würden, als maßgebend für das Verhalten der preußischen Regierung in Angelegenheiten der Publizität überhaupt angesehen werden dürften.[141])

Was aber der größeren oder geringeren Freiheit, deren die Presse genoß, überall abging, das war die Gewißheit einiger Dauer und die Unabhängigkeit von der Willkür der Regierung. „Steht unsere Preßfreiheit auf so sicheren Füßen, daß nichts für sie zu besorgen stünde? Hängt sie nicht an ein paar seidenen Fäden? Ist sie nicht erst vor einigen Jahren in einer großen Monarchie (der österreichischen) eigenmächtig eingeführt? Kann sie nicht dort, wo die geschwinden Veränderungen nichts Ungewöhnliches sind, ebenso eigenmächtig wieder abgeschafft werden? Und wer ist Bürge, daß sie sich in einer andern großen Monarchie, die bisher soviel zu der Aufklärung Deutschlands beigetragen, immer erhalten, daß dort immer ein weiser Despotismus alle Schritte lenken werde?" So ließ sich Schlözer wie mit Prophetenstimme, zum Teil unter dem überall bemerklichen Eindrucke des soeben wieder erwähnten Ministerialreskripts, im Jahre vor Friedrichs des Großen Tode und wenige Jahre vor dem Zusammenbruche des Josefinischen Reformwerkes in Oesterreich vernehmen.[142]) Es ergab sich aus der Lage der Dinge von selbst, daß man der Freiheit, deren man genoß, wohl nur unter Voraussetzung eines rücksichtsvollen Gebrauches einigermaßen

sicher zu sein glaubte. Selbst Schlözer spricht von „derjenigen Behutsamkeit und Delikatesse, ohne welche Druckfreiheit in einem neuen Boden nicht wurzeln könne." [143]) „Wenn die Druckfreiheit ein so unschätzbares Gut ist," heißt es in der Berliner Monatsschrift von 1784, „so müssen wir uns auch hüten, solches durch einen unbehutsamen oder unedeln Gebrauch in Gefahr zu setzen. Wir müssen den Großen sogar den Vorwand benehmen, uns solches, als Unwürdigen, zu entziehen." [144])

Was nun, gegenüber allen solchen Uebelständen und Schwierigkeiten, der Presse zu einer hauptsächlichen Wohlthat oder Erleichterung dienen mußte, das leuchtet hie und da schon aus dem Gesagten hervor: ich meine die Schwäche des damaligen Deutschlands in allem, wobei es sich um eine gemeinsame Aktion der Regierungen handelte. Was wir schon an der Zensurpraxis beobachteten, das galt auch in Bezug auf anderes. So in Bezug auf diejenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche auf jeder Schrift die Nennung von Drucker, Druckort u. dergl. forderten. Unzählige Bücher jener Zeit lassen das Verlangte ganz vermissen, oder an der Stelle des Druckortes steht: Deutschland, Germania, Rom. Namentlich aber eines mußte sich aus dem geteilten Zustande von Deutschland ganz von selbst ergeben und was ich vorhin von freien Urteilen über preußische Dinge erwähnte, die in der sächsischen oder thüringischen Nachbarschaft ans Licht gekommen seien, lieferte uns dafür schon ein Beispiel. „Zwar kann ein Fürst verbieten, über diese oder jene Materie zu schreiben," so erlaubte sich im Jahre 1792 ein Professor der Stuttgarter Karlsschule in einer Festvorlesung zum Geburtstage des eigenen Landesvaters zu verkündigen [145]) — „aber das kann er nicht hindern, daß einige Stunden weiter, in dem Staate seines Nachbarn, über denselben Gegenstand geschrieben werde und daß man dorten seine Handlungen auf eine anständige Weise untersuche." So war es denn auch durchaus das gewöhnliche auf deutschem Boden, daß man zu einer ungezwungenen Besprechung von Landes-

zuständen gar nicht im Lande selbst den Druckort wählte, den man mit weit größerer Sicherheit sich vielleicht schon in nächster Nachbarschaft schaffen konnte; und nur aus den besonderen Verhältnissen der beiden Großstaaten unter zwei Regenten wie Josef II. und Friedrich Wilhelm II. ging es hervor, wenn denn doch arge Ausfälle gegen den ersteren in Oesterreich selbst, scharfe Angriffe gegen das Kirchenregiment des letzteren in Preußen selbst herausgegeben wurden.

Freilich wollte so mancher bemerken, daß in einem gewissen Widerwillen gegen die Presse alles, was im heiligen römischen Reiche deutscher Nation zu befehlen habe, übereinstimme. Der Freiherr von Bibra sagte in dem Vorworte, mit welchem er die Herausgabe des Göckingkschen Journals übernahm[146]): Der Unterschied, wo man schreibe, sei sehr unbeträchtlich, da alle großen und kleinen Machthaber in einer Erbverbrüderung gegen die Schriftsteller zu stehen schienen. Aber vergegenwärtige man sich doch nicht bloß die Vielheit, sondern auch die Verschiedenartigkeit dieser Machthaber im deutschen Reiche, dieses Nebeneinander von katholischen und protestantischen, von weltlichen und geistlichen Staaten, von Erb- und Wahlmonarchieen und von städtischen Republiken, von Groß- und Mittelmächten, wie Preußen, Sachsen, Hannover, und von Gebieten in denen der Reichsgraf, der Reichsabt von einer Anhöhe herab vielleicht alles übersah, was sein war. Wie hätten die Regierenden in aller dieser Mannichfaltigkeit von reichsständischen Gebilden sich wahrhaft als Wesen einer Gattung empfinden, sich durch ein lebendiges Gemeingefühl beseelt finden sollen, um in dem Prästigium eines jeden eine Sache aller zu erblicken! Erfüllt von hunderterlei Gegensätzen und Rivalitäten, behandelten sie ja gelegentlich einander selbst in ihren Streitschriften vor Reichstag oder Reichsgerichten mit einer Grobheit, welche, oft durch Abdruck in die Oeffentlichkeit gelangend, jeder Achtung vor dem Angefeindeten Hohn sprach. Warum hätte da jeder Landesherr zu Gunsten des Nachbarn, jeder

reichsstädtische Magistrat zu Gunsten des nahen Fürsten, von dem er vielleicht erst kürzlich grausamsten Spott zu ertragen gehabt, innerhalb seines Machtbereiches Schreibern und Druckern sonderliche Zügel anlegen sollen? Wenigstens kam es immer erst darauf an, inwieweit die überlegene Macht desjenigen, dessen Unwillen zu erwarten stand, oder besondere Gründe der politischen Lage, oder ausnahmsweise die Besorgnis vor einer möglichen Einmischung der Reichsgerichte es ratsam erscheinen ließen, vorlaute Autoren in ihre Schranken zu weisen.

Dazu nun diese oft so wunderlich durcheinanderlaufenden Landesgrenzen und die Schwierigkeiten, die es haben mußte, selbst ein größeres Territorium vor dem Eindringen des in der Nachbarschaft Gedruckten zu bewahren. „Was hier nicht passiren kann", so hören wir sagen,[147]) „passirt zehn Meilen weiter und wird von der Messe frei hereingebracht." Ganz besonders diese Messen — eigens für die Frankfurter Büchermesse war einst durch Kaiser Rudolf II. das kaiserliche Bücherkommissariat errichtet worden — spielten hier eine Rolle. Zum Teil, indem die Ortsobrigkeit durch die Finger sah — da es darauf ankam, den Meßplatz in Aufnahme zu bringen —, dienten sie dazu, literarischen Erzeugnissen zur Verbreitung auch in ängstlich behütete Gebiete zu verhelfen. „Für die Buchhändler," so verkündete Schubart im November 1774 in seiner Deutschen Chronik, „geht ein sehr glänzendes Gestirn auf. Der Erbprinz von Hessen-Kassel hat ihnen die Erlaubnis gegeben, sich inskünftige in Hanau zu versammeln, wo sie, unter den Flügeln der freiesten Freiheit, Bücher tauschen, verkaufen und alle Geheimnisse ihrer Kunst ungestört ausüben können. Da wird's nicht darauf ankommen, ob ein Buch die Zensur passirt hat oder nicht, obs mit Privilegien gedruckt oder nachgedruckt sei, ob's Postillen oder asketische Werke, von Heinse oder Golz seien. — Wird nicht mancher Buchhändler unter den wohlthätigen Einflüssen dieses Gestirnes sein Glück machen?"[148]) Geringer noch waren die Schwierigkeiten, wenn sich's nicht

um ganze Bücher, sondern um die Anbringung einzelner Aufsätze handelte. Wo die Presse sich freier regen durfte, faßten einzelne Journale als ein Hauptgeschäft den Abdruck von Artikeln ins Auge, die anderwärts die Zensur nicht passiren konnten.[149])

Und so sehen wir denn, trotz aller Hemmungen, doch mehr und mehr die Bande sich lockern und die Lebensregungen sich verstärken. Schon ehe der unruhig lebhafte, jedem Eindruck hingegebene Schubart in seiner Deutschen Chronik den Versuch anstellte, in der durch hundert Schranken eingeengten und zertrennten Bevölkerung seiner schwäbischen Heimat die Augen zu einem freieren Blick und die Seelen einem frischen Luftzuge zu öffnen, hatte in einem anderen Winkel des deutschen Reiches, zu Osnabrück, ein Mann von härterem Holze, der treffliche Möser, durch seine einsichts- und lebensvolle Besprechung vergangener und gegenwärtiger Einrichtungen und Verhältnisse einen vorzüglichen Anfang dazu gemacht, um einen Sinn für Erkenntnis vaterländischer Dinge zu wecken. Indes hatte, was er schrieb, seiner ganzen Beschaffenheit nach, ihm zunächst nur auf einem engen geographischen Raume eine stärkere Leserschaft, über denselben hinaus nur eine auserlesene Zahl von Freunden und Verehrern schaffen können. Gleichfalls seit längerer Zeit schon hatte Karl Friedrich Moser durch seine energische Vorzeichnung der Pflichten für Regenten und Beamte, durch scharfe Geißelung von Gewaltmißbrauch wie Schwäche bei Fürsten und Ministern sich das Lob zu verdienen begonnen, „daß er den Deutschen die Hundedemut ausgetrieben“;[150]) die Personen oder Länder aber in der Wirklichkeit zu suchen, denen er die einzelnen Züge entnommen, hatte er bisher meist, soweit sich's um zeitgenössisches handelte, dem Leser überlassen. Und was nun Schubart selbst betrifft, so hören wir von seinen Erfolgen in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz außerordentliches. „Seine Deutsche Chronik,

welche Vaterlandsliebe und Aufklärung in Gegenden zu verbreiten gesucht, wo man die erstere nicht gekannt und wo die letztere beständig mit dem plumpsten Aberglauben zu kämpfen gehabt habe, sei in jedermanns Händen gewesen; Leute, die in ihrem Leben nichts als Legenden gelesen, hätten nun einen salto mortale gemacht, die Deutsche Chronik zu ihrer Lektüre genommen, von Literatur und Kunst, von Aufklärung zu reden begonnen" u. s. w. Derselbe Mann aber, welcher mit den hier gebrauchten Worten berichtet, was er während eines zeitweiligen Aufenthaltes in Süddeutschland selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, setzt auch hinzu: Die Norddeutschen, die im Grunde allein das ganze Verdienst von Schubarts Thätigkeit und Begabung richtig zu schätzen imstande gewesen sein würden, hätten fast nichts davon gewußt, weil die Chronik fast gar nicht über die Grenzen des fränkischen und oberrheinischen (Reichs-) Kreises hinausgekommen; daher auch, als die lehrreiche periodische Schrift aufgehört und ihr Verfasser ein Opfer der Publizität geworden, dies merkwürdige Ereignis in den norddeutschen Zeitungen kaum berührt worden sei.[151])

Von dem Ende der siebziger, dem Anfange der achtziger Jahre an gewinnen wir aber den Eindruck, daß die Schriftsteller nach und nach etwas festeren Boden unter ihren Füßen fühlen, daß sie auf einen weiteren Bereich ihrer Wirksamkeit rechnen und öfter als vorher bei ihrer Beurteilung Menschen und Länder mit Namen zu nennen sich getrauen. — Kurze Zeit, nachdem Schubart durch seine Einkerkerung auf lange zum Schweigen gebracht worden war, begann Weckhrlin — schon als „Anselmus Rabiosus" durch seine „Reisen in Deutschland" bekannt geworden — in seinen „Chronologen" und seinem „Grauen Ungeheuer" mit einem ätzenden Witze und nicht immer ohne Frivolität gegen Vorurteil und Unfug zu Felde zu ziehen. Besonders aber in Norddeutschland wuchs die Publizistik an Gewicht und an Ansehen. Es war das die Zeit der glänzendsten Anerkennung für Schlözer. Ohne es von Anfang selbst

angestrebt zu haben, war er seit 1774 allmählich zu einem Mittelpunkte geworden, welchem von überall Mitteilungen aus dem Leben der Gegenwart zuströmten; in seinem „Briefwechsel" und nachher in seinen „Staatsanzeigen" gelangten sie, mit manchem kräftigen Fingerzeige des Herausgebers versehen, vor das Publikum. Ein Vergleich zwischen den ersten Bänden des „Briefwechsels" — fast nur statistischen Inhalts und noch dazu nur zum geringeren Teile mit deutschen Dingen beschäftigt — und den Bänden aus den achtziger Jahren mit der Vielseitigkeit des Stoffes und der Unumwundenheit des Urteils giebt hier die beste Vorstellung, wie die Dinge vorrückten.

Zum Teil unter dem starken Eindruck von Schlözers Wirksamkeit, fanden politische Thatsachen und Verhältnisse immer lebhafteres Interesse und immer lebhaftere Besprechung. Bald hier bald dort tauchten neue Zeitungen empor, und wenn die eigentlichen Zeitungen sich damals noch immer auf thatsächliche Mitteilungen zu beschränken pflegten — wobei Auswahl und Färbung sich meist nach dem Lande und dem Regiment richtete, in und unter welchem die Zeitung erschien —, so wuchs nicht minder die Zahl der wöchentlich oder monatlich erscheinenden Schriften, welche, als die eigentlichen Stätten des Räsonnements und umfassenderer Veröffentlichungen geltend, vorzugsweise unter dem Namen: Journale begriffen wurden. „Wir kriegen seit zehn Jahren der Staatsjournale zu viel," klagt schon 1784 eine Stimme aus Mecklenburg, nicht ohne sich freilich von Schlözer eine derbe Abfertigung zuzuziehen,[152]) und an dieselbe Klage knüpfte im nächsten Jahre ein Hamburger Buchhändler an, um ein „Journal aller Journale" als Sammelstelle für das Wichtigste und Bedeutsamste anzukündigen.[153]) In Zeitschriften von gemischtem Inhalt, wie jenem schon manchmal erwähnten Journal von und für Deutschland, in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, in Wielands Deutschem Mercur, im Deutschen Museum, der Berliner Monatsschrift u. a., gewannen neben fachwissenschaftlichen,

belletristischen, philosophischen Stoffen die politischen einen immer breiteren Raum. Die für den Juristen jener Tage so wichtige „Staatskanzlei" von J. A. Reuß brachte denn doch nicht bloß, wie es in ihrer Hauptaufgabe lag, Aktenstücke aus Verhandlungen vor Reichstag, Reichsgerichten und Landeskollegien, sondern auch außeramtliche Besprechungen hervorstechender Staatsangelegenheiten aus politischen Gesichtspunkten, und bezeichnete es wohl gelegentlich als Motiv bei Aufnahme einer Abhandlung, daß es darauf ankomme, „den noch immer auf deutschem Boden verborgen liegenden Samen des Despotismus auszurotten." [154]) In dem Göttingischen historischen Magazin haben sich Meiners und Spittler von vornherein die Aufgabe gestellt, neben geschichtlichen Untersuchungen und Urkunden auch „Nachrichten und Beschreibungen von musterhaften neuen Anstalten und Verbesserungen, oder Anzeigen von zu bessernden Mängeln und Mißbräuchen in unsern deutschen Verfassungen" zu geben. Schon in vielen jener historischen Untersuchungen selbst aber wird man namentlich Spittlers Bedürfnis verspüren, auch bei seinen geschichtswissenschaftlichen Arbeiten in Wahl wie in Auffassung des Thema sich mit der Gegenwart und ihren Interessen in einem lebendigen Zusammenhange zu wissen. Als ein Monatsblatt, welches den Leser von den laufenden Ereignissen, zum guten Teil aus eigenen Spezialquellen, eine so zuverlässige, zusammenhängende und übersichtliche Kenntnis zu verschaffen sich rühmte, wie sie aus den sehr dürftigen Tagesblättern schwer zu schöpfen war, wußten die Hamburger politischen Nachrichten des persönlich wenig geachteten Schirach für das norddeutsche Publikum auf lange Zeit eine ansehnliche Bedeutung zu gewinnen. Ebenso dies politische Interesse, wie das an der aufblühenden schönen Literatur, mag den Trieb hergegeben haben zur Stiftung der Lesegesellschaften, die allenthalben, in Städten und Städtchen, emporschossen. [155]) Wie Zeitungen seit den siebziger Jahren zur Volkslektüre geworden, wie frei und unbefangen jetzt in Gesprächen Meinungen laut wurden,

die noch vor nicht allzulanger Zeit allgemeines Aufsehen, wo nicht Indignation hervorgebracht haben würden, das ist oft genug zu hören.[156])

Und mit der Publizität wuchs nun auch von Jahr zu Jahr das Gefühl für den Wert derselben sowie die Anstrengung, ihr immer freieren Spielraum und immer stärkere Sicherheit zu schaffen. Wenige von den Argumenten und Anschauungen, welche in unserem Jahrhunderte, während der Kämpfe um Preßfreiheit, die freisinnigen Blätter zu füllen pflegten, wird man in der Journalistik der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vermissen — weder den Glauben an den hohen Beruf der Oeffentlichkeit noch die Ueberzeugung von ihrer Macht, weder den Stolz des Schriftstellers auf seine eigene Würde noch die verachtungsvolle Abweisung des Vorwurfes, als ob es die Presse sei, die Revolutionen anstifte, weder den Abscheu vor der gewaltsamen Unterdrückung des Gedankens noch die Behauptung, daß die freie Diskussion die beste und ganz ausreichende Abwehr der Gefahren, die sie zu bringen scheine, in sich selbst trage. Gar erbaulich schildert uns K. Fr. Moser, in einem Gespräch eines Fürsten mit seinen Beratern,[157]) die wankende Selbstgewißheit des ersteren gegenüber den Anklagen, welche jetzt in der Presse mehr als ein Organ fänden, um sich angesichts der Welt gegen ihn zu erheben. Welch ein Abstand zwischen Schubarts Jammer über die Lage eines „Novellisten" in den siebziger Jahren und dem Selbstbewußtsein, mit welchem Weckhrlin zehn Jahre später jeden Schriftsteller als einen geborenen Advokaten der Menschheit bezeichnet.[158]) Die Publizität sei es, die jene allgemeine Gährung erweckt habe, welche den Ausbrüchen der willkürlichen Regierung, dem Laster der Höfe, dem Mutwillen der Mächtigen einen Damm setze. Nie aber habe die Philosophie der Presse Empörungen erregt, Kriege geschaffen, Staaten gestürzt; sie sei ein toter Laut der Vernunft, der seinen Eindruck nur der Güte der letzteren verdanke. „Lasset die Schriftsteller immer schreiben, die

Welt wird sie beurteilen." Es ist wie ein prophetischer Ausblick aus den beengten Verhältnissen jener Tage zu den jetzigen Gewährleistungen der Preßfreiheit durch Reichs- und Bundesverfassungen, wenn Weckhrlin von der Möglichkeit spricht, daß einst die deutschen Fürsten der Preßfreiheit einen Platz in der Wahlkapitulation geben würden.[159]) Und als, nach Anbruch der französischen Revolution, der Streit über die beste Staatsform auch in Deutschland mit verstärkter Lebendigkeit entbrannte, rief der nämliche Schriftsteller aus: „Man gebe uns unser Recht: Denk- und Redefreiheit, Preßfreiheit und Glaubensfreiheit — und mit diesen vier Freiheiten ist jede Regierungsform gut."[160]) Es war im Grunde kaum eine geringere Ueberschwänglichkeit, wenn Schlözer schon 1783 in einer Polemik mit dem Herausgeber der Wiener „Brieftasche" auf den Vorwurf, daß er sich zu einem kleinen Despoten emporgeschwungen habe, antwortete: „Was der Brieftaschenmann Despotismus des Herausgebers (der Staatsanzeigen) nennt, ist Despotie der Wahrheit, der Thatsachen, der Publizität. Das sind nun freilich fürchterliche Despoten, allmächtiger wie Sultane und Paschas, und schlechterdings, so lange es Leute giebt, die denken oder auch nur sich schämen können, unbezwinglich."[161])

Von der wachsenden Intensivität und Ausbreitung der Verehrung aber, die der Publizität zu Teil ward, gab nicht minder als Schlözers eigenes Wort der Kultus ein Zeugnis her, welcher ihm als dem Vertreter der Publizität gewidmet ward. K. Fr. Moser wollte ihm, dem in seiner Art einzigen Geschichtsprofessor, „von dem eine Note oder ein Nötchen oft mehr gewirkt habe als die Bußpredigten der Reichsgerichte, die Vorstellungen der Kollegien und die Suppliken der Landstände und Unterthanen," einen Römermonat alljährlich als Belohnung zuerkannt wissen.[162]) Und welch ein Triumph für die Publizität, als der so gefeierte Mann, im Anfang der achtziger Jahre, auf einer Reise nach Italien Süddeutschland durchzog.[163]) Die Gaststuben füllten sich, wo

man mit ihm an einer Tafel zu speisen hoffte, die Universität, die er, nahe vorbeireisend, nicht besuchen konnte, kam in ihren Professoren zu ihm, um ihm ihren Gruß zu bringen, und ein geistlicher Fürst, der Bischof von Brixen, stellte ihm förmlich auf, um ihn nicht vorüberziehen zu lassen, ohne ihn zu bewirten. Als ein Zeichen des Eindrucks, den sein Wirken hervorbrachte, mag hier noch ein Geschichtchen Platz finden, das offenbar diesem Eindruck seine Entstehung verdankte. Der wohlwollende Fürst eines kleinen Landes, so erzählte man sich später, habe bei zufällig gewonnener Bekanntschaft mit den Schlözerschen Staatsanzeigen sich nicht genug verwundern können über das neue Licht, das ihm dadurch über viele Dinge aufgegangen. Mit Begierde habe er aus jedem neu eintreffenden Heft neue Belehrung gezogen. Den Hofleuten aber seien dadurch arge Unbequemlichkeiten verursacht worden, und nicht anders hätten sie sich schließlich zu helfen gewußt, als eines Tages das Journal dem Fürsten vorzuenthalten und, auf die Nachfrage desselben, mit betrübter Miene den kürzlich eingetretenen Tod des Herausgebers zu melden, worauf denn der Fürst, mit aufrichtiger Trauer um den wackeren Hofrat, sich in das Unvermeidliche gefunden und die liebgewordene Lektüre entbehrt habe.[164])

Freilich, wie es der Aufklärung überhaupt widerfuhr, daß mit ihrer Ausbreitung und Weiterentwickelung auch Zahl und Thätigkeit ihrer Gegner wuchs, so erging es insbesondere auch der Presse bei ihrer zunehmenden Freiheit und dem ausgedehnteren Gebrauche, welcher von derselben gemacht wurde. Was die alten Widersacher betrifft, so läßt sich denken, wie die Pfaffen in Baiern, ganz auf Austilgung der Spuren bedacht, welche die bildungsfreundliche Regierung Maximilian Josefs hinterlassen hatte, sich gar nicht genug thun konnten im Eifer gegen die „fliegenden Blätter, Scharteken und Fetzen," die sich jetzt, dank der Buchdruckerkunst, „noch mehr als die Insekten ver-

mehrten und an allen Orten, allenthalben, lauter Gift verbreiteten." [165]) Inmitten eines Fanatismus, wie er sich dort gegen die verhaßte Thätigkeit eines großen Teiles der Presse entwickelte, erscheint es noch als ein Zeichen besonderer Mäßigung und Nüchternheit, wenn ein Münchener Buchhändler den Plan zu einer periodischen Schrift faßte, welche unter dem Titel „Rettungen der Ehre und Wahrheit" ausdrücklich wider die Verleumdungen und Pasquille der mißbrauchten Publizität gerichtet sein sollte. [166]) Das Unwetter, welches 1784 über die Illuminaten heranzog und dann über alles losbrach, wodurch Aberglaube und Mißbrauch sich beeinträchtigt sahen — der Eifer eines Pater Frank, Pater Gruber und wie noch sonst die Führer der herrschenden Partei sich nannten —, traf ganz besonders auch die Presse. Durch schärfste Knebelung mittels der Zensur, durch gräulichste Vexationen der geachtetsten Männer, die mit der Literatur zu thun hatten, durch Bücher- und Zeitschriftenverbote, durch Aufspürung der nach auswärts gehenden Korrespondenzen u. a. m. schien eine förmliche Erstickung alles geistigen Lebens sich ergeben zu müssen. Ein Schauspiel seitab von dem großen Münchener Treiben, wo hauptsächlich Geistliche den Ton angaben, bildete eine sensationelle Fehde des Justizdepartements mit den Schlözerschen Staatsanzeigen wegen eines im Jahre 1783 an die letztern gelangten Berichts über einen Amberger Kindsmordsprozeß; alles ward aufgeboten, um sich für die Enthüllung des begangenen Justizmordes zu rächen, ohne daß es freilich gelungen wäre, eine andere Genugthuung zu erhalten als welche man sich selber nahm durch Verbrennung des schuldigen Schlözerschen Heftes unter dem Galgen. [167]) — Zu Mainz fand man in Pater März einen Gesinnungsgenossen der Frank und Gruber, in der Mainzer Monatsschrift für geistliche Sachen eine der widerwärtigsten Gegnerinnen der freiergesinnten Presse: sie war es, welche zuerst jenes preußische Ministerialreskript gegen Göckingk an die Oeffentlichkeit brachte — begreiflicherweise zum unaussprechlichen Jubel für alle Ankläger

der Zügellosigkeiten zu denen Guttenbergs Erfindung gemißbraucht werde.

Eine Verwunderung und eine Beunruhigung ob des Emporkommens eines neuen Tones und Sinnes in und mittels der Presse erhob sich aber doch auch in Ländern und bei Leuten andern Geistes. Was die österreichische Presse unter der plötzlichen Veränderung, die in der Behandlung derselben durch Josef II. seit dem Jahre 1780 eintrat, an dreisten Invektiven gegen Regierung und Person des Kaisers leistete, konnte außerhalb Oesterreichs auch bei den besten Freunden der Preßfreiheit und Aufklärung, gegen welche letztere ja zum guten Teile diese Exzesse sich richteten, nur die peinlichsten Empfindungen hervorbringen.[168] War in Preußen für Friedrich den Großen selbst, gegen Ende seines Lebens, die politische Richtung, die unter den französischen Philosophen einriß, eine Quelle des Verdrusses, so gaben die Urheber jenes schon öfter erwähnten Ministerialreskripts ohne Zweifel dem Unwillen gar manches preußischen Beamten, Edelmanns oder Geistlichen Ausdruck in den Worten: die Nation werde durch solche unbedachtsame Bekanntmachungen (wie das Göckingksche Journal gebracht) nicht gebessert, sondern verdorben. Die unbedachtsame Aufklärungssucht jetziger Zeiten arte in eine freche Ausgelassenheit aus, trete alles, was heilig und ehrwürdig, mit Füßen, mache dem Volke alles verächtlich, verwirre seine Begriffe, und flöße ihm Aufruhr, Ungehorsam, Zügellosigkeit und Widersetzungsgrundsätze ein, ohne es zu unterrichten, zu erleuchten und zu bessern.

Sowohl die hier gerügten Ungebührnisse nun, als die Absicht, von oben dagegen einzuschreiten, machten sich in sehr gesteigertem Maße unter Friedrichs II. Nachfolger geltend. Die Bemühungen desselben für Wiederherstellung der bekenntnismäßigen Kirchenlehre hatten Veranstaltungen, die Zensur neu zu kräftigen, zur Begleitung, hatten aber auch andererseits das Entstehen einer oppositionellen Literatur von außerordentlicher Fülle und zunehmender Dreistigkeit zur Folge. Die rasche Schwächung des Respekts vor der

obersten Gewalt, der unter Friedrich II. vieles niedergehalten hatte, ließ aus den schwergereizten Kreisen der bisherigen Tonangeber Worte hervordringen, welche neben dem Beifall, den sie der Mißstimmung gegen die Regierung verdankten, doch bei Männern älterer Zucht Unwillen erregen mußten. Die Fragen nach Bekenntnistreue, Denkfreiheit u. s. w. standen im Vordergrunde; daß aber die Untersuchung auch auf Punkte geführt wurde, welche die Berechtigung aller Regierung betrafen, konnte unter den obwaltenden Umständen nicht ausbleiben und hatte jetzt eine andere Bedeutung als die einer bloßen philosophischen Spekulation. Mischte dann ein Mann wie der berüchtigte Bahrdt sich auch hier ein, so war dies ohne Zweifel an und für sich ein grobes Aergernis für viele. In der Schrift „Von der Preßfreiheit und ihren Grenzen“ [169]) bringt er die Diskussion sogleich auf ein sehr allgemeines Gebiet, hier aber so, daß die ganz bestimmte Richtung jedes Satzes gegen das, was thatsächlich in der preußischen Regierung vor sich ging, auf der Hand lag. Alle seine Verneigungen vor der Person Friedrich Wilhelms, sein Preis der Unerschütterlichkeit des preußischen Thrones konnten nicht darüber täuschen, daß er den Boden tiefer aufwühlte als Weckhrlin mit seinen Sarkasmen oder Schlözer mit seinen derben Rügen zahlreicher Mißbräuche oder seinen Anregungen zur Schätzung rechtssichernder Verfassungsformen. Der Lehre von den angeborenen Menschenrechten giebt Bahrdt eine Ausdehnung und macht von ihr eine Anwendung, wie sie auf deutschem Boden in Schriften für das größere Publikum erst in der Zeit der französischen Revolution üblicher wurde. Durch diese Ausdehnung des Begriffes der Menschenrechte weist er namentlich die Befugnis der Regierung, gegen freie Meinungsäußerung einzuschreiten, in die engsten Grenzen, und indem er keinen Unterschied macht zwischen der Natur des fürstlichen Rechtes und dem Rechte jedes Einzelnen, erscheint bei Verletzung eines Menschenrechtes durch den Fürsten ohne weiteres des Fürsten eigenes Recht in Frage

gestellt. Von dem Unterthanen in seinen Reden über den Fürsten Bescheidenheit zu verlangen, ist der Staat nicht berechtigt, sondern darf nur fordern, daß die Rede wahr sei, und hat das übrige dem sittlichen Gefühle zu überlassen. Den Fürstenlästerer ebensowenig wie den Gotteslästerer will Bahrdt bestraft wissen — ein Gedanke, welchen in den Augen seiner Leser abzuschwächen doch schwerlich die Motivirung: er würde beide nur als Wahnwitzige betrachten, sonderlichen Dienst geleistet haben wird. — Und der Verfasser hatte kein Bedenken getragen, die Schrift noch besonders der Aufmerksamkeit des Königs zu empfehlen. Die Antwort war freilich, daß der Minister von Carmer ihm das fernere Schreiben verbot.

Recht als ein energischer Ausfall nicht bloß gegen solche Maßlosigkeiten, sondern auch gegen die Nachsicht der öffentlichen Gewalten, wodurch sie ermöglicht würden, überraschte nun, im Jahre 1786, ein Buch in unangenehmster Weise viele Wortführer der Zeit, Aufsehen erregend sowohl durch die Form, in die es gekleidet war, als auch die Schneidigkeit seiner Polemik. Der Schrift selbst [170]): „Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik" ließ der nicht genannte Verfasser, Ernst August von Göchhausen, im nächsten Jahre eine zweite: Aufschluß und Verteidigung, nachfolgen, aus welcher man am besten erkennt, welcher Staub durch die erste aufgewirbelt worden war. Der Verfasser steht im Religiösen durchaus auf positivem Boden; worauf aber sein Augenmerk sich richtete, das ist die Gefahr der ganzen bestehenden sittlich-bürgerlichen Ordnungen. Er selbst war preußischer Offizier gewesen, und wie sich die Korrespondenz, in welche alles gefaßt ist, zwischen Offizieren bewegt, die ganz offenbar als preußische zu denken sind, so wird hier der Kampf gegen die auflösenden Bestrebungen aus dem Geiste strenger Zucht heraus geführt, der unter den schwungvolleren Mitgliedern der Friderizianischen Armee als der herrschende galt und sich bei manchen von ihnen, unbekümmert um die persönliche Philosopie des Königs, mit einer guten, straffen

Gläubigkeit vertrug und verschmolz. Dabei wurde in der Form die Lieblingsmeinung vieler Aufgeklärter, die Meinung von einer weitverbreiteten Konspiration unter den Mitgliedern des aufgelösten Jesuitenordens, eben gegen die Kreise der Aufklärung selbst gewendet. Der Verfasser gefällt sich in der Ausmalung der Möglichkeit, die fortschreitende Zersetzung aller positiven Ueberzeugungen selber sich als ein Mittel zu denken, dessen die tiefgeheime Jesuitenmacht sich bediene, um allen sonstigen Gewalten auf Erden die moralischen Grundlagen zu entziehen und auf ihren Trümmern sich zur alleingebietenden zu erheben. Schon nach dieser Wendung läßt sich ahnen, daß die Gemeinsamkeit der Gefahr für kirchliche und weltliche Gewalten hier mit besonderer Lebendigkeit herausgekehrt wird. Wenn man wohl anderwärts behaupten hörte, gegen Verschwörungen in geheimen Verbindungen seien die Regierungen so ziemlich geschützt durch ihre stehenden Heere und daneben durch ihre Macht über die Briefpost,[171]) wenn Bahrdt erklärte, er würde an Friedrich Wilhelms II. Stelle ohne Gefühl der Unsicherheit auf seinem Throne sitzen, wenn auch sein ganzes Volk aus Muselmannen bestünde, so fragt der Enthüller: welcher Eid denn die fürstlichen Garden noch wirksam fesseln werde, wenn Lehren wie die, daß Gott von dem Individuum keine Notiz nehme, nicht verhindert würden, zu ihnen zu dringen;[172]) auch der Soldat — diese Worte werden dem revolutionären Ordensmeister in den Mund gelegt — müsse einsehen lernen, daß der blinde Gehorsam, dessen stärkste Stütze er sei, ihm gerade doppelt auf dem Nacken liege.[173]) Auf das eindringlichste werden die Fürsten angereizt, in Aufrechterhaltung der Bibel-Autorität, wenn nichts anderes, doch ihr allereigenstes Interesse zu erkennen. Und wie sehr kontrastirte nicht zu dem gewöhnlichen Tone, in welchem die damalige Zeitbildung die Entstehung alles Staatswesens aus Vertrag, aus der Geltendmachung überlegener Stärke u. s. w. zu besprechen pflegte, die resolute Anlehnung der politischen Ansicht an

den positiven Kirchenglauben in Aeußerungen wie diese: daß auf dem Glauben an die Verderbtheit des menschlichen Willens alle religiöse und politische Verfassung beruhe. [174])

Nicht uninteressant ist es wohl zu sehen, wie sich das Mißbehagen an denselben Erscheinungen, gegen welche Göchhausen ankämpft, bei einem Manne von ganz anderer Beanlagung kundgiebt und wie dieser in seiner Weise den Schäden beizukommen sucht. Ich meine den Schwager Goethes, den ernst behutsamen, mannichfach gebildeten Joh. Georg Schlosser. Fein empfindend und keineswegs blind gegen das Wohlthätige freierer Meinungsäußerung, stand er doch zu der großen Schaar der Aufklärer nach seinen religiösen wie seinen politischen Anschauungen in manchem Widerspruche; namentlich gab auch ihm das Treiben in einem Teile der Presse Anstoß. Er wendet sich in einem Aufsatze des Deutschen Museums [175]) an die Schriftsteller selbst. Nicht bloß gegen die Keckheiten eines Weckhrlin, sondern auch gegen die Weise, in welcher die Allgemeine Deutsche Bibliothek, die Berliner Monatsschrift und selbst Schlözer hie und da von der gegebenen Freiheit Gebrauch gemacht, erhebt er seine Einwendungen. Von dieser Freiheit selbst, wie sie augenblicklich bestehe, redet er in höchst optimistischen Ausdrücken; fast überall sei der Zensur ihre Gewalt genommen oder doch so beschnitten, daß man sie kaum noch empfinde! Dennoch — er weist unter anderem auf den Geist der meisten Gewaltigen der Zeit hin — traue er dieser Freiheit noch nicht recht. Die Schriftsteller selbst sollen sich ihrer zu versichern suchen durch ihre Haltung. Der Gedanke an ein aus ihnen hervorgehendes Zensorentum und noch manches Wunderliche sonst läuft mit unter. Der ganze Verdruß Schlossers an einem Teile der Zeitpresse giebt sich aber zu erkennen in den Schlußworten: Wenn die Schriftsteller fortführen, so unbedächtig, so unverständig, so beleidigend grob, so gefühllos frei, so gedankenlos einbildisch zu schreiben, so sei Ursache, zu fürchten, daß die Schriftstellerei und das Journalwesen

bald einem Polizeikommissarius unterworfen werden würde, noch schlimmer in seinem Verfahren als die ehemaligen Zensoren in Rom und Wien.

Wurden aber Fürsten und andere Obrigkeiten auf die Gefahren der Publizität hingewiesen und machten sich in der That die Reaktionstendenzen so mancher Regierung auch in einem scharfen Vorgehen gegen die Presse geltend, so ist doch zu sagen: im ganzen und großen gewann eben in den höheren Regionen eine gewisse Neigung, den Meinungen der Gebildeten einige Beachtung und Freiheit der Aeußerung zu schenken, mehr und mehr an Boden. Selbst an den Höfen und in dem Regierungswesen geistlicher Herren machte man Erfahrung davon. Manche von diesen — so der habsburgische Maximilian Franz auf dem Kurstuhle von Köln, der Domherr von Fürstenberg als Minister im Bistum Münster und von Dalberg als kurmainzischer Statthalter in Erfurt — schienen ja eben damals durch mehr oder weniger gediegenes Eingehen auf die Forderungen des Zeitgeistes den letzteren mit der Abnormität versöhnen zu wollen, welche das Dasein solcher geistlichen Fürstentümer an sich in der Gegenwart darbot; bei einzelnen kam dies auch in ihrem Verhalten gegen die Presse zur Erscheinung. In unmittelbarer Nachbarschaft von Baiern, wo unter dem pfäffischen Drucke jedes freie Wort verstummte, galt das Erzbistum Salzburg unter seinem vielgepriesenen Hieronymus Collorado als die Stätte einer wohlthätigen Aufklärung, und gab Zeitschriften das Dasein, welche durch Vertretung dieser Richtung sich keine geringe Wichtigkeit für das südliche Deutschland erwarben.

Was aber noch ganz besonders hervorzuheben ist: Nicht bloß Duldung und einiges freie Gewährenlassen wurde der Publizität von einer Anzahl Regierungen zu Teil, sondern durch die Regierungen selbst und in deren eigenen Angelegenheiten sah sie sich in Anspruch genommen auf eine

Weise, worin die beste Anerkennung ihrer neuerlich gewachsenen Bedeutung zu finden war. So namentlich bei Streitigkeiten, in denen verschiedene Höfe als Parteien gegen einander auftraten. Nicht mehr bloß die Feder der Juristen wurde für Rechtsdeduktionen in Bewegung gesetzt, nicht mehr bloß auf die Kreise der Diplomatie, der Reichs- und Staatsgelehrten ein Eindruck versucht oder durch Schmähschriften und Pamphlets die Leidenschaft oder das Gelächter gegen den Widersacher gekehrt; vielmehr wurde die Meinung der gebildeten Klassen als eine Instanz anerkannt, deren Urteil in ernster Darlegung für sich zu gewinnen von Wert sei; Schriftsteller, welche auf die Ueberzeugung dieser Klassen einzuwirken geschickt erschienen, und Gesichtspunkte, welche bei ihnen sich Eingang versprechen durften, wurden aufgeboten. In stärkerem Maße als je geschah dies um die Mitte der achtziger Jahre in der Bewegung, die sich an das Bekanntwerden der erneuerten österreichischen Absichten auf Baiern und an die zunächst hierdurch veranlaßte Gründung des Fürstenbundes unter Preußens Führung anknüpfte. Ganz abgesehen von den eigentlichen Staatsschriften, rückten jetzt in österreichischem Auftrage Freiherr von Gemmingen — damals als Verfasser eines bürgerlichen Schauspiels ein beliebter Name —, auf der andern Seite der preußische Staatsdiener Dohm und der in kurmainzischen Diensten stehende Johannes Müller, gegen einander ins Feld. Keine geringe Anzahl von Schriftstellern würde zu nennen sein, die sich mehr auf eigene Faust an dem Streite beteiligt haben mögen. Während Schlözer bei der Sache des Fürstenbundes stand, hatte Kaiser Josef den Physiokraten Schlettwein sowie zwei uns schon bekannte Männer, Winkopp und Weckhrlin, auf seiner Seite, und daß die Illuminaten dazu bestimmt und verschworen seien, die Meinung in Baiern für den Verrat der baierischen Selbständigkeit an den aufgeklärten Kaiser zu bearbeiten, wollten sich wenigstens die baierischen Patrioten nicht nehmen lassen.[176])

Und auch, wo sich's um das Innere der einzelnen Staaten

handelte, fand sich die Presse geschmeichelt durch Zeichen, daß man sie als ein Mittel zu manchem Guten oder als eine Macht, die ihren Verächtern Unannehmlichkeiten bereiten könne, zu schätzen wisse. Vorgeschrittene Behörden lernten Wert darauf legen, mißliebige Mitteilungen und Urteile nicht einfach am Urheber zu strafen, sondern, soweit möglich, richtig zu stellen[177]) —, forderten wohl selbst zur Bezeichnung vorhandener Uebelstände auch solche auf, welche von Amtswegen mit der Staatsmaschine nichts zu thun hatten. Wird uns schon von Maria Theresia berichtet, daß sie einen Beschluß ihres Geheimen Rates mit dem Bemerken zurückgewiesen habe: Was würde Schlözer dazu sogen? so zeigte sich lebhafter noch bei Josef II. die Achtung für den Göttinger Professor, dessen Journal stets auf dem Schreibtisch des Kaisers zu finden war und an dessen Berufung nach Wien einmal gedacht wurde. Die Zusendung manches Aktenstückes hatte Schlözer einem besonderen Freunde in den österreichischen Staaten zu danken, dem einflußreichen Grafen Firmian, dem dirigirenden Minister Maria Theresias und Josefs für ihre italienischen Provinzen. In dem preußischen Staate, wo Bischofswerder und Wöllner als Gegner freier Denkungsart und Aussprache sich einen übeln Namen schafften, feierte Minister von Hertzberg in akademischer Rede den Segen der Oeffentlichkeit (1787). Wie er, neben seiner viel anspinnenden auswärtigen Politik und manchen inneren Reformarbeiten, doch noch für eigene Schriftstellerei Zeit zu finden verstand, so suchte er wohl durch angeknüpfte Korrespondenzen bedeutende Männer in Deutschland, einen Schlözer oder Möser, näher an sich heranzuziehen und verriet deutlich genug, wie viel ihm daran gelegen sei, sich von der Meinung der Gebildeten getragen und gehoben zu fühlen. Die kurzen Notizen über den preußischen Finanzzustand, die auf seine Veranlassung zum Besten gegeben wurden, gefiel man sich wohl als comptes rendus zu bezeichnen.[178]) In der großen Aufgabe begriffen, die Bearbeitung des preußischen Landrechtes zu Ende zu führen, setzte sich auch

ein anderer preußischer Minister, der angesehene v. Carmer, mit dem Herausgeber der Staatsanzeigen in Verbindung; ein dritter, der Freiherr v. Zedlitz, ist uns als Verfasser politischer Aufsätze schon von früher her bekannt. Wie er, lieferte auch eine der ersten Größen an dem Kasseler Hofe, der vielgefeierte General von Schlieffen, Beiträge ins Deutsche Museum.[179]) Selbst unter den Fürsten war Friedrich der Große nicht der einzige, bei dem von einer persönlichen Beteiligung an publizistischer Schriftstellerei gesprochen werden konnte. Dem Herzog Karl von Sachsen-Meiningen, welchen Schlözer einen der größten Wohlthäter seines Journals nennt, verdankte Weckhrlin mehr als eine Zusendung für sein „Graues Ungeheuer."[180]) Weckhrlins Verhältnis zu dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein ist schon vorhin beiläufig berührt worden. Aus der Reichsstadt Nördlingen ausgewiesen, fand der Schriftsteller, der auf französischem wie deutschem Boden mancherlei Bildungselemente sich angeeignet und mancher Schranken sich entledigt hatte, dicht vor den Thoren der Stadt in dem Oettingischen Dorfe Baldingen einen Ruheplatz; wie einen kleinen Herren fühlte er sich dort und durfte die baierischen Pfaffen und Patrioten, die Hexenrichter in Glarus und was ihn sonst ärgerte, mit scharfen Pfeilen heimsuchen; als aber eines Tages der Nördlinger Magistrat, allzu stark von ihm gereizt, sich zu einer Beschwerde gegen ihn erhob, wurde derselben nur dadurch entsprochen, daß Weckhrlin durch eine scheinbare Verhaftung auf das Schloß Hochhaus versetzt und dort als Gast in voller literarischer Freiheit vom Fürsten gepflegt ward, vielleicht mit doppeltem Wohlwollen, da dieser Fürst auch seinerseits mit der gekränkten Reichsstadt, nachbarlicher Irrungen wegen, seinen Span hatte.[181]) — Zwischen hohen Staatsbeamten und bedeutenden publizistischen Autoren bildete sich ein achtungsvoller Verkehr, der beiden Teilen reichlichen Vorteil versprach; in dem gesteigerten geistigen Verkehr rückte sich das Entfernte näher, ähnlich wie ja auch in Betreibung

und Genuß der schönen und gemeinnützigen Literatur Edelleute und Bürgerliche, Katholiken und Protestanten, Kleriker und Laien sich als Kinder eines Geistes empfinden lernten. Und als eine Ehre wußte man es zu schätzen, daß auch von auswärtigen, unter Parteizwang leidenden Ländern so mancher sich freute, in Deutschland eine Presse zu finden, um in freier, daheim ihm verwehrter Aussprache das Recht der unterdrückten Partei vor Europa darzulegen.[182])

In uns aber mag vielleicht diese Erwähnung auswärtigen Parteiwesens jetzt noch eine Frage anregen, die bisher beiseite geblieben ist: die Frage nach dem Vorhandensein politischer Parteien im damaligen Deutschland selbst. Weniger auf solche Parteien wird sich hierbei das Augenmerk lenken, in denen auf dem Reichstage und anderwärts die althergebrachten Gegensätze unter den Reichsständen in gewohnter Weise fortarbeiteten; ebensowenig auf allerhand vereinzelte Parteiungen, wie sie dann und wann, aus örtlichen oder persönlichen Anlässen, in einer Landschaft, einer Reichsstadt, einem Domkapitel sich aufthaten. Nach Gegenstand und Aufgabe dieser Schrift wird vielmehr die Hauptfrage dahin gehen: inwieweit auf Grund des neugearteten politischen Interesses, das in den weiteren Kreisen der Gebildeten Platz griff, Parteien aufgekommen und irgendwie als Träger der verschiedenen, hier zu Tage geförderten Grundansichten einander in einiger Geschlossenheit entgegengetreten seien. Freilich wird nun da schon eben die Neuheit jenes Interesses, daneben aber auch der Umstand, daß zu einer thätigen Mitwirkung am Staatswesen nur wenigen nichtbeamteten Deutschen die Möglichkeit geboten war, die Beschaffenheit der Antwort ahnen lassen.

Was von Gruppirungen unter den Theilnehmern an der geistigen Bewegung jener Tage, von Vereinigungen zu gemeinsamer Verfechtung gemeinsamer Prinzipien bestand, das war bei weitem mehr durch die Gegensätze auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, des religiösen und philo-

sophischen Denkens bedingt, als durch die ungleich jüngere politische Diskussion. Auch für die Ordensverbindungen — falls wir diese mit hierherzuziehen haben — handelte sich's in erster Reihe um Denk- und Glaubensfreiheit und unmittelbar damit zusammenhängendes; das eigentlich Politische bildete auch hier nur das Sekundäre. Gewöhnlich verknüpfte sich nun allerdings mit einer aufgeklärten Haltung auf dem einen Gebiete ein entsprechendes Verhalten auch auf dem anderen. Wer gegen Pfaffen und Dunkelmänner die geistige Freiheit hochhielt, pflegte in letzteren Begriff auch die freie Meinungsäußerung über Staatliches mit einzuziehen; wer an Satzungen und Einrichtungen der Kirche seine Kritik übte, mochte sich auch aus der Rüge rein weltlicher Mißregierung einen Beruf machen; und gegen Journale, wie sie in Mainz und München erschienen, standen die meisten Blätter der protestantischen und auch mancher katholischen Länder sowohl nach ihrer politischen als ihrer religiösen Haltung in einem Gegensatze bleibender Art. Aber nur sehr allgemeines für eine ungefähre Scheidung der Politisirenden nach rechts und links — etwa in Feinde der ganzen geistigen Bewegung der Zeit und in solche, die irgendwie auf dieselbe einzugehen suchten — war doch damit gegeben. Als Sinnesverwandte und als Arbeitsgenossen in Erstrebung des Besseren wurden Männer wie Schlözer und Karl Friedrich Moser, Johann Georg Schlosser, Nicolai, Justus Möser, Weckherlin dicht nebeneinander genannt. Tiefgehende Meinungsverschiedenheiten kamen dann und wann zwischen ihnen zum Vorschein, ohne daß sie aber sich denselben entsprechend auf die Dauer in engere Gemeinschaften zusammen- und auseinandergethan hätten. Weit weniger als in der religiös-philosophischen Debatte, zeigte sich in der Behandlung politischer Fragen ein Bedürfnis des Einzelnen, mit näheren Sinnesverwandten besondere Fühlung zu nehmen; weit mehr spricht und untersucht er hier nur für sich, wie eben ein einzelner Gelehrter in rein theoretischen Untersuchungen zu sprechen pflegt — und

zu einem mehr als theoretischen Erfolge war ihm ja in der That oft gar keine Aussicht gegeben. Die Zeitschriften haben im Politischen, sofern nicht ein Mann wie Schlözer oder Weckhrlin ganz seinen persönlichen Stempel darauf drückt, oft mehr den Charakter von Sprechsälen, als daß wir durch die verschiedenen Leistungen eines Blattes irgend etwas, was wir das Programm desselben nennen würden, als das Hindurchgehende verspürten. Ein Journal wie die Berliner Monatsschrift trat, wo sich's um Katholizismus und Protestantismus, um positives Kirchentum oder freie Forschung, und ähnliches handelte, in einer ziemlich bestimmten Haltung einher, mit welcher sich in Widerspruch zu setzen dem einzelnen Mitarbeiter nicht leicht beigekommen wäre; im Politischen fanden neben dem gut monarchisch-preußischen Sinn, der in vielen Aufsätzen herrschte, neben manchem recht konservativ gehaltenen Worte eines Ernst Brandes und anderer, jene republikanischen Expektorationen Platz, die wir kennen lernten. Viel weniger als heutzutage war man denn auch gewöhnt, ein Zusammenhalten in allen wichtigeren Fragen bei solchen, die man allgemeinhin als ähnlich gestimmt kannte, vorauszusetzen, und daß Schlözer, daß Weckhrlin gegen die Meinung und Neigung so vieler Deutschen sich über die Sache Amerikas gar ungünstig ausgelassen, that dem sonstigen Gewichte der beiden keinen sonderlichen Eintrag. Wo aber einmal bei Schlözer ein recht andauernder und scharfer Widerwille gegen einen anderen Publizisten zu beobachten sich Gelegenheit findet, gerade da ist von einer erheblichen Verschiedenheit in der grundsätzlichen Richtung des beiderseitigen Wirkens lange Zeit nichts zu verspüren. Schirach, der Herausgeber des Hamburger politischen Journals, war Schlözer widerwärtig als ein Mann ohne persönliche Würde; Strebertum und Lobhudelei gegen die Mächtigen ward ihm vorgeworfen. Aber Schirach wie Schlözer streitet sowohl gegen die Verherrlichung des amerikanischen Aufstandes als gegen die Feinde des oranischen Hauses in Holland, ist jedoch ebenso wie Schlözer anderwärts nicht

abgeneigt, oppositionellen Bestrebungen seine Anerkennung zu zollen. Aeußerungen im Sinne der politischen Aufklärung finden auch bei Schirach Anklang, und keineswegs würde man in seinem Journal, beim Lesen der Jahrgänge 1783 bis 1788, das vermuten, was bald nach Ausbruch der französischen Revolution daraus wurde: das Organ zur rücksichtslosen Bekämpfung jeder freieren Regung und zur blinden Verfechtung aller hergebrachten Autoritäten.

Dritter Abschnitt

Nationalgefühl. Landes- und Reichspatriotismus

rescit occulto velut arbor aevo — Germania,*) so ruft ein Schriftsteller 1779 aus im Hinblick darauf, „daß heutzutage in keinem europäischen Reiche auf Verbesserung und Verschönerung der Oberfläche von Gottes Erdboden so stark und thätig raffinirt werde, als in Deutschland.“ [183]) „So viel ich den Zustand der Dinge in andern europäischen Ländern kenne, dünkt mich, daß sich das arme Menschengeschlecht vergleichsweise immer noch im deutschen Kaiserreiche am allererträglichsten befinde,“ so heißt es im Jahre 1784, [184]) und zu Ausgang der achtziger Jahre hören wir die Freude ausdrücken, „daß außer Deutschland sich vielleicht kein Land solcher praktischen Männer rühmen könne, die es sich zur Pflicht machen, das Publikum zu belehren und zu unterrichten. [185]) „Wie unser Jahrhundert an Aufklärung alle vorigen, so übertrifft Deutschland darin alle übrigen Länder,“ wird im „Grauen Ungeheuer“ erklärt, und Abschaffung der Todesstrafe, der Leibeigenschaft und anderes noch aufgeführt, worin Deutschland vorangegangen. [186]) Neben jenem grimmigen oder wehmütigen Jammer über die

*) Wie ein Baum unmerklich von Jahr zu Jahre, wächst Germanias Kraft. (Nach Horaz.)

Schatten- und Nachtseiten gegenwärtiger Zustände, der uns an andern Stellen beschäftigte, und trotz aller Mißstände drängt sich stärker und stärker das Gefühl einer Genugthuung hervor an der Rolle, die neuerlich das deutsche Volk im Schaffen und Streben unter den Völkern der Erde spiele. Vorzüglich aber der verbreiteten Publizität glaubte man den gemachten Fortschritt zu danken und für ferneren Fortschritt vertrauen zu sollen, und sie selbst empfand man, ihrer dermaligen Mangelhaftigkeit ungeachtet, als eine der besten Gaben, welche die Gegenwart den Deutschen gebracht. Die Zeit sei gekommen, erklärt Wieland 1788 in seinem Deutschen Merkur, wo nichts Gutes das Licht zu scheuen Ursache habe. „Wenigstens ist sie für unser Deutschland gekommen! ... Der freie Geist der Untersuchung hat in den glücklichsten Zeiten der Griechen (von welchen alle Aufklärung ausgegangen) mitten in Athen nie unbeschränkter wirken dürfen als in unsern Tagen.“ [187])

Und diese so mannichfach angeregte Empfindung für das, was Deutschland leiste und leisten könne, wollte denn auch als ein wirkliches Nationalbewußtsein Ansprüche erheben. Wenn uns Wieland sagt, er könne sich nicht entsinnen, daß er in seiner Kindheit jemals das Wort Deutsch ehrenhalber habe aussprechen hören,[188]) so war es nicht erst in seinem Greisenalter, daß er sich der eingetretenen Aenderung freuen durfte. Undeutsche Worte und selbst Buchstaben (Y, Ph) aus Sprache und Schrift zu verbannen, germanisch-skandinavische Mythologie statt der griechisch-römischen in poetischen Gebrauch zu nehmen und aus deutscher Vergangenheit sich Stoffe für schriftstellerische Behandlung zu wählen, hatte man bekanntlich in engeren, literarischen Kreisen schon längst versucht; neuerlich gewannen derartige nationale Bestrebungen, und zwar nicht bloß auf dem Boden der schönen Literatur, wo sie ja allerdings am hellsten hervortraten, immer stärkeren Nachdruck und stießen auf eine allgemeine Teilnahme. In deutschen Büchern und Zeitschriften vor allem deutschen Dingen

Raum zu geben, deutschem Geist und Verdienst die schuldige Achtung vor den Nationen Europas zu schaffen, hörte man immer bestimmter zur Pflicht machen. Entwürfe über Entwürfe zu Ehren der deutschen Nation bewegten Klopstocks Geist — so zur Zeit seines höchsten Ruhmes der Gedanke, unter Kaiser Josefs Protektion die besten Köpfe zur Herstellung einer Geschichte des deutschen Vaterlandes zu vereinigen. Mit patriotischem Eifer nahm sich Schubart des einst an Erfindungen so reichen Nürnberg gegen diejenigen an, die es jetzt als ein deutsches Moropolis verspotteten.[189]) Sogar gegen die Geltung des römischen Rechtes wollte schon damals ein deutsches Gefühl sich regen; auch in ihr, wie in so vielem, fand man ein Produkt von Vorurteilen des mittleren Zeitalters, das sich der Deutsche nicht länger gefallen zu lassen brauche.[190]) Von Zeit zu Zeit rührte sich der Gedanke an eine deutsche Nationaltracht. Das französische „Demoiselle" als Anrede an Mädchen des gebildeten Bürgerstandes hatte Kämpfe zu bestehen sowohl gegen die Versuche, das hergebrachte „Jungfer" in seiner Geltung zu behaupten, als auch gegen das Wort „Fräulein", welches von anderen Seiten in Vorschlag kam und vielleicht schon damals obgesiegt hätte, wenn nicht die französische Revolution, indem sie alle Gleichmacherei bedenklich erscheinen ließ, dem Vorrecht des Adels auf das „Fräulein" Hilfe gebracht und der „Demoiselle" für die bürgerlichen Kreise noch auf ein halbes Jahrhundert das Leben gerettet hätte.

Daß es von selbst an manchen Zeichen von Achtung seitens des Auslandes nicht fehlte, daß jetzt (nach Schubarts Versicherung) von Lissabon bis Kasan die deutsche Sprache studirt, daß Minna von Barnhelm und Miß Sarah Sampson auf französischen Theatern aufgeführt, die Messiade auf König Gustavs III. Befehl ins Schwedische übersetzt wurde, steigerte natürlich in Deutschland das Selbstgefühl und den Anspruch.[191]) „Ihr Deutsche wißt nicht genug, was ihr seid," wollte man vom Abbé Raynal, während seiner Anwesenheit zu Berlin im Jahre

1782, mehr als einmal gehört haben. Wie stach derartiges ab gegen die berufene Aeußerung des Jesuitenpaters Bouhours, dessen Worte: Deutsche könnten kein Genie besitzen, mit der Abfertigung, die dem Pater seinerzeit durch Leibniz zu Teil geworden, man jetzt gar manchmal in heitere Erinnerung brachte.

Und was man, im Gedächtnis vergangener Zeiten, kaum als etwas minder außerordentliches empfinden mochte: Auf den Fürstenstühlen von Deutschland hatte man jetzt Herren, die sich „nicht zu groß dünkten, um deutsch zu sein.“ [192]) Kaum ist es nöthig, erst noch ausdrücklich auf die deutsche Literaturentwickelung jener Tage und auf die Bedeutung hinzuweisen, welche für dieselbe eine ganze Reihe deutscher Fürsten, den Weimarischen Karl August an der Spitze, gewonnen haben. Nichts wurde, nachdem eine Weile eher am Wiener als am Berliner Hofe ein Interesse für deutsche Sprache und Literatur zu suchen gewesen war, an Friedrich Wilhelms II. Auftreten mit so einstimmigem Beifall begrüßt, als der deutsche Charakter so mancher Bestrebung, die offizielle Anerkennung deutscher Literaturgrößen, die Anstalten zur Herstellung einer deutschen Nationalbühne in Berlin und die Bemühungen, der Berliner Akademie in ihrer Haltung wie in ihren Leistungen ein deutscheres Gepräge zu geben. „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben,“ waren Worte, die der König sogleich in den ersten Tagen seiner Regierung dem Schauspieler Döbbelin zu hören gab. [193])

Eine besondere Erwähnung mag endlich auch hier noch Schlözer finden. Denn auch wo sich's um Weckung und Wahrung deutschen Selbstgefühls handelte, schlug er in seiner Weise kräftig den Ton an, den die Zeit verlangte. In seiner Fehde mit den schweizerischen Aristokratien reizt ihn der Republikanerstolz der Schweizer gegenüber dem von Fürsten beherrschten Deutschland, bis zu der Bemerkung: Die Schweizer selbst würden sich besser stehen, wenn sie, statt ferner Ratsherrensklaven zu bleiben, sich wieder mit dem großen Körper vereinigten,

von dem sie abgekommen.[194]) Wie grimmig schüttelt er jenen schon früher erwähnten Lobsänger der jungen amerikanischen Freiheit ab, der zum Schluß, recht wie ein Vorläufer der Katzenjammer-Poeten unserer vierziger und fünfziger Jahre, gegenüber der fremdländischen Herrlichkeit das eigene, deutsche Elend in möglichst kläglicher Pointe herauskehrt.[195]) Und schon vier Jahre früher hatte er auf einen Vorwurf, daß er im Sommer 1778, am Vorabende des baierischen Erbfolgekrieges, die obschwebenden Streitfragen auf sein Göttinger Katheder gebracht habe, in gewohnter Derbheit erwiedert: Wenn jetzt, wo um dieser Fragen willen 200 000 Deutsche gegen 200 000 Deutsche in Waffen stünden, ein Deutscher noch fragen könnte, warum ein deutscher Professor just das Straubingische Baiern und nicht lieber San Sagramento oder die Manethonischen Dynastien zum Gegenstande seine Kollegiums erkoren hätte, so glaube er antworten zu können: Herr, Ihr seid nicht wert, daß Ihr ein Deutscher seid![196]) — Endlich sei noch erwähnt sein Unwille über die Mißhandlungen, welche sich das durch Kaiser Josef gereizte Magyarentum sogleich nach dem Tode des Kaisers gegen die Deutschen in Ungarn erlaubte — ein Unwille, in welchem der Göttinger Professor und Politiker mit dem schwäbischen Dichter und Zeitungsschreiber Schubart von Herzen zusammentraf.

Es ist von diesem gehobenen deutschen Selbstbewußtsein bereits im Eingange eine Erwähnung geschehen — namentlich davon, wie sich dasselbe vor allem gegen die einst so vielbewunderten und vielnachgeahmten Franzosen geltend gemacht habe. Hier sei noch hinzugefügt, daß sich der Deutsche jener Zeit, gegenüber dem Unterthanen der Bourbons, besonders auch als den freieren Mann zu fühlen pflegte. Die Sitte der Poeten, sich als „freie" Deutsche in die Brust zu werfen, schien eine Rechtfertigung zu finden, wenn man von dem Unfuge der lettres de cachet in Frankreich, von der schweren Steuerlast des Landes, von der Ausbeutung desselben durch die Generalpächter,

von der „Hundedemut“, [197]) die sich in manchen Ergebenheitsbezeigungen gegen den König an den Tag lege, und von dem ungleich härteren Drucke hörte, unter welchem der französische Landmann, im Vergleiche mit dem deutschen, zu seufzen habe. [198])

In Deutschland selbst mangelte es nun allerdings nicht an solchen, die sich den Ueberschwänglichkeiten deutschen Selbstbewußtseins entgegensetzten. Daß derjenige, dem Deutschland seine jetzige Erleuchtung verdanke, daß Friedrich der Große wesentlich von Franzosen gebildet sei, war ein Umstand, gegen den auch der eifrigste Germane nicht das Auge zuzuschließen vermochte. So wie in der schönen Literatur neben dem mächtig eingedrungenen englischen Einfluß der französische trotz aller Gegenstrebungen immer wieder bemerklich wurde, so wie man ferner in der allgemeinen Aufklärungsliteratur immer auf Voltaire stieß, so kam man ja speziell, wo auf Politisches die Rede fiel, von Montesquieu und Rousseau niemals ganz los. Weckhrlin, in seinem eigenen Wesen verratend, wie stark ihn sein Bildungsgang durch französische Luft hindurchgeführt, ließ es bei aller Freude an den deutschen Leistungen doch auch nicht an mancher Rüge der deutschen Selbstüberhebung fehlen.

Vielleicht den besten Eindruck aber, sowohl von der Lebhaftigkeit dieser letzteren, als auch von den Erwiederungen, die sie wohl gelegentlich bei den damaligen Franzosen fanden, liefert uns ein Aufsatz in dem Deutschen Museum des Jahres 1781, der sich als die Stimme eines französischen, im siebenjährigen Kriege mit Deutschland bekannt gewordenen Offiziers giebt. Zur Vergleichung mit so manchem, was wohl heutzutage Franzos und Deutscher in erregter Stimmung gegeneinander anbringen, mag ein kurzer Auszug noch hier zum Schlusse einen Platz erhalten — selbst auf die Gefahr hin, daß in diesem Falle vielleicht unter französischer Maske ein kritischer Deutscher gegen die allzugünstigen Auffassungen deutschen Wesens protestirt und etwas von jenem Unmut über Miß-

und Uebelstände ausgelassen hätte, der durch allen nationalen Optimismus nicht aus der Welt geschafft wurde.

Am wenigsten will dieser „Franzos" eben in der Zeit, in welcher er schreibt, einer Zeit, wo Frankreich dem deutschen Wesen Gerechtigkeit zu erweisen anfange, einen solchen Hochmut bei den Söhnen des „freien Germanien" am Platze finden. Gegen diesen Selbstruhm der Deutschen als der Freien richten sich sodann die schärfsten Spitzen. Nicht um viele Louisdors, so behauptet der Franzos, werde in Frankreich ein Herzog, ein General sich so viele Unterwürfigkeitsbezeigungen zu verschaffen imstande sein, als in Deutschland der gewöhnliche Privatmann um wenige Thaler haben könne. Ganz besonders das deutsche Militärwesen, der Zwang und selbst Raub, auf welchem der Bestand der Armeen beruhe, die sklavische Behandlung, welche der Soldat erleide, der schmachvolle Handel, durch welchen deutsche Landeskinder von ihren Fürsten an fremde Potentaten verkauft würden, dient dazu, die deutsche Freiheit ins Licht zu setzen. Wunderbar, mit welcher Verachtung im siebenjährigen Kriege die englischen Offiziere unter dem Kommando des berühmten Ferdinand von Braunschweig auf ihre deutschen Mitstreiter als „Knechte" herabgeblickt hätten, während sie den kriegsgefangenen Franzosen mit edelster Kameradschaft begegnet seien. Und die Freiheit in Kirchen- und Glaubenssachen? — in manchem deutschen Lande sei sie nicht größer als in Frankreich. Frankreich habe seine Tyrannen gehabt, diesen aber hätten fremde Henkersknechte als Werkzeuge gedient, und der kleinste Souverän in Deutschland verfüge jetzt über seine gerichtlichen Beamten willkürlicher, als der französische König über die seinen. Den servilen und kriechenden Ton, der so oft die freien Deutschen erniedrige, suche man umsonst in den Vorstellungen französischer Parlamente und Unterthanen, die französischen Generalpächter seien nicht stolzer als deutsche Kammerpräsidenten oder Einnehmer, und von Zöllnern und Sündern werde man an allen Stadtthoren in Deutschland nicht minder heimgesucht als

in Frankreich. Auch in Deutschland fehle es nicht an Steuerlast, ebensowenig wie an Preßzwang, wogegen mancher französische Geistliche vor dem Könige Worte habe reden dürfen, deren sich kein Schloßprediger am kleinsten deutschen Hofe ohne Gefahr unterfangen haben würde. Mit den lettres de cachet sei freilich in Frankreich Mißbrauch getrieben worden; aber geschehe das nicht auch in Deutschland mit Gewaltmitteln? „Jene brausende Sündflut von patriotischen Klagen, kurz- und langweiligen Satiren und schwarzgalligen Anathemen gegen Fürsten und Fürstendiener, die seit einigen Jahren Deutschland überschwemmt habe, liefere tausend Gründe das Gegenteil zu vermuten." „Wo ist denn also", fährt der Franzos fort, „die deutsche Freiheit zu suchen? Bei Ihren Fürsten und Baronen, die man freilich nicht wie die unsrigen vor Gericht fordern kann, wenn ihre Hirsche und Eber die Saaten verwüsten? In einigen ständischen Bezirken, wo die Fürsprecher des Volkes noch nicht gewöhnt sind, dem Landesherrn ihr Jawort um einen bedungenen Marktpreis zu verkaufen? .... In einigen wenigen Reichsstädten, wo kein öffentliches oder geheimes Patriziat eingeführt ist, welches mir alle rechtschaffenen Männer als die Pest dieser kleinen Republiken beschrieben haben?" — „Nehmen Sie nun Ihre Landkarte zur Hand, messen Sie die kleinen Einsiedeleien der Freiheit aus, deren täglich weniger werden, und sagen Sie mir dann, ob es nicht ein wahrer Mummenschanz, ein kindischer Bardentaumel ist, wenn man alle Messen einige Alphabete voll Freiheitsgebrülls und hämischer Teuto-Gasconaden in die Welt fliegen läßt?" .... „Tretet näher, biedere Germanen, hier sind unsere Hände — schlagt ein. Unsere Stammväter waren Brüder, warum sollen wir's nicht auch sein?" .... „Sonst war edle Bescheidenheit ein Hauptzug Eueres Charakters, warum nun dieser diktatorische Eigendünkel? — Laßt uns gemeinschaftlich an der Ausbreitung des Lichtes, an der Zerstörung der Vorurteile, an der Verteidigung der heiligen Rechte der Menschheit arbeiten!"

Und doch, so gern wir zugeben mögen, daß in dem damaligen Ausdrucke des jungen deutschen Selbstbewußtseins gar manchmal des Guten zu viel geschah — nach einer Beziehung hin würden wir, sobald wir als Kinder unserer Zeit uns plötzlich in das Treiben jener Tage versetzen könnten, ein Zuwenig entdecken, gegen welches alles jenes Zuviel für uns nicht in Betracht kommen würde. Gegenwärtig aber finden wir eben in diesem Mangel zugleich die Erklärung der Möglichkeit, daß Deutschland, aus dem geschilderten Aufsatze zu einem nationalen Aufschwunge, ganz unmittelbar hinabstürzte in jenen Abgrund einer nationalen Demütigung, dergleichen es nie erlebt zu haben und nun nicht überleben zu sollen schien.

Ein Wort des so oft zitirten Schlözer mag auch hier am Platze scheinen. Indem er in seiner Selbstbiographie berichtet, wie er 1764, als junger Mann, in Petersburg, ein Gemißhandelter und halber Gefangener, an der Newa den nach Deutschland absegelnden Schiffen wehmütig nachgeschaut, setzt er hinzu: „Deutschland! zum ersten- und vielleicht auch zum letztenmale dachte ich mir unter diesem Namen eine Einheit — gar Ein Vaterland!“ [199]) Zum ersten- und vielleicht auch zum letztenmale! — gar Ein Vaterland!

Es mangelte dem deutschen Volke an einem politischen Ganzen, das es in ähnlicher Weise als den Leib seines gemeinsamen Lebens empfunden hätte wie die Franzosen ihr französisches, die Engländer ihr englisches Staatswesen. Für das bürgerliche Alltagsleben des Einzelnen bot durchaus der besondere Staat, dem er angehörte, den Stoff und die Grenze, und an den hiermit zusammenhängenden Interessen, Gewohnheiten und Erinnerungen nährte sich die Menge partikularer Gefühle. Zum Teil waren es Bande der Pietät, die hier in Anschlag kamen; zum guten Teil war es auch nur kindliches, oder träges, oder trotziges Beharrenwollen in den Verhältnissen, in welche sich Generationen eingewöhnt hatten, verbunden

etwa mit hergebrachten Mißstimmungen, in denen man mit den Nachbarn lebte. Es war das ein Sinn, der vielleicht in gewöhnlichen Zeiten keine sonderliche Thätigkeit offenbarte, aus welchem aber, wenn gewaltsame Störungen durch den Fremden drohten oder auch schon erlitten waren, jene elementaren Kräfte des Widerstandes erwuchsen, wie sie sich während des spanischen Erbfolgekrieges in Tirol gegen die eindringenden Baiern und Franzosen (1703), nachher in Baiern gegen die österreichische Okkupation (1706) erhoben. Je verschlossener das Land gegen Kultureinflüsse von außen, je einheitlicher in Glaube, Sitte u. s. w. es geblieben, desto fester und undurchdringlicher zeigte sich diese Art von Sinnesweise; namentlich also in solchen Ländern, in welche modernere Bildung nur spärlichen Eingang gefunden, behauptete sie sich, und auch hier kräftiger in der Masse des Volkes als in den höheren, von der Zeitbildung nicht ganz unberührten Schichten. — Einen hiervon verschiedenen Eindruck brachte die Gesinnung hervor, die man in einer Anzahl anderer Gebiete vorfand, in Zuständen oder auch unter Einwirkung von Erinnerungen, in welche der Gebildete als solcher einen Wert bez. einen Stolz setzen mochte — um so mehr, da hier von diesen Gebildeten selbst ein starker Prozentsatz in bürgerlichen oder militärischen Anstellungen oder auch innerhalb der ständischen Korporationen sich als Mitarbeiter an den Aufgaben des Staates empfand. In Sachsen zuerst, erzählt der von Süden herkommende „reisende Franzos“,[200]) habe er das Wort: Vaterland mit Nachdruck und vernünftigem Stolz aussprechen hören; er ist erstaunt über das Interesse an den Angelegenheiten des Landes, über den so ganz anderen Geist, als er ihn bei den Baiern und Oesterreichern getroffen. In Hannover findet er einen Geist der Freiheit, der mit andern Gegenden Deutschlands stark kontrastire.[201]) Vor allem aber ist es Berlin, wo er die dort herrschende Aufklärung über den Zustand des Landes, den Nationalstolz, die Teilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten und die Thätigkeit für den

Staat unter den Militär- und Zivilbedienten nicht genug bewundern kann. [202])

Daß nun vor allen den Gefühlen und Verpflichtungen, welche diesen einzelnen Staaten und etwa den religiösen und politischen Parteiungen galten, in welche sie sich gruppirten, der Gedanke an das politische Gesamtinteresse des deutschen Gemeinwesens nur zu schwacher Wirksamkeit kam, das wurde noch an gar mancher Stelle beklagt. Eine reichspatriotische Empfindung wurde noch hie und da in den Reichsstädten und, wenn wir nach den Landschaften fragen, in Schwaben [203]) und Franken angetroffen. Einigermaßen mochte von Einfluß sein, daß Erinnerungen alter Reichsherrlichkeit dort so viele Plätze hatten an die sie sich knüpften. Ungleich wichtiger war aber, daß die außerordentliche Zersplitterung des Bodens, die Verteilung des Landes unter eine so große Anzahl meist ganz ohnmächtiger politischer Körper eine rechte Beschränkung des Blickes und Gefühls auf das einzelne Territorium nicht wohl aufkommen ließ; vielmehr mußte hier der Gedanke an Kaiser und Reich schon durch die ganz naheliegende Betrachtung wach erhalten werden, daß nur, sofern die Reichsverfassung noch einigen Zusammenhalt und Schutz gewähre, unter dieser Menge kleiner und hinfälliger Wesen ein leidlich geregelter Zustand gewahrt und zugleich ihnen allen eine Sicherheit gegen die Verschlingung durch die größeren Mächte geboten werden könne. Daß man 1764 und 1765 die Nachfolge in der deutschen Kaiserwürde für Josef gesichert sah, einen Mann, dessen jugendlicher Thätigkeitstrieb und edles Streben zunächst wirklich sich einigen Ausbesserungen des alten Reichswesens widmen zu wollen schien, regte zu manchen Hoffnungen an. Karl Friedrich Moser, der Sohn jenes Johann Jakob Moser, der durch grundgelehrte und pietätvolle Auseinandersetzungen deutschen Reichsrechtes wie durch tapferen Kampf gegen landesherrliche Willkür sich den besten Namen erwarb, unterließ nichts, um die Autorität der Reichsgewalten über die der Einzelstaaten in die Erinnerung zu rufen und die übeln

Folgen klarzulegen, welche der Verfall dieser Autorität allenthalben für Recht und Freiheit der Deutschen nach sich gezogen. Ihm galt die Wahl oder Krönung eines römischen Kaisers oder Königs noch für das Nationalfest der Deutschen,[204]) und eine höhere Vorsehung verehrte er auch darin, daß das allerdurchlauchtigste Haus Oesterreich dazu auserkoren sei, das erste in der Christenheit und der Stamm zu sein, der Deutschland Schutz und Schatten gewähre.[205]) Der siebenjährige Krieg war ihm ein wahrer Bürgerkrieg gewesen. Als man im Laufe des Jahres 1764 des Friedens froh geworden, richtete er an die Mitglieder des Reichstages in Regensburg einen Neujahrswunsch mit ernstesten Mahnungen.[206]) Nicht darum seien Ströme von Menschenblut geflossen, nicht darum die deutsche Erde von Heeren aller Länder durchwühlt, nicht darum Wolken von Seufzern gen Himmel gesandt worden, daß man nur eben Frieden habe. Aus der ganzen Summe überstandener Erfahrungen müßten die Schlüsse der gegenwärtigen und künftigen Wohlfahrt gezogen, ein wahres und allgemeines Nationalinteresse müsse hergestellt werden. Von sich zu halten habe man die fremden Zwietrachtstifter zwischen Haupt und Gliedern, verschwinden müßten die Sektennamen Cäsarianer und Fürstenerii vor dem Einen Ehrennamen eines Patrioten, Eintracht müsse geschaffen werden unter den Religionen und Sicherheit für die Erhaltung des teuren Kleinods einer gesetzmäßigen Freiheit des deutschen Volkes.

Mit bitterem Unmute bezeichnet Moser an anderer Stelle die reichsrechtliche Weisheit jenes Hippolithus a lapide, welcher einst, inmitten des Waffenlärms des dreißigjährigen Krieges, den Gegnern des kaiserlichen Ansehens und den Verfechtern reichsständischer Renitenz die schärfsten theoretischen Waffen geliehen, als eine Sprache des Unsinns;[207]) mit Wohlgefallen zieht er dagegen aus der alten Reichshistorie die Geschichte von den Untergebenen des Herzogs Ernst von Schwaben hervor,[208]) welche, von dem Herzog zu einem Dienst gegen den Kaiser aufge-

fordert, demselben erwiedern, daß sie nicht, um ihm gegen den Kaiser zu dienen, von dem Kaiser an ihn gewiesen worden seien. Er wünscht wohl in ähnlicher Weise durch eine Vereinigung echter Vaterlandsfreunde für Verbreitung eines gemeinsamen Patriotismus in Deutschland zu wirken, wie es damals in der Eidgenossenschaft die helvetische Gesellschaft sich für die Schweiz zum Ziele gesetzt.[209]) Er klagt: wenn man in England Kohlenbrenner und in Holland Karrenschieber, in Schweden den Bauer und in der Schweiz den Schäfer von Nationalrechten mit Vernunft und Enthusiasmus sprechen höre, so sei in Deutschland nur etwa noch hie und da ein reichsstädtischer Bürger, der an seinen Nachbar mit einer gewissen Angelegenheit des Gemüts die Frage ergehen lasse: Wie sieht's jetzt in Deutschland aus?[210])

In einem vertrauens- und hoffnungsvolleren Tone, als ihn Moser anschlug, wagte sich aus dem Kreise dieser schwäbisch-fränkischen Kleinstaatenwelt noch unmittelbar vor dem Ausbruch des revolutionären Sturmes in Frankreich, welcher in seinen Folgen auch dem ganzen Reichswesen Deutschlands den Untergang bringen sollte, eine patriotische Stimme zum Preise dieses Reichswesens vernehmen zu lassen. Als in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre durch den Fürstenbund und die Polemik um denselben die Reichsverfassung zum Gegenstande verstärkter Aufmerksamkeit und lebhafter Diskussion geworden, erschien (1787) eine Flugschrift: „Warum muß Deutschland einen Kaiser haben?" Auf diese dreiste Frage antwortete nun der fränkische Reichsfreiherr Julius von Soden in einer Abhandlung: „Deutschland muß einen Kaiser haben", mit nicht minder dreisten Behauptungen über Wert und Bedeutung von Kaiser und Reich in ihrer dermaligen Verfassung. Charakteristisch ist aber, daß hier von vornherein die großen Staaten fast ganz als außerhalb der Sphäre liegend behandelt werden, innerhalb deren der eigentliche Segen der Reichsverfassung zu suchen sei. Die kleineren Staaten — nach Sodens Ansicht die günstigsten

Stätten für bürgerliches Glück — sind ihm zugleich diejenigen Wesen, für welche vor allem die Reichsverfassung eine Wohlthat und eine Notwendigkeit sei. In der Begeisterung über den Beruf, welcher ihr darnach zufällt, hebt er sich mit wunderbarer Elastizität über die Mängel hinweg, und erblickt der Hauptsache nach in ihr, wie sie nun einmal sei, das Vollkommenste, was sie nun einmal sein könne. „Laßt uns also segnen den Schatten unserer Vorfahren," ruft er zum Schlusse, „deren Blut unsere jetzige Konstitution erkaufte; laßt uns niederknieen vor dem Schutzgeist der Nation und von ihm erflehen Dauer derselben und Wachstum der Menschenliebe, der Duldung, des Gefühls für Freiheit und Eigentum, des Patriotismus — der sichersten Mauern gegen Alleingewalt und Anarchie!"

Und diese süddeutsche Welt, der die Rechts- und Staatsgelehrten Moser und Julius von Soden entstammten, wies auch noch sonst Männer auf, denen Kaiser und Reichsherrlichkeit etwas galten. „Nichts Größ'res, Vater, ließest du die Sonne sehen — Als Deutschlands Kaiserthron," so sang der Dichter Thill in Erinnerung an die großen Kaisergeschlechter des Mittelalters.[211]) Schubart aber ruft 1775 im Hinblick auf die neuesten Ländergewinne Oesterreichs in Polen und an der türkischen Grenze: „Ich bin kein Hippolith, kein Eklektiker, sondern ein wahrer Cäsarianer, seh's also herzlich gern, wenn sich unser deutscher Kaiser vergrößert und sich wieder zur Gebirgshöhe seiner großen Väter emporarbeitet."[212]) Der Ausländer müsse staunen und dem Deutschen müsse vor Vaterlandsstolz der Busen schwellen, heißt's an einer andern Stelle, wenn man in Wien den Kaiser sehe, von Reichsfürsten umstrahlt, die Millionen Einkünfte haben und die mehr als tausendjähriger Adel schmücke.[213]) Und in einer „Vision" erhebt sich der Zeitungsschreiber und Dichter, aus einer Klage über das Herabsinken deutschen Wesens und deutscher Größe im achtzehnten Jahrhundert, zu einer schwungvollen Verkündigung künftiger Dinge. Wundersam mag sich heute mancher Deutsche durch die Worte der Deutschen

Chronik des Jahres 1774 angemutet fühlen: „Aber weine nicht, deutscher Mann, die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf. Sie stürzen hervor, wie die Cherusker aus den Wäldern stürzten, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden, und unser sind wieder ihre fetten Triften und ihre Traubenhügel. Ueber ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben, und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen. — Leser, halte dies Gesicht für keinen prophetischen Traum, 's kann wahr werden. Schon sind wir an Zahl, Maß und Gewicht allen Nationen überlegen. Bleiben wir einig, wie wir's itzt sind, so werden wir bald die erste Nation der Welt sein. Ich wollt', ich könnte das in Wettern sagen, so ernst ist's mir."[214])

Aber freilich, hört man solche Patrioten sprechen, so verspürt man eben aus ihrer Sprache am besten, wie vereinzelt sie dastanden. Selbst in Süddeutschland waren die, welche noch einen lebendigen Sinn für deutsches Reich und Volk hatten, zu zählen. Als in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts der deutsche Patriotismus zur Abtreibung der revolutionären Franzosen angerufen wurde, ließ sich Wieland über die Lehren und Eindrücke, unter denen er in seiner Heimat, einer kleinen schwäbischen Reichsstadt, emporgewachsen sei, dahin vernehmen: es sei ihm in seiner Kindheit viel gesagt worden von Pflichten gegen Gott, den Nächsten, auch wohl beiläufig ein Wort von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihr. Röm. Kais. Majestät, den Bürgermeister und Rat der löblichen Reichsstadt, aber von der Pflicht, ein deutscher Patriot zu sein, nichts; deutsch (in politischem Sinne) sei damals ein unbekanntes Wort gewesen.[215])

Wie nun aber in der Welt der größeren Staaten des nördlichen Deutschland? Gewaltige Töne von einem deutschen Vaterlande schlugen zwar auch dort, ja recht vorzugsweise eben im Norden von Deutschland, an das Ohr aller Gebildeten; aber von wem kamen sie und welche

Bedeutung wohnte ihnen bei? Ganz überraschend wirkt es auf uns, bei dem Ostpreußen Herder den Ausdruck einer großen, an den kaiserlichen Namen geknüpften Hoffnung zu finden, indem er im Jahre 1778 dem Kaiser Josef zuruft:[216])

O Kaiser, du, von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Gekröntes Oberhaupt, gieb uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!

Schon in den nächsten Zeilen entdecken wir indes, daß dem von bester deutscher Gesinnung durchdrungenen Dichter doch auch hier ganz anderes vorschwebt, als was wir in den Worten zu suchen geneigt sind: weit weniger eine politische Einigung der Nation, als vielmehr Förderung einer Gemeinschaft in Bildung, Literatur und Glauben — etwa ein beschämendes Gegenstück gegen die Gleichgiltigkeit, welche hierin an dem ruhmgekrönten Friedrich von Klopstock und dessen Freunden so übel empfunden wurde. Eben Klopstock und seine Jünger aber — hatten sie nicht schon seit Jahrzehnten den Ton einer Vaterlandsliebe angeschlagen, die noch nach anderem verlangte? Ihnen in ihrer jugendlichen Begeisterung für die Vaterlandshelden des klassischen Altertums auf der einen, für deutsches Wesen auf der anderen Seite war es unmöglich gewesen, auf eine konkretere Vorstellung von einem deutschen Vaterlande und auf den Preis von Heldenthaten zu verzichten, welche im Namen dieses Vaterlandes vollzogen oder noch zu vollziehen seien. Nur freilich, daß gerade für diese Dichter das damalige römisch-deutsche Reich am wenigsten eine Fassung für die Idee der Vaterlandsliebe abgeben konnte, an die sie sich hätten halten mögen. So schwebten sie mit ihrer Idee hoch im Aether. Und auch, wenn sie in der Vergangenheit nach Großthaten suchten, die sichtlich dem ganzen Vaterlande gegolten oder in deren Verherrlichung sich alle deutsche Herzen vereinigt hätten — wie weit mußten sie zurückgehen! zumal da für die damalige Generation der größte Teil des Mittel-

alters in ziemlichem Dunkel und überdies, als eine Periode des Mißbrauchs und Aberglaubens, in einer Art von Verachtung lag. Weiß man doch, wie eben dieser Lage der Dinge Armin und seine Cherusker den breiten Raum verdankten, welchen sie, dem obwaltenden Bedürfnisse nach zubereitet, in den Dichtungen Klopstocks und der Seinen einnahmen.

Sank man aber in die Prosa der deutschen Gegenwart und des gegenwärtigen Reiches zurück, so kam dies Reich und seine Verfassung für den Preußen, für den Hannoveraner, für den Sachsen fast nur noch als eine Maschinerie in Betracht, vermöge deren der mächtigere Reichsstand, durch seine Stimmen am Reichstage und anderes mehr, allerhand Einfluß auch über die eigenen Landesgrenzen hinaus zu üben imstande war; sich selbst noch in einer wesentlichen Unterordnung zu dem Reiche zu fühlen, kam wenigen in den Sinn. Erst wo man aus den größeren Territorien des nördlichen und mittleren Deutschland in die Kleinstaatenwelt der fränkischen, rheinischen, schwäbischen Gegenden eintrat, fing für den Eintretenden das „Reich" im prägnanteren Sinne an. K. Fr. Moser erzählt uns von einem Holsteiner, welcher, mit ihm in das Gebiet das Fürstabtes von Fulda einfahrend, auf der ersten Poststation dieses Gebietes mit einer gewissen Betretenheit ausgerufen habe: Nun hat uns der Kaiser zu befehlen.[217])

Und gegenüber denen, die in einer Kräftigung kaiserlicher Autorität ein Heil erblickten, wie groß war die Anzahl derer, die in dem fast unabhängigen Sonderleben dieser Menge von Reichsständen die deutsche Freiheit sahen, welche zu behaupten jedes einzelnen Standes Ehrenpflicht sei! Was die Mitglieder der deutschen Aristokratie selbst betreffe, so bezeichnet es eine Stimme in einem preußischen Journal zur Zeit des Fürstenbundes als einen kaum denkbaren Fall, daß eines von ihnen ehrvergessen genug sein könnte, um seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit die Art von Glück vorzuziehen, welche ihm das Haus Oester-

reich zu verschaffen vermöge.[218]) Und waren doch gerade für die vorgeschrittensten Staaten Deutschlands unzählige der größten und liebsten Erinnerungen, von den Tagen der Reformation bis zu denen Friedrichs des Großen, mit der Erinnerung an offene Auflehnungen gegen die offiziellen Zentralgewalten, namentlich gegen die kaiserliche Autorität, innigst verbunden. Die kaiserliche Würde selbst aber noch jetzt als Gegengewicht gegen alle diese Eindrücke wirken zu lassen, war am wenigsten das habsburgische Haus geeignet; nach seinen Traditionen und seiner Stellung an der Spitze einer bunt zusammengesetzten, großenteils außerdeutschen Erbmacht, konnte es selbst unter einem Manne wie Josef II. doch nur für sehr unbestimmte und flüchtige Hoffnungen deutscher Reichspatrioten einen Anhalt geben. Die vorhin erwähnte Schrift: Warum soll Deutschland einen Kaiser haben? sucht nachzuweisen, daß seit unvordenklichen Zeiten die deutsche Entwicklung gestört und von Grund aus verdorben worden sei dadurch, daß durch das Reichswesen eine Anzahl von Staatskörpern sich, zu geringem Heile für sie, zusammengekoppelt und in ihrer freien Bewegung gehemmt fänden; sich selbst überlassen und zu einander nur in den Beziehungen lebend, die durch die Natur der Dinge von selbst sich bilden mußten, hätten sie, nach des Verfassers Meinung, ungleich schneller und sicherer zu guten Zielen kommen müssen.

Dazu hörte man nun neuerlich auch noch gern auf die Stimmen derer, welche jene vielfache Zerteilung des deutschen Bodens an sich als einen Segen priesen; an sich erschien ihnen eine solche Vielfältigkeit von Feldern und Ausgangspunkten für allerhand Kulturthätigkeit als ein Heil, im Vergleich mit Zuständen, wo ein Mittelpunkt, eine Regierung, eine Hauptstadt das Leben ausgedehnter Provinzen absorbire oder dominire. Wir machen uns heute nur schwer einen Begriff davon, wie weit dies optimistische Behagen an der politischen Kleinwirtschaft und die friedensselige Scheu, durch großartigere Verhältnisse darin gestört zu werden, gehen konnte. Als ein äußerstes

Zeichen dafür und als ein heiteres Kuriosum mag den Leser der Gegenwart eine Betrachtung in einem (nebenbei etwas physiokratisch angehauchten) Artikel aus Katzenellenbogen ergötzen, der in Schlözers Staatsanzeigen Aufnahme gefunden hat.[219]) Mit Bewunderung blickt der Verfasser zu der „Riesengröße" hinan, zu der es das deutsche Vaterland gebracht habe und mit welcher — bei den Bemühungen größter wie kleinster Fürsten für Steigerung der Fruchtbarkeit — man gewiß noch nicht das Höchste erreicht habe. „Wenn wir endlich gar, heißt es weiter, unsere Heldendichter abschaffen, die mit den Menschenköpfen bisher so verschwenderisch als mit Krautköpfen umgegangen sind, und durch ihre Achilles und Alexanders den Erdenkreis so oft in Blut ersäuft haben ...., so, denke ich, soll unser Vaterland, wo es nicht schon ist, doch sehr bald ebenso voll von Menschen werden als die Staaten Ihrer Hochmögenden" (die Niederlande). Und das alles werde geschehen ohne die Hilfe beider Indien, ohne Negerhandel und Kauffahrteiflotten, diese künstlichen Mittel ꝛc. „Andere mögen es beklagen," so fährt der Verfasser fort, „daß unsere Fürsten nichts am Ganges zu befehlen haben; mir ist es ein Glück für unser Vaterland, daß der Hanseatische Bund zerstört, der deutsche Admiral auf der See unter Ferdinand II. in der Geburt erstickt, und endlich Deutschland durch den Westfälischen Frieden auf einige Jahrhunderte hinaus in so viele kleine Staaten zerstückt wurde, wovon jeder sein eigenes Interesse hat, und bald die Lage, bald die Größe es dem einen oder dem anderen ohnmöglich machen, große Kauffahrteiflotten vom Stapel zu lassen. — Wie seltsam ist es doch, an der Malabarischen Küste nach Pfefferkörnern umherzurennen, wenn man doch noch zu Hause alle Hände voll zu thun hat!"

Was uns aber seltsamer als alles und doch eben in dieser Seltsamkeit recht charakteristisch für die ganzen Verhältnisse erscheinen mag: Unter diese Lobpreisungen des partikularistischen Kleinstaatenwesens, die natürlich am häufigsten im Gegensatze gegen kaiserliche Machtansprüche

laut wurden, konnte sich doch auch die Stimme eines Mannes mischen, dem es im Gegenteile um die Verherrlichung der damaligen Kaisergewalt, um Aufrechterhaltung derselben gegen ihre Widersacher zu thun war. Im Grunde kennen wir diese Stimme schon: es ist die des Herrn von Soden, der in der Schrift: Deutschland muß einen Kaiser haben, den Fortbestand des Reichsverbandes vor allem zum Besten der kleinen politischen Wesen im Reiche notwendig und wichtig erachtete.*) Natürlich konnte nun diese Bedeutung der Kaisergewalt als ein wirkliches Verdienst nur insoweit geltend gemacht werden, als auf Bedeutung und Wert dieser kleinen politischen Wesen selbst ein günstiges Licht fiel. Wenn man in ähnlicher Weise, wie ein Staatsgelehrter jener Tage eine Produktenkarte von Deutschland entworfen, eine Karte von der verschiedenen Verteilung des Volksglückes anfertigen wollte, so würde man auf ihr, meint von Soden, „den Mangel an Kultur und die Entvölkerung einiger großen Staaten lesen, und dagegen in Franken, Schwaben und am Rhein die größte Volksmenge, den höchsten Grad der Kultur, der Industrie und des Wohlstandes unter einer zahllosen Menge von Regenten finden." „Welcher Staat wäre aber auch," so heißt es an einer andern Stelle, „der Aufklärung günstiger als dieser (der deutsche), wo die Menge nebeneinander herrschender, voneinander unabhängiger Regenten dem hier verfolgten Verdienst, der hier gedrückten Freimütigkeit allenthalben in der Nähe eine sichere Freistatt gewährt, wo eben diese Menge der Regenten Nacheiferung und Duldung erweckt und begünstigt."

*) s. oben, S. 119.

Vierter Abschnitt

Vaterlandsliebe und Weltbürgertum

Soweit nun bei der geschilderten Neigung, alles Denken und Empfinden in dem Sinne für die nächste politische Umgebung aufgehn zu lassen, die Beschränktheit des Gesichtskreises, träges Dahinleben in dem einmal Gewöhnten und Alltäglichen, Vorurteil gegen alles über dasselbe Hinausreichende die Grundlage ausmachte, so war allerdings eine Abschwächung unter dem Einfluß der Zeitbildung wohl zu bemerken. Man hielt sich auf über das „kleinkreisige Interesse" so vieler Deutschen, über die „terras incognitas", die es für sie in Deutschland selbst gebe, man rügte, daß mancher Deutsche über die Verhältnisse des nächsten Landes weniger wisse als über (das eben damals in idealisirender Beleuchtung vor die europäischen Augen gerückte) Otaheite.[230]) Nur war erst die Frage, ob diese Abschwächung partikularistischer Engherzigkeit einer Thätigkeit für ein deutsches Vaterland als solches zu Gute kam. Wohl hatte der junge Möser schon 1749 in den Versen, welche er seinem Arminius in den Mund legte, mit einer ganz praktisch realistischen Wendung über die Kleinstaaten hinweg nach einer deutschen Einheit hingewiesen; er läßt den Cheruskerfürsten die Ueberzeugung aussprechen:

daß unsre Bürgerkriege
Und die bei deren Brand von Rom erfochtnen Siege
Die unglückselge Frucht der kleinen Staaten sei,
Die, neidisch auf sich selbst, mit mehrer Tyrannei
Das Vaterland gedrückt, als aller Römer Schaaren.[221])

Aber Möser nimmt hier, wie in so manchen seiner Aeußerungen, eine Stelle für sich, seitab von der herrschenden Strömung seiner Tage ein. Diejenige Aufklärung, welche, während hoch in den Lüften die Vaterlandsgesänge Klopstocks und seiner Jünger rauschten, die Beherrschung des wirklichen Lebens beanspruchte, vermochte ihrem innersten Wesen nach am wenigsten auf ein deutsches Vaterland als dasjenige, dem die kleinen Verhältnisse zu opfern seien, hinzudrängen.

Und warum sie dies nicht vermochte? Weil sie sich zur Idee eines politischen Vaterlandes überhaupt, mit welchem sich der Einzelne verwachsen zu fühlen habe, mindestens ebenso kühl verhielt, wie sich das hergebrachte Kirchentum dazu verhalten hatte. Wenn bisher die hauptsächliche Beherrscherin der Vorstellungen über menschliche Bestimmung und Pflicht, die Geistlichkeit, in ihrem Beruf, den Christen für das himmlische Vaterland vorzubereiten, keine sonderliche Aufforderung gefunden hatte, das Verhältnis zum irdischen Vaterlande zu betonen*) — insofern nicht etwa die Einschärfung des Gehorsams gegen die machthabende Obrigkeit unwillkürlich auf ähnliches führte —, so trat für den echten Jünger der Aufklärung der Gedanke des Vaterlandes ganz zurück hinter dem Gedanken an die Menschheit.

Freilich wehte aus den Werken des klassischen Altertums den Tausenden, die aus ihnen ihre beste Bildung zogen, die bestimmteste Liebe zu dem vaterländischen

*) Womit natürlich nicht im mindesten einzelnen Geistlichen für ihre Person der Ruhm eines wackeren Patriotismus streitig gemacht werden soll. Nur von dem, worauf im Volke hinzuwirken sie durch ihren Standesberuf nach damaliger Auffassung sich angewiesen und getrieben fühlen mußten, ist hier die Rede.

Staate als der Lebensodem der Völker, mit denen man es dort zu thun hatte, und als Antrieb zu Edelstem und Schönstem entgegen. Und auch in der Gegenwart konnten solche, welche sich handelnd oder schreibend dem Interesse eines bestimmten Staates widmeten, unmöglich den Wert einer kräftigen Vaterlandsliebe für den Staat, in welchem sie herrsche, verkennen. Sonnenfels[222]) nennt als die wirksamste unter den wirksamen Triebfedern vergangener Großthaten „die Liebe des Vaterlandes, wovon auf unsere Zeiten gewissermaßen nur der Name herübergekommen und das Erstaunen, wie es möglich war, durch dieselbe die Einbildung so sehr zu erhitzen, daß einem Patrioten nichts zu teuer war, was er nicht ohne Weigerung verlassen, nichts zu kostbar, was er nicht freudig aufgeopfert hätte." Sorgfältig untersucht er in seiner, Maria Theresia gewidmeten Abhandlung, wie diese Vaterlandsliebe sich bilde und sich ausbilden lasse, unter welchen Verhältnissen sie gedeihe oder mißrate, ganz wie man von der Kultur einer Pflanze spricht, die man aus dem Auslande einzuführen und im eignen Lande heimisch zu machen begehrt.

Aber so wenig man blind sein konnte gegen den Nutzen der Vaterlandsliebe für den Staat, dem sie galt, so abgeneigt zeigten sich doch viele der bedeutendsten Geister jener Tage, eben in dieser Beziehung, nach Sonnenfels' Beispiele, dem Interesse des Staates entgegenzukommen. Der Mensch und die Menschheit, ohne Unterscheidung nach den Landesgrenzen, innerhalb deren man sich mit dem Einzelnen vereinigt oder durch welche man sich von ihm getrennt sah, war für sie der Gegenstand, um dessen Besserung, Veredlung, Beglückung es sich handelte. Weltbürgertum! Kosmopolitismus! so lautete das große Wort; „wir haben kein Vaterland mehr," das wird uns als die „Losung des Modetones" bezeichnet.[223]) Innerhalb der Menschheit sich mit Stolz, und mit Sympathie für die Stammesbrüder als einen Deutschen zu fühlen, ließ man sich allerdings nicht ab-

halten, zumal man öfters nachweisen zu können glaubte, daß der Deutsche, eben als größter Weltbürger, die größte Achtung verdiene. Den Banden aber, durch welche der Einzelne mit dem Staate und die Angehörigen eines Staates untereinander verknüpft waren, besondere Innigkeit zu verleihen, lag nicht in der vorherrschenden Richtung. Nicht ihr Verdienst war es, wenn sich in so manchem deutschen Lande jener territoriale Patriotismus, dessen wir erwähnten, in größerer oder geringerer Kraft erhielt; und daß sie gar einen sonderlichen Wert darauf hätten legen sollen, die Deutschen in einem gemeinsamen Staatswesen irgendwie zu einer würdigeren Gesamterscheinung gebracht zu sehen, als das deutsche Reich sie darbot, das werden wir vollends nicht erwarten dürfen. Daß man fast alle Regentenfamilien der europäischen Reiche auf deutschen Ursprung zurückzuführen imstande war, bemerkte man mit Wohlbehagen, und unterließ nicht, es zum öfteren in Erwähnung zu bringen; daß des deutschen Volkes eigenes Reich und die Würde seines nominellen Herrschers zu einem Gespötte vor der Welt geworden, schienen von den recht Aufgeklärten nur wenige zu bemerken und noch wenigere zu bedauern.

War doch die Art, wie die Wortführer der Zeitbildung das Verhältnis des Menschen zum Staate auffaßten, überhaupt eine sehr äußerliche und einseitige. Lebhaft und, wie wir bemerkten, in immer zunehmendem Maße interessirten sie sich allerdings — selbst wenn sie vielleicht, mit Weishaupt, als alleräußerstes Endziel menschlicher Entwickelung, eine Auflösung alles staatlichen Zwanges im Auge hatten — für staatliches Wesen; sie stellten an dasjenige, was der Staat zu leisten habe, immer höhere Ansprüche, verlangten von ihm immer größere Achtung für die Freiheit und für die Interessen des Einzelnen. Mochten sie sich dabei nun aber den Staat als eine Gesellschaft denken, in welche die Menschen vor Jahrtausenden zusammengetreten, mochten sie sich ihn unter dem Bilde einer gewaltigen Maschine oder irgendwie sonst veranschau-

lichen — immer war er ihnen ein Gebild von Menschenhand, welches in der Förderung des individuellen Glückes seinen Beruf und seine Bestimmung habe. Wohl erwuchsen daraus auch Pflichten des Einzelnen gegen diejenige Staatsgesellschaft, in welcher er lebte. Daß er sich aber mit dieser Staatsgesellschaft, dem innersten Wesen nach, fester hätte verbunden fühlen sollen, als mit irgend einer anderen Gesellschaft, deren Mitglied er zu irgend welchem anderen Zwecke geworden — dazu war in dieser Auffassung kein rechter Trieb gegeben; daß er über dasjenige hinaus, was der Staat nach Steuerkataster und sonstiger gesetzlicher Formulirung von dem Einzelnen zu fordern hatte, auch die ganze Person für den Staat einsetzte, — nur etwa den Beamten und Militärs ward das zugemutet. Aufopferung für das Beste der Mitmenschen, selbst bis zur Hingabe des eigenen Lebens, wurde gepredigt und gepriesen. Hingebende Thätigkeit und Selbstaufopferung für die Existenz des Staates, dem man angehörte? Wer auf der Höhe der Zeitbildung zu stehen glaubte, der zuckte wohl die Achseln.

Das Deutsche Museum brachte 1787 einen Aufsatz über den Heldentod.[224]) Jeder von uns erwartet natürlich die Beziehungen zum Vaterlande in die vorderste Stelle treten zu sehen; aber nur ganz beiläufig werden „Vaterland und Fürst" erwähnt. Als ob sich's um die Sache eines ganz persönlichen Komforts handelte, fällt das Hauptgewicht durchaus darauf, daß denn doch der Regel nach der plötzliche Tod in einer Thätigkeit, dergleichen der Krieg biete, mit weniger Beschwer und Widerwärtigkeit verbunden sein werde, als der natürliche Tod, langsames Hinsiechen im Bett, unter den Händen des Arztes, inmitten der klagenden Angehörigen u. s. w. Und welche hoch tragikomische Wirkung übt, in Nicolais Zeitromane „Sebaldus Nothanker", das Schicksal des guten Sebaldus, den seine Wilhelmine, aus einer Art literarischen Interesses, zu einer Predigt über den Tod für das Vaterland veranlaßt; wie der Arme erst verlegenheitsvoll nach dem Vaterlande sucht, auf das er seine Gedanken zu richten habe; wie dann die

Predigt selbst, die seinen orthodoxen Gegnern die Waffen wider ihn in die Hand giebt, gleich einem Mondsteine unter alle fällt, die davon hören, und nirgends einen Dank erntet als bei einem preußischen Werber und dem Regimentskommandeur, denen der Kanzelvortrag zehn derbe, unter dem Eindrucke desselben angeworbene Bauerkerle eingebracht.

Zu denjenigen Wortführern der politischen Aufklärung, bei welchen sich für die Ansprüche des Staates an den Einzelnen ein lebendigerer Sinn fand als bei manchen anderen, ist Schlözer zu rechnen. Nachdrücklich betont er, daß man der bürgerlichen Gesellschaft eine Zuneigung noch anderer Art schuldig sei als die Kuh dem Stalle bezeige, in welchem sie ihr Futter finde; er mahnt daran, daß dem Einzelnen aus dem contrat social nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten erwachsen. Aber den Tod für das Vaterland jemand zur Pflicht machen zu wollen, der nicht noch durch einen besonderen Vertrag an dasselbe gebunden sei, erklärt er für unrecht. Freilich wird an andern Stellen das Recht des Staates auf den kriegerischen Dienst der Seinen auch von Schlözer anerkannt.[225]) Ob er sich nun hier die ausgehobenen Landeskinder, mit Rücksicht auf ihre Verpflegung und Besoldung als Entgelt für ihre Dienste, eben in einem besonderen, wenn auch vielleicht unfreiwilligen Vertragsverhältnisse zum Staate gedacht habe, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls wurde thatsächlich jenes Recht des Staates nur gegen die mindestgeschätzten Teile der Bevölkerung in Ausübung gebracht. Hauptsächlich aus dem Bauernstande — und hier manchmal im Wege einer rohen Menschenjagd — schaffte sich der Staat den Bedarf an Soldaten, der nicht durch Anwerbungen gedeckt war. Fast für alle Gebildeten, soweit sie nicht, als Edelleute, sich durch Standessitte zur Offizierslaufbahn hingezogen fühlten, lag die Daransetzung des eigenen Lebens an die Sache des Vaterlandes ganz außerhalb des gewohnten Gesichtskreises. So den gewaffneten Vaterlandsdienst durch Verpflichtung oder Sitte gewissen Teilen

der Bevölkerung zugewiesen und auf sie beschränkt zu sehen, sagte der Zeitbildung in ihrem kühlen Verhalten zum Staate zu, — um so mehr, als man auch volkswirtschaftliche Vorteile darin fand; denn um so ungestörter seien dann die anderen Volksklassen ihren friedlichen Beschäftigungen nachzugehen und damit in ihrer Weise das Gedeihen des Staates zu fördern imstande. Schlözer[226]) redet diesem System, gegenüber schweizerischen und ungarischen Militärzuständen, das Wort. Aus dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit sprach sich auch Friedrich der Große in gleichem Sinne aus,[227]) und so konnte denn auch sein Ideal eines Zukunftskrieges, das nur unter der Voraussetzung dieses Systems denkbar ist, jener kühlen Zeitstimmung in vaterländischen Dingen entsprechen, aus welcher doch in Preußen eben Friedrichs Persönlichkeit und Regierung einem kräftigeren Patriotismus entgegenzuführen bestimmt war. Wie man weiß, giebt sich in seinem politischen Testament jenes Ideal dahin zu erkennen, daß, bei trefflicher Verwahrung der Landesgrenzen durch die Armee, der friedliche Bürger ruhig in seinem Hause verbleiben und gar nicht spüren werde, daß die Nation sich schlage, insoweit nicht die Berichte vom Kriegsschauplatze ihm davon Meldung gäben. Gewiß ein wunderbarer Kontrast zu der Erregung, der Mitthätigkeit und Mitleidenschaft des ganzen Volkes, ohne welche wir uns heutzutage einen größeren Krieg nicht denken werden und nicht denken mögen.

Wer der Neigung der damaligen Aufklärung, immer nur die Individuen und die, sie alle gleichmäßig umfassende Menschheit im Auge zu halten, sich ganz hingab, für den gehörte im Grunde von zweien eines dazu, um ihn patriotische Selbstaufopferung wahrhaft verstehen und lebendig nachfühlen zu lassen: entweder republikanische Zustände, da hier der Staat selbst als ein gemeinsamer Besitz aller Einzelnen sich darstellte, oder Verhältnisse, dergleichen in alten Zeiten, z. B. in den gefeierten Tagen der Perserkriege, stattgefunden, wo von der Niederlage des Vater-

landes für jeden Einzelnen und die Seinen Tod oder Knechtschaft zu befürchten gewesen.[228]) Wie ganz anders der jetzige Mensch, im jetzigen Staats- und Völkerleben, bei jetzigen Kriegen!

Aussprüche, in denen der Vaterlandsliebe die Berechtigung geradezu abgesprochen oder doch nur noch in engsten Grenzen gelassen wird, begegnen uns bei hervorragendsten Geistern, die in der damaligen Atmosphäre atmeten, in nicht geringer Anzahl. So das Wort Lessings: Ich habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre;[229]) die Aeußerung Schillers über das Vaterlandsinteresse als ein solches, welches nur für die unreifen Nationen, für die Jugend der Völker Wichtigkeit habe, oder sein Widerspruch gegen die Bewunderung der Winkelriedsthat, mit welcher sich seine Lotte in der Lektüre von Johannes Müllers Schweizergeschichte erfüllt hatte;[230]) ebenso die Fragen des jungen Goethe in seiner scharfen Kritik von Sonnenfels' Schrift über die Liebe zum Vaterlande: „Haben wir ein Vaterland?" .... „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist? — Römerpatriotismus? Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, darinnen zu liegen."[231]) Und nichts anderes spricht im Grunde Wieland aus,[232]) wenn er dasjenige, was bei den Griechen und Römern Vaterlandsliebe geheißen, als eine mit den kosmopolitischen (d. h., dem ganzen Zusammenhange nach: den Wielandischen) Grundsätzen unverträgliche Leidenschaft erklärt.

Aus allem ergiebt sich: Einem politischen Nationalgefühle der Deutschen den Raum zu versperren, wirkten der Partikularismus von der einen, der Kosmopolitismus von der andern Seite zusammen; war jener vorzüglich in den breiten Schichten der Bevölkerung heimisch, sowie bei denen, welche, als Beamte, Militärs u. s. w. sich in spezielleren Art an den Einzelstaat gewiesen fanden, so hatte dieser seine Bekenner unter denen, welche auf der Höhe der Bildung zu stehen und ihre geistige Unabhängigkeit zu wahren meinten. Wie sehr in der That diese beiden Mächte sich in die Herrschaft teilten, mag uns noch eine Erscheinung zeigen: daß uns nämlich zu derselben Zeit, wo das Wohlthätige kleiner Staaten so beredte Fürsprecher fand, doch an andern Stellen ein gewisser Geschmack an dem Gedanken von großen Weltreichen, von Universalmonarchien entgegentritt. Kein Mitgefühl für das vernichtete Eigenleben der ihnen einverleibten Völker verhinderte den Kosmopoliten, sich für das zu begeistern, was solche Reiche zu versprechen schienen: für die Beseitigung der unzähligen Hindernisse und Störungen, welche dem Menschheitsglücke aus den Reibungen und Kämpfen unter einer Vielheit von Staaten erwuchsen, — für die massenhafte Anhäufung von Mitteln zur Förderung von Wohlstand und Bildung nach großartigstem, einheitlichem Plane. Gern ließ man den Blick auf den Universalmonarchien der Vergangenheit ruhen. Nicht umsonst hatte soeben Gibbons geistvolle Schilderung auf einige Partien der römischen Kaiserzeit ein so blendendes Licht geworfen. „Nie war die Welt größer als unter Trajan," ruft Weckherlin.[233]) Aber auch ein so besonnener, gemäßigter Mann wie Iselin, in seinem Leben ein guter Schweizerpatriot, erwärmt sich für die Perspektive, die sich eröffnet bei dem Gedanken, daß Alexander der Große länger gelebt und „diese glückliche Verbindung so großer Länder unter einem Helden und einem Weisen dauernden Bestand gewonnen hätte."[234])

Was aber noch interessanter: Es war, als wollte diese

kosmopolitische Stimmung, die in nicht allzuferner Zukunft den republikanischen Franzosen auf deutschem Boden so treffliche Dienste leisten sollte, in den achtziger Jahren zu einer Propaganda für den selbstherrlichsten aller Selbstherren, für Kaiser Josef, bei seinen Absichten auf Baiern in Dienst genommen werden. „Als Weltbürger und Menschenfreund" wünscht der „reisende Franzos"[235]) die baldige Vereinigung Baierns mit Oesterreich und die Verwirklichung aller damit verbundenen Vorteile, wie sie auch eine viel bessere Regierung, als die gegenwärtige, dem baierischen Lande in seinem besonderen Bestehen nicht zu schaffen vermöge. Welche Sätze aber erst, mit denen Weckhrlin den Gegnern Josefs in der baierischen Sache zu Leibe rückt! „Ist's gut, daß Baiern ans Haus Oesterreich komme? .... Die wahre Frage ist: Wird sich unser Schicksal bessern, wenn wir unsere Herren verändern? .... Unser Interesse ist, wo wir die Verbesserung unseres bürgerlichen Schicksals, wo wir billigere und aufgeklärtere Gesetze, mildere Steuern, zahmere Beamte, duldsamere Pfaffen, mäßigere Zölle und Mauten, weniger Frohnen und Wildpret finden." Und indem, bei solcher Mißachtung staatlichen oder volkstümlichen Selbständigkeitssinnes, eine völkerrechtliche Achtung für fremdes National- oder Staatswesen natürlich nur leicht ins Gewicht fallen konnte, war man rasch bei der Hand, eine Legitimation zu einem Angriff auf letzteres zu finden, sobald der Wunsch sich dazu regte. Zu einer Waffenergreifung gegen die Pforte würde, nach Weckhrlins Meinung, das rechte Manifest für die Souveräne in der Erklärung bestehen: Wir sind berechtigt, die Türken zu zwingen, daß sie ihr herrliches Land besser kultiviren, daß sie den Griechen die Freiheit geben, daß sie uns die Schätze ihrer Bibliotheken öffnen, die Toleranz einführen, die Magazinirung der Weiber abschaffen, die Quellen der Pest verstopfen u. s. w. Bedenklicher noch als so manches schon in diesen Worten, klingt eine sehr allgemein gehaltene Auslassung des nämlichen Schriftstellers bei Besprechung von Josefs II. Ab-

sichten auf Baiern. Oefters könne bei Vergrößerungsabsichten eines Staates, heißt es da, das Privatwohl der einzunehmenden Provinz und sogar das allgemeine Beste der Menschheit interessirt sein: wenn zum Exempel ein tugendhafter Monarch aus Menschenliebe, aus dem Triebe, das Wohl zu verbreiten, das Joch der Sklaverei von einer Bevölkerung zu nehmen oder die Dachläden auszuheben, welche dem Tage verwehrten, ins Land zu kommen, sich auszudehnen suche. „Sobald ein Staat, in dem Anarchie, Faulheit, Unwissenheit, Pfaffendruck und Aufruhr herrschen, von einem anderen reformirt wird, so scheint's eine Wohlthat für beide."[236]) Wer erkennt nicht in solchen Anschauungen denselben Boden, auf welchen Schiller seinen Marquis Posa stellt, wenn derselbe dem Könige Philipp für den Fall, daß dieser das Licht der neuen Zeit bei sich einziehen läßt, zur Pflicht macht, „die Welt zu unterwerfen." Wie vieles von den Begebenheiten der Zeit und der nächsten Zukunft tritt uns aber auch, als ob es dadurch vorwurfsfrei werden sollte, vor die Seele: die polnischen Teilungen, deren erste (1772) in Deutschland an dem politischen Sittlichkeitsgefühle ziemlich eindruckslos vorüberging und erst später, als unter gänzlich veränderten Verhältnissen und Stimmungen die zweite und dritte erfolgte, in die harte Verurteilung dieser beiden mit hineingezogen wurde;[237]) sodann Josefs Absichten auf Baiern und die Pläne, die er, mit Katharinen von Rußland, noch nach ganz anderen Richtungen ausgehen ließ; weiterhin aber auch der Koalitionskrieg gegen die „in Aufruhr" befindlichen Franzosen, die Invasionen der letzteren in die „vom Joche der Sklaverei" bedeckten Nachbarländer, und selbst die Napoleonischen Kriege mit ihrer Prätention, allenthalben dem Mißbrauch, hier und da auch der Anarchie entgegenzutreten und bessere Zustände über Europa zu verbreiten.

Ueberraschend mögen aber die soeben gehörten Auslassungen noch in einer besonderen Beziehung wirken. Wir haben bisher diese weltbürgerliche Aufklärung als höchst

friedliebend, dem Militarismus feindlich, kennen gelernt. Fiel doch für sie das Staatsinteresse, aus welchem die Kriege hervorzugehen pflegten, wenig ins Gewicht gegen den Tod und das Elend vieler Tausende von menschlichen Wesen. Die jetzt angeführten Aeußerungen dagegen stehen Voltaire's bekannten Aufforderungen an die russische Katharina, den Boden Europas von dem türkischen Barbarentum zu reinigen, ebenbürtig zur Seite und zeigen uns die damalige Aufklärung auch einer anderen Haltung fähig: wie das Christentum des Mittelalters in den Kreuzzügen, vermag auch sie kriegerische Antriebe zu geben, sofern es darauf ankommt, demjenigen, worin sie das Heil erblickt, Raum unter den Menschen zu schaffen.

Erklärlich und verständlich wird uns aber nun auch erscheinen, wenn sich gegen dies Weltbürgertum in seinen äußersten Konsequenzen schwere Bedenken erhoben. Und nicht bloß das Gebiet des Völkerrechts war es, auf welchem es Verwirrung anzurichten schien; vielmehr meinten nicht wenige in ihm eine Macht zu erkennen, welche alles Bestehende noch in viel umfassenderer Weise bedrohe. Oder lag es denn nicht im Wesen eines gründlichen Weltbürgertums, mindestens der Theorie nach sich ebenso, wie über die Unterschiede von Völkern und Staaten, auch über die Verschiedenheiten der Religionsparteien, der Stände, der Rangordnungen und noch anderer Schranken, durch welche Trennungen und Ungleichheiten unter den Menschen begründet werden, hinwegzuheben? Leicht konnte sich die Meinung bilden, der echte Kosmopolit, der sich durch keine Landesgrenzen von dem Ganzen der Menschheit ausscheiden lassen wolle, werde auch die Unterordnung unter einen Fürsten, dessen Macht doch auf einer solchen Ausscheidung seiner Unterthanen beruhe, eher mit Unlust als mit Hingebung empfinden.[238])

Sehen wir doch auch in der That die Gedanken des Weltbürgertums mit vorzüglicher Wärme und Schärfe gehegt und entwickelt von Männern, welche, durch erlittenen Druck oder durch ungleichen Kampf gegen Aberglauben

und Unfug, sich mehr und mehr zu einer Abweisung aller positiven Schranken für ihr Denken getrieben fühlen. Die immerwährenden Schmähungen gegen den Patriotismus, die unter den Illuminaten im Schwange gewesen, bildeten einen Hauptartikel der Anschuldigungen, mit denen im Jahre 1785 vier ausgetretene Mitglieder des Ordens der Gemeinschaft, welcher sie bisher selbst angehört hatten, so argen Schaden zufügten.[239]) Winkopp, der ehemalige Mönch, bekennt in seiner Verteidigung der gehetzten und gequälten Illuminaten sich selbst als einen entschiedenen Weltbürger. Ebenso, wie Wieland, will zwar auch er den Kosmopolitismus mit der Eigenschaft eines guten, vaterlandsliebenden Staatsbürgers verträglich, ja derselben sogar zuträglich finden,[240]) aber wo die Ansprüche der Menschheit und die des Vaterlandes einander entgegenstehen, hat das Vaterland ganz zu schweigen. Nie seien, zur Befriedigung einer engeren Neigung, Maßregeln erlaubt, die den Vorschritt der ganzen Menschheit hinderten. Gegen eine Behauptung des preußischen Philosophen Garve, worin dem Staate das Recht beigelegt wird, einen andern Staat schon, um einem drohenden Uebergewichte desselben vorzubeugen, zu bekriegen, wirft Winkopp die Frage auf: Warum sind Staaten errichtet? Nicht darum, daß eine einzelne oder verschiedene Nationen glücklich sein möchten, sondern darum, daß die ganze Menschheit nach dem Plane der Vorsehung nach und nach immer zu höheren Graden der Glückseligkeit sich emporschwingen könne. . . . . Wir sind eher Menschen als Bürger. . . . Der Monarch hat die Pflicht, den Staat zu schützen; aber seine erste Pflicht ist, Mensch zu sein.[241])

Ganz direkt aber sehen wir kosmopolitische Ansichten auf eine Weise, die alles in Frage stellt, durch den Stifter des Illuminatenordens, Weishaupt, in jener Abhandlung entwickelt, deren ich als eines Protestes gegen jede staatliche Ordnung bereits früher erwähnte.[242]) Deutlicher noch, als in den schon oben aus ihr herausgezogenen Sätzen, legt sich dieser kosmopolitische Charakter des Pro-

testes an anderen Stellen zu Tage. Der Nationalismus, heißt es z. B., trat an die Stelle der Menschenliebe. Nun wurde es zur Tugend, auf Unkosten derer, die sich draußen befanden, sein Vaterland zu vergrößern. Für den engeren Zweck ward Hinterlist angewendet u. s. w. Diese Tugend hieß Patriotismus. Warum aber dann nicht weitergehen und die Liebe noch auf engere Kreise, auf Stadt, Familie, auf sich selbst einschränken? Unzählige Differenzen entstanden — der Patriotismus trug in sich seine Strafe. Es muß ein allgemeines Recht geben, dem alle andern unterworfen sind. Sowie der Staat das Recht usurpirte, mußte das Menschenoriginal und der Menschenname zurücktreten. Die Menschen nannten sich Römer, Griechen, Mohamedaner, Christen, — jede Partei aber zerfiel in sich, sobald der gemeinsame Haß gegen außen sie nicht zusammenhielt. Dazu nun die Eroberungssucht der Monarchen, deren jeder mit seiner Nation die Beute teilte. Dann teilte er mit einem Teil der Nation, um den andern Teil zu unterjochen: es entstand das Lehnswesen, später das System der besoldeten Milizen. — Alles politische und soziale Uebel entspringt so aus dem Abfall vom reinen Weltbürgertum; in der Rückkehr zu diesem, dessen Ausdruck der Illuminat in dem reinen Christentum — freilich aber wieder einem ganz andern, als alle positiven Bekenntnisse es lehrten — zu finden glaubt, — in dieser Rückkehr liegt das Heil der Zukunft.

Es begreift sich nach alledem recht wohl, wenn, ungeachtet der weiten Verbreitung eines gewissen Grades von kosmopolitischem Sinne, doch für gesetztere und sorgliche Leute der Name: Weltbürger, Kosmopolit, einen üblen Beigeschmack erhielt. Eine gründliche Verachtung des Bestehenden, ein äußerster Radikalismus, das war es, was vielfach als Ausfluß des Kosmopolitismus angesehen oder unter diesem Worte verstanden wurde. „Wer Kosmopolit ist, nahe nie meinem Vaterlande," ruft der gut konservativ gesinnte Johann Georg Schlosser. [243]) „Kosmopolit" wurde unter Umständen zu einem Schreckwort.

Nicht bloß der Illuminatenorden, sondern die so stark verbreiteten maurerischen Verbindungen überhaupt, denen es ja in der That an einer kosmopolitischen Ader nie gefehlt hatte, galten als die rechten Heimstätten dieses bedenklichen Wesens;[244]) und wie nun, in Geistlichkeit und manchen Regierungskreisen, nie aller Argwohn gegen dies ganze Verbindungswesen geschwunden war, so konnte später, unter den Eindrücken der französischen Revolution, sich leicht eine Meinung erheben, daß in dem Freimaurertum der weltbürgerliche Radikalismus sich von langeher das Mittel geschaffen habe zur Herbeiführung des nun ausgebrochenen Sturmes. Schon vorher aber hatte unter Anknüpfung an verwandte Vorstellungen Göchhausen für seinen oben besprochenen Angriff auf die wirklichen oder vermeintlichen Umsturztendenzen der Zeit die Einkleidung und den Titel gewählt. Der Hauptvertreter dieser Tendenzen ist in den „Enthüllungen" vorzugsweise als Kosmopolit, als Zweck des von ihm geleiteten Ordens aber die Einführung einer „Weltbürgerrepublik" dargestellt, und dementsprechend nimmt denn auch unter den positiven Gedanken, welche seinen Verneinungen gegenüber die bestehende Weltordnung aufrecht zu halten und zu schützen bestimmt sind, der Vaterlandsgedanke eine hervorragende Stelle ein.[245])

Aber noch etwas von ganz anderer, ja ich möchte fast sagen, von entgegengesetzter Beschaffenheit, als was wir soeben kennen gelernt, regte sich in dem damaligen Deutschland gegen die weitverbreitete weltbürgerliche Gesinnung. Neben der Besorgnis vor positiven *Gefahren* machte sich auch das Gefühl eines bedauerlichen *Mangels*, einer wesentlichen *Entbehrung* geltend, die mit dem vielgerühmten Kosmopolitismus verbunden seien. Und was dabei als das Interessanteste erscheint, ist erstlich, daß man dies Gefühl eben bei solchen antrifft, welche für ihre Person sich selbst zum Weltbürgertume und zur Gleichgiltigkeit gegen das Vaterland bekennen; zweitens aber: man meinte jenen Mangel, jene Entbehrung nicht bloß im politischen Leben, wo er sich natürlich am ersten kund-

geben zu müssen schien, sondern auch in anderen Zweigen des menschlichen Handelns und Schaffens zu empfinden.

Nach ersterer Beziehung hin mag uns das auffallendste Beispiel Weckhrlin abgeben. Als ein Mann, für welchen, dem Wohle des Einzelnen gegenüber, der Bestand des Staates jedes eigenen Interesses entbehrte, ist er uns in seinem Hohne gegen den baierischen Patriotismus und noch in sonstigen Aeußerungen bekannt geworden. Und eben ihn finden wir doch von einer Vorstellung des Wertes, welchen eine lebendige Vaterlandsliebe entwickeln könne, tief durchdrungen. Hier, wie anderwärts bei diesem Schriftsteller, hat man den Eindruck, als solle der Widerspruch gegen so manches, was den Menschen über sich selbst hinauszuheben geeignet sei, doch nur unter den obwaltenden Umständen gelten; nur in Rücksicht auf die Gegenwart des festländischen Europa, wo eben der Einzelne „zum Sklaven geboren sei“,[246]) scheint er die Vaterlandsliebe verwerfen und die Jagd nach dem persönlichen Glücke allein gelten lassen zu wollen. Mitten unter jenen Verspottungen des baierischen wie des deutschen Patriotismus bezeigt er dem vaterländischen Gemeinsinn an sich eine hohe Achtung. „Er ist es,“ so lauten seine Worte, „vermöge dessen eine Nation das ist, was sie sein will. Dies kostbare Kraut, welches in der bürgerlichen Gesellschaft das ist, was das Feuer in der Natur, werden die Deutschen erst finden, wenn ihre Verfassung konzentrirt ist.“[247]) — Mochte Weckhrlin hier an eine Konzentrirung in josefinischem Sinne und vielleicht unter Josef selbst denken?

Das zweite aber, worauf ich hindeutete: daß der Mangel der Vaterlandsliebe nicht bloß im Politischen als eine Schwäche empfunden wurde, — machte sich in solchem Maße geltend, daß der Deutsche sogar auf Gebieten der Thätigkeit, auf welchen er sich jetzt mit besonderer Selbstbefriedigung bewegte, in wissenschaftlicher oder schöner Literatur, sich gegen andere Nationen wegen des fehlenden nationalen Zusammenhaltes im Nachteil erkannte. Wenig

wird uns dies bei einem Manne wie Justus Möser, dem gründlichen Kenner und Schätzer volkstümlichen Wesens, verwundern; wir begreifen es, daß er erst, wenn die Deutschen ein Nationalinteresse hätten, eine Geschichtschreibung bei ihnen erstehen zu sehen erwartet, die mehr als ein Urkundenbuch zur Sittenlehre sei und noch eine andere Sprache führe, als die des erbaulichen und gelehrten Vortrages, der die Menschen bloß unterrichte, nicht begeistere.[248]) Aeußerungen verwandter Art treffen wir aber auch bei Männern von ganz anderer Beschaffenheit und Richtung. „In der That, mein Herr," schreibt der junge Wieland 1762 an Daniel Schubart, sind Sie verwegen, recht sehr verwegen, daß Sie von diesem Mischmasch größerer und kleinerer, an Verfassung, Religion, Sitten und Lebensart so sehr verschiedener und noch unter dem Joche der Barbarei darniedergedrückter Völker und Völkchen, welche zusammen die deutsche Nation ausmachen, glauben, daß sie in Hinsicht des Geschmackes und der schönen Literatur sogar noch weiter seien als die französische in dem Jahrhunderte, wo Corneille, Racine, Boileau, La Fontaine u. s. w. um den Thron Ludwigs XIV. glänzten."[249]) „In Frankreich," so sagt ganz ähnlich in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" der Rezensent einer Schrift von Thomas Abbt, würde dieser Mann nach Paris berufen, von den feinsten Geistern gebildet, durch ihre Bewunderung aufgemuntert worden sein. . . . Und da fragen wir, warum unsere großen Köpfe gleiche Kräfte, aber nicht gleiche Ausbildung zeigen mit einem Pope, Addison oder Voltaire, warum unsere Schriftsteller mit ihrem tiefen Nachdenken so wenig Weltkenntnis verbinden, warum Bibliotheken, die gegen Bibliotheken zu Felde ziehen, die Stelle des Publikums vertreten." — Lessing weist zwar da, wo er es für eine gutherzige Thorheit erklärt, ein Nationaltheater haben zu wollen, ehe man eine Nation habe, die Notwendigkeit zurück, hierbei an die politische Verfassung zu denken; ein Gefühl für die gedrückte Lage aber, in welcher sich die dramatische Dicht-

und Darstellungskunst, verglichen mit der französischen, dadurch befinde, daß keine große Hauptstadt eines großen Reiches ihr als Stätte einer höheren, volkstümlichen Ausbildung zu Gebote stehe, hat er auch an anderen Stellen deutlich genug verraten. Im Hinblick auf gewisse literarische Wunderlichkeiten seiner Zeit ruft Klinger aus: „Soviel ist gewiß, wir Deutsche müssen durch diese Verzerrungen hindurch; machten wir eine Nation aus, so wäre die rechte Form gewiß gefunden."[250]) Endlich noch eine Goethische Bemerkung, bei welcher es, ihrer Natur nach, wenig in Betracht kommen mag, daß sie nicht mehr genau in die Zeit fällt, auf welche diese Schrift sich zu beschränken pflegt! Indem Goethe durch den Unwillen über die Leichtfertigkeit, mit welcher gegen schätzenswerte Schriftsteller und Werke der Vorwurf mangelnder Klassizität erhoben werde, auf die Frage geführt wird: Wann und wo entsteht ein klassischer National-Autor?, lautet der Anfang seiner Antwort: „Wenn er (der Autor) in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Konsequenz nicht vermißt; wenn er, selbst vom Nationalgeist durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren." Eine bedeutende Schrift, so heißt es weiterhin, sei wie eine bedeutende Rede Folge des Lebens, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller könne man nur von der Nation fordern. Die deutsche Nation, geographisch eng zusammengehalten, politisch aber zerstückelt, will Goethe mit dieser Forderung verschont wissen, und ihr die Umwälzungen zu wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnten, trägt er (unter dem frischen Eindrucke der französischen Revolution schreibend) Bedenken.[251]) Das Gefühl von der Bedeutung nationaler Einheit und schwunghaften Gemeinsinnes auch für die

Literatur eines Volkes ist kaum entschiedener sich kundzugeben imstande als in dieser, zur Resignation mahnenden Erklärung gewisser Schwächen der deutschen Literatur aus dem Mangel an beidem.

Zum Schlusse noch, als ein nachträgliches Gegenstück zu den vorhin gegebenen Bemerkungen über die Ungunst, in welche bei vielen der Name: Weltbürger, gefallen, ein kurzes Wort über die mannichfaltigeren, gleichfalls aber nicht allzuerbaulichen Schicksale der entgegengesetzten Bezeichnung, des Patrioten-Namens! Ganz beiseite lasse ich dabei die damals sehr häufige Anwendung des Wortes auf Freunde und Förderer alles Gemeinnützigen überhaupt, auf Wohlthäter ihrer engeren oder weiteren Umgebungen, ohne jede besondere Beziehung auf Staat und politisches Vaterland. Als politische Bezeichnung war der Ausdruck, nach einer Aeußerung Schlözers, schon durch die schwedische Adelsbewegung von 1756 in einen zweideutigen Ruf gekommen.[252]) Daß dann in den holländischen Unruhen der achtziger Jahre die franzosenfreundlichen Widersacher des oranischen Hauses und des englischen Einflusses, die Männer derjenigen Partei, gegen welche sich der preußische Marsch auf Amsterdam im Jahre 1787 richtete, sich als Patrioten betitelten, konnte gleichfalls nicht dienen, dem Namen in Deutschland sonderliche Achtung zu verschaffen. Bei dem Handel um Aufrechthaltung der baierischen Selbständigkeit gegen die Absichten Josefs II. hörte man von den „Patrioten", welche diesen Absichten widerstrebten und dabei an dem protestantisch aufgeklärten Preußen den besten Rückenhalt fanden; sah man sie sich in Baiern selbst an, so waren es meist die starren Verfechter der alten Landesart mit ihrem Pfaffentum und Aberglauben, die leidenschaftlichen Verketzerer alles wirklichen oder angeblichen Illuminatismus. — Keine lange Reihe von Jahren verging indes, da spielte der Patriotenname seine Rolle bei den Revolutionärs in Frankreich, welche die Verwirklichung der allgemein menschlichen Ideale zur französischen Volkssache zu machen

prätendirten; und als diese Franzosen, im Kampfe gegen das monarchische Europa, den deutschen Boden betraten, trugen von ihnen auch die Anhänger, die sie dort fanden, den Patriotentitel auf sich über. Hält man hiermit zusammen eine charakteristische Bemerkung Wielands aus der Zeit dieser französisch-republikanischen Invasion: „Die Anhänger der Revolution führen die Menschheit, die Gegner das Vaterland im Munde,“[253]) so sieht man: die Worte: Vaterland, und: Patriot, wurden hier gegeneinander ausgespielt, und Patrioten nannten sich eben diejenigen Deutschen, welche, gut kosmopolitisch, über der Weltbeglückung das Vaterland vergaßen. Offenbar war es denn auch diese aus Frankreich herübergekommene Bedeutung des Wortes: Patriot, welcher man eine oft zitirte Anekdote aus den neunziger Jahren zu verdanken hatte: ein Berliner Zensor verweigerte einer Empfehlung des Patriotismus die Druckerlaubnis, weil eine solche Empfehlung nur zu dem Staate der Neufranken passe und gegen den (herkömmlichen) Staat und die deutsche Verfassung sei.[254])

Fünfter Abschnitt

Preußischer Vaterlandssinn

Merkwürdig nun aber, wie, mitten in der geschilderten Ungunst der Verhältnisse, doch an einer Stelle Deutschlands ein wirklicher Patriotismus, und zwar nicht in einem Gegensatze zu der Zeitbildung, ja mit derselben in einer gewissen Befreundung, emporgekommen war; ein Landespatriotismus, welcher aber, in solcher Energie und Leistungsfähigkeit einzig im damaligen Deutschland, für edlere vaterländische Gefühle überhaupt einen frischen Trieb und einen neuen Halt zu geben bestimmt war.

Daß unter der Stelle, von welcher ich rede, der preußische Staat gemeint ist, braucht kaum gesagt zu werden. Vieles hatte hier unter Beamten und Militärs schon seit lange auf die Ausbildung eines Geistes hingewirkt, daß sie die Sache des Staates als ihre eigene Sache empfanden; erst unter Friedrich dem Großen aber hatte dieser Geist seine rechte Entwickelung und zugleich eine Ausbreitung über weitere Kreise der Bevölkerung erhalten. Ein stattlicher Glanz war schon durch Friedrichs erste Kriegsthaten auf den preußischen Namen geworfen. In seiner inneren Waltung hatte der junge König durch Achtung vor dem Recht, durch Sorge für gleichmäßige

und wirksame Handhabung desselben, durch angestrengtes Bemühen für den Landeswohlstand, durch ein aufgeklärtes Verhalten in solchen Punkten, auf welche für die allgemeine Bildung der Zeit das Hauptgewicht fiel, diesen preußischen Staat zu einem Gegenstande der Wertschätzung bei den eigenen Angehörigen wie bei Fremden gemacht. Schon damit war, in Verbindung mit einigen älteren Erinnerungen, für ein vaterländisches Selbstbewußtsein ein Boden geschaffen, wie ihn kein anderes deutsches Land aufzuweisen hatte. In der Aufklärung selbst fand jenes Selbstbewußtsein eine Berechtigung; und wenn etwa zu Anfang der Vorwurf der Eroberungssucht gegen den König erhoben wurde, so mag nachher in manchem Preußen sogar etwas von der Sinnesweise, welche wir bei Weckherlin als ein Stück von dessen weltbürgerlichem Wesen kennen lernten — die Neigung, in der Beglückung der eroberten Lande die Rechtfertigung des Eroberers zu finden, — dem Könige und dem Staate desselben zu Gute gekommen sein. „Denn wie glücklich würden die Länder sein, die der König eroberte!", schreibt Ewald von Kleist während des siebenjährigen Krieges im Hinblick auf die vor ihm liegende österreichische Grenzlandschaft beim Gedanken an die Möglichkeit, daß auch diese von den preußischen Truppen eingenommen würde.

Als der eigentlich epochemachende Vorgang aber und als das wirklich Durchschlagende ist doch immer der siebenjährige Krieg selbst, ist die heldenhafte Anspannung und Selbstaufopferung des Mannes zu betrachten, welcher während eines solchen Kampfes, als Herr und Diener dieses Staates, denselben mit seinem Geiste erfüllte und zu Leistungen ohne gleichen befähigte.

Stark und lebhaft ist die Bewegung und Bewunderung, mit denen wir noch heute die Geschichte dieses Krieges lesen; vielleicht aber haben uns doch die Kriege der nachfolgenden Zeit mit den riesigen Dimensionen, welche alles in ihnen angenommen, mit der Wucht und Schnelligkeit ihrer Entscheidungen, an Eindrücke gewöhnt, daß wir den

Zeitgenossen des siebenjährigen Krieges nicht immer die gewaltige Wirkung nachfühlen, welche dieser Kampf auf sie ausübte. Für Klopstock galt bis zum Ausbruch der französischen Revolution der Krieg, in welchem „Herkules Friedrich die Keule führte, von Europas Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen," als größte Handlung des Jahrhunderts; als größtes Schauspiel sogar aller Jahrhunderte finden wir ihn anderswo[255]) noch im Jahre 1791 bezeichnet. Johannes Müller erblickt, in seiner Schrift über Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde, an dem siebenjährigen Kriege einen Beweis, daß es mit dem Menschengeschlecht und speziell mit den Deutschen nicht abwärts gehe,[256]) und Archenholz ließ sich, als in dem Revolutionskriege bereits bedeutende Schläge gefallen waren, doch angelegen sein, bemerklich zu machen, daß von einem Vergleich mit der Bedeutung des siebenjährigen Krieges hier nicht die Rede sein könne.[257]) Dem Staate anzugehören, welcher der Welt so wunderbares zu schauen gegeben, war ein Schatz für das Bewußtsein des Preußen, der seinen Wert geltend machte inmitten einer Zeitbildung, die sonst darauf hinausging, nur das an dem Staate zu schätzen, worin er unmittelbar und handgreiflich dem Nutzen des Einzelnen diente.

Worte, welche in Momenten schwerster Entscheidungen aus dem Munde des Königs kamen oder auch, in Erzählungen von solchen Momenten, ihm in den Mund gelegt wurden, schlagen einen Ton an und weisen auf Stimmungen hin, welche, aus dem gewöhnlichen Kriegstreiben jener Tage, mit dem vollen Reize der Neuheit vor uns auftauchen. Hören wir den Bericht von Friedrichs II. Anrede an seine Offiziere vor dem Aufbruch aus Parchwitz, von wo er dem Leuthener Siege entgegenging, so sehen wir da ein preußisches Gesamtbewußtsein in Anspruch genommen und das gemeinsame Vaterland an die Seelen der Angeredeten gebracht in einer Weise, wie sie gewiß keinem der gleichzeitigen Fürsten, seinen Offizieren gegenüber, beigekommen wäre. Oder von

welchem dieser Fürsten hätte man sich ähnliches erzählt, wie es von Friedrichs Verhalten in der Schlacht bei Zorndorf in Umlauf kam: daß er in einem entscheidenden Augenblick, mit einer Fahne seinen Truppen voranstürmend, dieselben durch den Ruf angefeuert habe: „Kommt, Kinder, sterbt mit mir fürs Vaterland!“[258])

Eine ganze Anzahl von Lebensäußerungen giebt uns Gelegenheit, mitten durch die fieberhaften Spannungen, heftigen Aufregungen, wunderbaren Siege der sieben Jahre hindurch den jungen Patriotismus in seinem Keimen und Wachsen zu verfolgen. Als ein Denkmal dieses Geistes sowohl als der Anstrengungen, mit welchen er sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse durcharbeiten mußte, behauptet noch heute die Schrift des wackeren Thomas Abbt: „Vom Tode für das Vaterland“ seinen Reiz und seinen Wert. Das Büchlein ist erst gegen Ende des Krieges, 1761, erschienen, ein Jahr, nachdem der Verfasser, ein geborener Schwabe, durch Berufung an die Universität Frankfurt a. O. Preuße geworden war; die Absicht aber geht durchaus darauf, der noch immer schwer gefährdeten Sache Preußens durch Anregung des Patriotismus neue Hilfskräfte zu erwecken. Man spürt, welchen Widerspruchs der Autor gewärtig ist; man hört die ablehnenden Stimmen, die gegen die Anmutung, sich mit vaterländischer Gesinnung zu durchdringen, laut werden, — selbst die Stimmen von Offizieren: „Für das Vaterland sterben? Lächerlich! Was ist das Vaterland? Ich werde bezahlt, um mich totschießen zu lassen, und ich nehme diese Bezahlung an, weil ich sonst kein anderes Mittel weiß, anständig zu leben.“[259]) Bitter wird der Gegensatz zwischen dem Verhalten der Frauen in vergangener und in gegenwärtiger Zeit beklagt, wenn es gelte, ob ihre Männer, ihre Söhne das Leben im Dienste des Vaterlandes auf das Spiel setzen sollen. Es wird zu verstehen gegeben, daß diejenigen, die noch allein den Ort einnähmen, von wo die Stimme mit Macht in die Ohren einer großen Anzahl von Zuhörern donnern und den schläfrigen Bürger er-

wecken könne, die Geistlichen, sich so unlustig finden ließen, von diesem Vorzuge zum Vorteil des Vaterlandes Gebrauch zu machen und statt des tausendmal gehörten: Thut Buße! auch einmal zu rufen: Sterbt freudig fürs Vaterland! Und welche Kraft setzt der Verfasser daran, um über die Beschränkung des Vaterlandsgefühls auf Republiken hinauszukommen und dem Satze eine Anerkennung zu erzwingen: Es giebt also auch in Monarchien ein Vaterland. Eben indem wir aber in der Stärke dieser Anstrengungen die Stärke dessen erkennen, was in der deutschen Bildung jener Tage einem kräftigen Patriotismus entgegenstand, lernen wir auch die Macht der Eindrücke doppelt schätzen, welche allem Entgegenstehenden zum Trotz in Preußen eine solche Gesinnung zum Ausdruck drängte. Schon hören wir bei Abbt von Männern aus den höheren Ständen, welche freiwillig, und nicht als Militärs von Fach, dem Vaterlande in der Gefahr ihren Arm leihen; schon hören wir hier von einer einzigen politischen Tugend, von einem Gesichtspunkt, unter welchem Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann sich vereinigen, wir hören von dem „vormals so herrlichen Namen eines Bürgers, unter welchem dann alles sich darstelle, — jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger." Man sieht, von dem Schwung des Momentes hingerissen, redet der Schriftsteller schon die Sprache späterer Jahrzehnte; denn aus aller Gewohnheit ging es in der That heraus, im Jahre 1761 auf dem Boden einer deutschen Monarchie unter dem Worte: Bürger, nicht den Stadtbewohner, im Gegensatz zu Edelmann und Bauern, sondern die Mitglieder aller Stände als Angehörige des Staates vereinigt zu begreifen.

Und wenn Abbt noch Klage führen zu müssen glaubte über die vorherrschende Gesinnungslosigkeit gegenüber dem Vaterlande, so stand er doch, als er seine Schrift abfaßte, mit seiner Gesinnung nicht mehr allein. Namentlich in Berlin hatte bereits, unter den Eindrücken der bisherigen Kriegsläufte, ein entschiedener Patriotismus seine

Keime getrieben. Einige unter den Predigern, den angesehenen Hofprediger Sack an der Spitze, hatten im Sinne Abbts von ihrem Amte Gebrauch gemacht. Noch ist es mitunter, als würde es der neuen Mahnung zur Vaterlandsliebe schwer, unter den herkömmlichen Stoffen und Gegenständen der damaligen Kanzelberedsamkeit einen Platz in den Predigten, in denen die Siege Friedrichs gefeiert wurden, zu gewinnen.[260]) Noch ist der Name des Vaterlandes in mancher derselben nur selten anzutreffen; in der einen ist „von allen diesen Provinzen" die Rede, „die wir zusammen für unser Vaterland achten müssen." Einer der Berliner Geistlichen aber, der schon bei der Feier des Roßbacher Sieges einen besonders energischen Ton angeschlagen hatte,[261]) erscheint drei Jahre später, in der Siegespredigt auf die Liegnitzer Schlacht (1760), in vollem patriotischem Feuer. Den Abdruck der Predigt widmet er „dem Vaterlande und dessen würdigen Bundesgenossen in allen Ständen der Länder und der Kriegsheere, zur Erweckung der Verehrung des göttlichen Beistandes bei unserer gemeinsamen Sache, zur Ermunterung, die Wohlthaten Gottes bei allen Züchtigungen mit Dankbarkeit zu empfahen, mit dem herzlichen Wunsche, Gott wolle sich an einem jeden mit Segen verherrlichen." Mit Innigkeit spricht der Prediger von seinem preußischen Vaterlande als dem Mittelpunkt aller Erinnerung an die göttlichen Fügungen der letzten Jahre, — von dem Vaterlande, auf welches aller Schwerter gewetzt, aller Bogen gespannt, aller Macht gerüstet sei, welches aber noch stehe und immer wieder aufgerichtet werde zum offenbaren Zeichen seiner von Gott bestimmten Aufrechthaltung; und auf die Wechselfälle des Krieges, auf Glück und Unglück, wovon die „gemeinsame Sache" getroffen worden, wird hier in so konkreter Weise eingegangen, daß man außerhalb Preußens sich billig wundern mochte, so viel Politik auf die Kanzel gebracht zu sehen.

Von einer andern Seite kam diesem preußischen Vaterlandssinn eine besondere Anregung aus einem Dichterkreis.

Nicht bloß um seiner Grenadierlieder willen ist hier Gleim zu nennen, sondern auch wegen seiner Einwirkungen auf andere Schriftsteller in persönlichem Verkehr. In Gleims nächstem Freunde, dem Dichter Ewald von Kleist, haben wir einen Offizier vor uns von einem edel menschlichen Wesen und von einer begeisterten Hingebung an sein Vaterland, daß er uns wie ein Vorläufer so mancher Erscheinungen von 1813/14 anspricht. In dem Kreise der Berliner Patrioten und für dieselben gewann Ramler eine zunehmende Bedeutung. Lessing, der für seine Person die Zumutung, die patriotische Leidenschaft zu teilen, von sich ablehnte, erfüllte sich doch mit den Eindrücken, die ihm in Berlin kamen, und setzte nachher dem Geiste, den der siebenjährige Krieg dort herangezogen hatte, ein schönes Denkmal in seiner Minna von Barnhelm.

Und auch von preußischen Jünglingen oder Männern, welche, nach Abbts Erwähnung, freiwillig sich den Kämpfern für König und Vaterland eingereiht, ist uns eine Anzahl besonders interessanter Beispiele bekannt. Mehrere Königsberger Studenten wären hier zu nennen, welche während der russischen Okkupation Ostpreußens sich aus dem Lande hinwegstahlen, um unter Friedrichs Fahnen zu kämpfen: so der dichterisch begabte Johann Georg Scheffel, eine Persönlichkeit, für deren Bedeutung nicht bloß eigene literarische Leistungen, sondern auch ein reger Verkehr mit den hervorragenden Männern der damaligen und späteren Königsberger Zeit, mit Kant, Hamann, Hippel, ein Zeugnis ablegt.[262]) Der junge L'Estocq widerstand den Bemühungen eines angesehenen Verwandten, seinen Wünschen nach kriegerischer Thätigkeit in russischen Diensten eine Befriedigung zu schaffen, wo ihm eine glänzende Laufbahn zu winken schien; durch und durch Preuße, ging er heimlich von der Universität hinweg[263]) in die Armee des Königs, um nun in dieser sich wohlverdiente Auszeichnung zu erwerben und noch in den Jahren 1806/7 die schweren Prüfungen des unglücklichen Krieges besser, als so viele andere unter den höheren Befehlshabern, zu bestehen.

Preußischen Patriotismus werden wir nicht minder unter den Beweggründen des Hallischen stud. theol. Johann Heinrich Günther[264]) zu vermuten haben, als er während des Krieges in das Heer eintrat, wo er nachmals bis zu seinem Tode (1803), inmitten so mancher Einflüsse, die den Geist der Armee abzumatten geeignet waren, durch eifrigste Pflichterfüllung und hohe Auffassung seines Berufes die schönsten Hoffnungen erweckte.

Etwas Hochgespanntes, selbst Gewaltsames tritt uns so manchmal in der Weise, wie dieser preußische Patriotismus zu Tage kommt, entgegen, und gemahnt uns wohl an die Schwere des Krieges, in welchem er emporwuchs, sowie an sein jähes Heraustreten aus den bisherigen, so ganz anders gearteten Gewohnheiten und Anschauungen des deutschen Lebens. Man lese Kleists Heldengedicht: Cissides und Paches, ganz ein Zeitprodukt, und beachte den grellen Charakter gewisser Szenen. Und noch bildeten, bei aller Bewunderung und Sympathie, welche die Person Friedrichs weit und breit einflößte, doch die eigentlichen Träger jenes zur That treibenden Preußentums eine Art eigener Gemeinde unter den Gebildeten; erst allmählich griff der in ihnen lebende Geist weiter um sich. Es begreift sich, daß es der neuen Erscheinung nicht an Anfechtungen fehlte; am wenigsten natürlich im außerpreußischen Deutschland. Der fromme Karl Friedrich Moser, ohnehin keine Natur, die an Friedrichs und seines Staates Wesen ein reines Wohlgefallen gefunden hätte, fühlte sich wenig erbaut von dem Gedanken Thomas Abbts, „aus den Kirchen honorable Werbhäuser zu machen," und beurteilte die Rede des Berliner Akademikers Beausobre über den Patriotismus sehr abfällig.[265]) Gleims Grenadierlieder und ein nicht eben glücklicher Versuch eines anderen Poeten, in „Amazonenliedern" den Preis kriegerischer Tapferkeit durch Frauenmund erklingen zu lassen, erfuhren eine Verhöhnung in den „Granadier- und Amazonen-(strom)liedern", angeblichen Nachahmungen von Kriegs- und Liebesliedern amerikanischer Wilden.[266]) In Berlin

dachte Lessing, dem patriotischen Dichterkreise befreundet und behilflich, doch darauf, in den Gedichten desselben Härten zu beseitigen, die Anstoß erregen mochten; seinerseits erlebte er dafür, daß seinem „Philotas", in welchem er Heldentum, nicht aber Patriotismus feierte, durch Gleim, der das Drama in Verse brachte, bei der Gelegenheit auch dieses Gefühl mit eingeimpft wurde.[267])

Es wird uns berichtet, ein Geheimbund, den Friedrich der Große nach dem Hubertusburger Frieden für politisch-merkantile Zwecke gestiftet, habe den Namen der „Vaterlandsfreunde" getragen.[268]) Interessanter als das Wenige, was wir hierüber vernehmen, ist uns dies, daß der König auch in seinem philosophischen Schriftstellertum, bei all seinem lebendigem Verkehr mit den Zeitphilosophen, der einreißenden Geringschätzung der Vaterlandsliebe mit größter Energie entgegentrat.[269]) Nach seiner langjährigen Arbeit an diesem preußischen Staate und für diesen Staat, stand er hier allzufest auf positivem Boden; so frei er sich sonst wohl, in seinen literarischen Reflexionen, über dasjenige zu erheben scheint, was ihm in der Praxis galt, — hier bleibt er sich gleich, und auch aus dem Schriftsteller spricht der Mann, der ganz seinem Staat gehörte. In seinen Briefen über die Vaterlandsliebe preist er diese nicht bloß als die Quelle glorreichster Thaten, sondern sie gilt ihm als ein Sittengebot, unmittelbar hervorgehend aus den Verpflichtungen eines Jeden gegen diejenige Staatsgesellschaft, deren Mitglied er sei und welcher er so Unermeßliches verdanke. Eifrigst bekämpft er die egoistisch-träge Zurückhaltung von jeder Anstrengung oder Selbstaufopferung für eine gemeine Sache. Wenn er dabei offenbar die große Masse nur wenig im Sinne hat, wenn er vielmehr hier wie überall, wo höhere und edlere Motive in Betracht kommen, ganz vorzugsweise auf den aus der Menge hervorragenden Teil der Bevölkerung zählt, so entspricht das eben nur der bekannten Art des Königs, die Menschen seiner Zeit zu beurteilen und demgemäß mit ihnen zu rechnen.[270]) Auch sein Minister v. Zedlitz wendete, in seiner schon öfters

erwähnten Abhandlung über den Patriotismus als Gegenstand der Erziehung in einem monarchischen Staate, von den Pflichten eines thätigen Patriotismus dem Adel ein solches Maß zu, daß sich dagegen der Anteil der übrigen Classen sehr leicht und bescheiden ausnahm.[271]) Mit vollem Nachdruck aber richtet sich der König, am Schlusse seiner Schrift, gegen das Weltbürgertum. Hier sieht er, der französisch Gebildete, vor allem die französischen Encyklopädisten sich gegenüber, und geht gegen diese, welche Vaterland und Vaterlandsliebe als Erzeugnisse einer leeren Einbildung dem Gelächter preisgaben, mit einer Wärme vor, die deutlich beweist, daß der ganze Mensch sich dabei beteiligt fühlt.

In der Bevölkerung aber setzte sich nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges das Gefühl desjenigen, was geleistet und was gewonnen worden war, als ein preußisches Selbstbewußtsein fest; — nur etwa so starrkatholische Gegenden wie die Grafschaft Glatz[272]) und einige schlesische Landstriche mochten davon unberührt bleiben. An diesem preußischen Patriotismus fanden jetzt Dichter und andere Schriftsteller ein Element in der allgemeinen Stimmung, auf welches sie, für die Wirkung ihrer Oden, ihrer Bühnenspiele oder sonstigen Schöpfungen, rechnen konnten und dem sie ihrerseits neue Verstärkung gaben. Am lebhaftesten trat das Gefühl begreiflicherweise, zusammenfallend mit dem begeisterten Kultus des großen Königs, in Berlin hervor. Vom Ende des siebenjährigen Krieges datirt sich dort die Gewohnheit der festlichen Begehung des königlichen Geburtstages in den bürgerlichen Kreisen. Gesellschaften thaten sich zusammen zu besonderen Feierlichkeiten im Geschmacke der Zeit — etwa Gesang vor dem Bilde des Königs, unter welchem, auf einem Altar, Spiritusflammen aus ein paar Herzen emporloderten — worauf dann Schmaus und Tanz folgten.[273]) Mochten auch einzelne Besucher von Berlin während der späteren Lebensjahre Friedrichs manches zu erzählen wissen von Aeußerungen der Mißstimmung, die, nach Berliner

Weise bestimmt und scharf, ihnen zu Ohren gekommen, so müssen wir uns doch sehr hüten zu glauben, nur der aus dem Kriege gewonnene Ruhm sei es gewesen, wovon die Anhänglichkeit der Preußen an Friedrichs Staat gezehrt und worüber man nur mühsam das Nachfolgende, die Regie und den sonstigen Druck der inneren Zustände, verschmerzt hätte.

Im Gegenteile darf man behaupten: diesem preußischen Patriotismus einen stärkeren Halt und, in den Augen seiner Träger, eine vollere Berechtigung zu geben, trugen auch die inneren Zustände und was dieselben den Unterthanen gewährten, ganz wesentlich bei. Gegenüber den abfälligen Urteilen über Preußen als einen Staat des Zwanges und der Unfreiheit, auf die ich noch in anderem Zusammenhange zurückkommen werde, überrascht uns vor allem eines: daß nicht selten ein reiches Maß von Freiheit als das Charakteristische in den preußischen Zuständen gerühmt wird. Der scheinbare Widerspruch löst sich einfach genug: wohl griff hier der Staat in solchen Punkten, in denen er es für seinen Bedarf nötig hielt, schärfer als anderwärts ein und durch; gewisse Gebiete aber, auf denen er sonderliche Beschränkung für unnötig achtete, gehörten eben zu solchen, auf denen das Freiheitsbedürfnis des Gebildeten in jenen Tagen sich vorzugsweise geltend machte und daher den gewährten Spielraum am dankbarsten empfand. Besonders würde hier zu reden sein von dem ungehinderten Fortschritte in der religiös-philosophischen Aufklärungsbewegung. Was das Verhalten der Regierung gegen die Presse betraf, so fiel jedenfalls der Vergleich mit der großen Mehrzahl der anderen Staaten nicht zu Ungunsten Preußens aus. Am meisten aber die Freiheit in der mündlichen Aussprache des täglichen Verkehres ward als eine Wohlthat gerühmt, in deren Genuß sich es der preußische Unterthan, vor allem der Berliner, wohl sein lasse. Dem ungewohnten Eindruck, den auf Fremde solch freies „Räsonniren" über Hohes und Höchstes unter Residenzbewohnern hervorbrachte, mochte dann mancher

jener Berichte von erheblichen Berliner Mißstimmungen gegen den König zu danken sein; aber lebhaft hören wir auch gegen diese irrtümliche Auffassung Einsprache erheben,[274]) und den „duldenden Geist", mit welchem Friedrich den Urteilen und Meinungen ungehinderten Umlauf gelassen, bezeichnet der Hannoveraner Ernst Brandes, keineswegs ein vorbehaltloser Bewunderer des preußischen Wesens, als einen Quell des Enthusiasmus, den der preußische Unterthan für seine Regierung empfinde.[275]) Man versetze sich in die Atmosphäre anderer Residenzen jener Tage, mit dem Nimbus um höchste Personen, mit der Menge von Unterthänigkeit, dem Geheimnis in dem Regierungswesen, der Empfindlichkeit für jede unbefangene Besprechung desselben als einer allen gemeinsamen Sache! Dem gegenüber in Berlin ein Fürst, welcher, eines eigentlichen Hofes fast ganz entbehrend, schon in jungen Jahren als Schriftsteller wie als Feldherr ans helle Tageslicht gekommen, fürstliche Diener, welche, ebenso wie an oberster Stelle der Fürst selbst, vor allem als Mitarbeiter am Dienste des Staates sich darstellten; kein sonderliches Geheimhalten vieler Dinge, von denen zu reden anderwärts für „Verräterei" gegolten haben würde;[276]) in den Aeußerlichkeiten ein Vorherrschen militärischer Formen, durch welche denn aber doch einfach menschliches Fühlen und Denken sich oft eher zur Erscheinung durcharbeiten mochte, als durch das gedunsene, geschraubte und mysteriöse Wesen an anderen Orten.

Der Fremde, so heißt es in einer Charakteristik der Berliner Sitten aus jener Zeit, höre hier mit allen Merkmalen des Erstaunens die dreisten und freimütigen Gespräche einer Nation, die er vielleicht, nach den Schilderungen einiger auswärtiger Schriftsteller, sich unter dem Joche einer drückenden Despotie seufzend gedacht habe.[277]) „Er wundert sich zuerst, an der Tafel eines Kaufmanns die dreisten Urteile über die ersten Diener des Staates und deren Einsichten und Kenntnisse zu hören; aber seine Verwunderung wächst, wenn er sogar an der Tafel eines

königlichen Bedienten den freimütigsten Tadel über Regierung und Verwaltung des Staates, die kühnsten Beurteilungen über öffentliche Handlnngen und nicht selten die feinsten Anmerkungen über das Privatleben des Monarchen selbst vernimmt. Mit Zittern forscht der Italiener, aber vergebens, nach einer Staatsinquisition, mit blasser Furcht der Franzose nach einer Bastille, und nur der freimütige Britte ruft mit einem Freiheitsentzücken aus: „Gott verdamme mich, in Berlin ist's wie bei uns!" Es wird auch von Mißbrauch dieser Freiheit gesprochen,[278]) daß wir uns wohl an Goethes bekanntes Wort von des Königs eigenen Lumpenhunden, die er über diesen habe räsonniren hören, erinnert fühlen; es wird, offenbar im Hinblicke auf uns schon bekannte Poesie und Prosa in einem Berliner Journale, darauf hingewiesen, daß Freiheitsenthusiasten in ihren Schriften etwas gewagt hätten, desgleichen in ihren Republiken vielleicht mit dem Tode bestraft worden wäre, nämlich Deutschlands Einwohner zur Fürstenverjagung aufzufordern. Kein besserer Beweis für die Vortrefflichkeit der Monarchie lasse sich aber denken, als daß sie ruhig solche Tollheiten ertrage und sie mit Verachtung behandle. — Und ganz ähnlich sagt denn auch ein anderer Schriftsteller:[279]) Die Freiheit des vernünftigen Menschen könne in keiner der gerühmten Republiken größer sein als in dem preußischen Staate. „Man spricht mit gleicher Freiheit von der Religion, wie von den Gebrechen des Staates, beurteilt den König so gut wie seinen Nachbar; und doch ist Patriotismus und Liebe für den König der Grundzug der Nation, weil er bei richtiger Beurteilung nur immer mehr und mehr gewinnen kann."

Und wenn neben der Religions- und Denkfreiheit, „welche den preußischen Staat bevölkert habe", als ein Hauptgegenstand übereinstimmender Genugthuung die gute Justiz in Betracht kam, so schätzte man auch an ihr, neben ihrer positiven Leistung in Unparteilichkeit, Schnelle u. s. w., ihre Zurückhaltung in vielen Stücken, in welchen ander-

wärts der Mensch seine Freiheit beengt und seine Person arg behandelt sehe. Eine milde Regierung, so hieß es,[280]) schone das Leben des Verbrechers, mindere die Zahl der Unglücklichen, die in anderen Ländern von Galgen und Rad und Landesverweisungen bedroht würden. Kein unglückliches Mädchen werde durch beschimpfende Gesetze zum Kindesmord getrieben, sondern vor der Verfolgung und Schmähsucht der Splitterrichter gesichert. Keine Kenschheitskommission erzwinge die Heirat eines Pinsels mit einer feilen Dirne; keine ewige Ehe nage durch fortgesetzte Kränkungen am Leben ungleichgesinnter Gatten.

Was endlich noch in vorzüglichem Maße zur Steigerung der Anhänglichkeit an Friedrichs Regierung beitrug, und zwar indem es mit dem Beifall der Aufgeklärten und Freiheitsfreunde den Dank der breitesten, untersten Schicht auf sich vereinigte, das war seine Fürsorge für die Bauern. Zwar weiß man, wie er hier eine Linie zu überschreiten Bedenken trug, hinter welcher nicht alle zeitgenössischen Regierungen zurückblieben — daß er den, auch ihm nicht fremden Gedanken einer Aufhebung der Leibeigenschaft fallen ließ. In dem bestehenden Rechtsbesitze aber den Bauer energisch zu schützen, ihn vor jeder Unbill des Mächtigen zu wahren, seine Lage zu bessern und seine Kräfte zu mehren, das erkannte man als ein Ziel, auf welches unablässig das Auge des Königs gerichtet sei. Der Arnoldische Prozeß mit dem bis aufs Aeußerste getriebenen Einschreiten des Königs gegen Edelleute und Behörden zu Gunsten eines armen Müllers machte nach dieser Richtung einen tiefen Eindruck. Wollte man doch bemerken, daß in Folge des Ausgangs dieses Prozesses die Gerichte schüchtern geworden seien, in Streitfällen zwischen Edelleuten und Bauern gegen die letzteren zu entscheiden; sowie wir auch behaupten hören, um der bauernfreundlichen Haltung des Königs willen sei mancher Große nicht von dem Patriotismus erfüllt, welchen der König nach seiner Fürsorge für den Bestand des Adels erwarten könnte.[281]) Nirgends, so rühmte man, gelte der

Bauer so viel als unter diesem König, in dessen Augen er der erste Mann im Staate sei.[282]) Den Bauer aber überhaupt hier einigermaßen dem Staate näher zu bringen, namentlich auch das Gefühl der Teilhaberschaft an dem Ruhme des Staates in ihm zu beleben, diente seine Rolle im Heere; dank dem von Friedrichs Vater gegründeten Kantonsystem, wurde er hier in geregelterer Weise, als es anderwärts den Inländern widerfuhr, und zu einer weit erträglicheren und menschenwürdigeren Art des Dienstes beigezogen, als er in Preußen selbst auf den angeworbenen Ausländern lastete.

Die angeführten Beweise einer lebhaften Empfindung für das, was der preußische Staat den Seinen biete, sind aber um so höher anzuschlagen, als sie zum Teil mit freimütigsten Bemerkungen über die Mängel in diesem Staate und mit Zeichen eines lebhaften Gefühls für das, was an demselben auszusetzen oder noch zu wünschen bleibe, begleitet sind. Aber was mangelhaft sei, so heißt es dann wohl, das liege nicht im System, und soweit es im System liege, werde es durch Preußens politische Verhältnisse entschuldigt.[283]) Man könne behaupten, daß dieser Staat plötzlich aus einem Kinde zum Riesen geworden; dies schnelle Wachstum habe viele Kräfte erschöpft, und ein Magen, der einen solchen Körper zu ernähren habe, dürfe den Händen und Füßen nicht faul zu sein gestatten; er dürfe auch nicht ans Feistwerden denken, sondern müsse „nur bloß so für den Unterhalt des Lebens verdauen." Zu den damals nicht ungewöhnlichen Vergleichen zwischen preußischem und spartanischem Wesen stimmt nicht übel die Antwort eines preußischen Schriftstellers auf die ungünstigen Vergleiche zwischen dem Wohlleben in Oesterreich und der preußischen Hungerleiderei. Nicht der Schwelger sei glücklich, wie sehr auch das Loos des schmausenden Wieners gepriesen werden möge. „Der Mann von Seele wird das kärgliche Berlin, die frugalen Provinzen Friedrichs noch immer dem am Materiellen klebenden Oesterreich vorziehen.

Ille dapes laudet mensae brevis, ille salubrem
Justitiam, legesque et apertis otia portis:[284])
(Preis sei dem Tisch mit bescheidenem Mahl, der Gesetz' und des Rechtes
Heilsamer Macht, und der Ruh' auch bei unverschlossenen Thüren!)

Immer von neuem aber wird man in den Kundgebungen des heranwachsenden preußischen Patriotismus auf eines geführt: Von den Siegespredigten im siebenjährigen Kriege, in denen namentlich Friedrichs persönliche Selbstaufopferung als ein Motiv der Erbauung vor die Augen gerückt wird, bis zu dem Tumult vor der Berliner Buchhandlung, deren patriotischer Besitzer unmittelbar nach Friedrichs Tode die soeben entstandene Ode Schubarts auf den König in mehreren Tausend Exemplaren gratis verteilen ließ und endlich polizeilicher Hilfe bedurfte, um sich des stürmischen Menschenandrangs zu erwehren — überall tritt uns eines entgegen: daß nämlich gar nicht hoch genug die Bedeutung angeschlagen werden könne, welche eben dieser Persönlichkeit für diesen Staat und für das in ihm emporkommende Vaterlandsgefühl beiwohnte. Und unwillkürlich wird man, indem man sich in jene Tage versetzt, von einer Besorgnis angewandelt, was aus diesem jungen Patriotismus werden solle, wenn Friedrich dahin und der Nachfolger nicht dazu angethan sei, sein eigenes Verhalten mit den Erinnerungen an den großen Toten in den vollen Einklang zu setzen.

In ganz wesentlichen Beziehungen stach ja nun bekanntlich schon bald die Richtung des Nachfolgers gegen die des großen Friedrich beträchtlich ab. Daß indes sofort der preußische Patriotismus darunter gelitten hätte, könnte man kaum sagen. Zunächst diente natürlich des großen Mannes Hintritt selbst ganz unmittelbar dazu, das Bild desselben noch einmal mit verstärkter Kraft den Ueberlebenden zu vergegenwärtigen. Die Veröffentlichung von Friedrichs nachgelassenen Schriften und was sonst geschah, das ihn Angehende der Vergessenheit zu entziehen, wirkte darauf hin, daß sich die Vaterlandsfreunde mit erhöhtem

Eifer in der Verehrung des Helden und im Gefühle für Preußens Größe zusammenfanden. Andererseits schien aber auch der neue König durch Beseitigung manchen Drucks die Empfindungen der Unterthanen in ein noch besseres Verhältnis zu dem Staate zu bringen, in dessen Namen sie gerade zuletzt durch Einrichtungen, wie die französische Regie der indirekten Abgaben, so arg belästigt worden waren. Daß man in die Armee einen menschlicheren Hauch eindringen zu lassen suchte, wurde dankbar anerkannt, und ganz in Thomas Abbts Geiste war es, wenn Feldmarschall von Möllendorf in einem sehr beifällig aufgenommenen Parolebefehl den Wert des volkstümlichen Elements in der Armee,[285]) der ausgehobene und nur zeitweise von Pflug und Werkstatt unter die Fahne tretenden „Einländer", gegenüber der Masse der angeworbenen Ausländer betonte, in denen wohl viele Offiziere den eigentlichen Kern der Armee erblickten. Und wenn von Hof und Regierung deutsche Sprache und Literatur aus der bisherigen Zurücksetzung hervorgezogen, wenn jetzt endlich die Sänger Friedrichs von dort einer Aufmerksamkeit froh wurden, die er selbst ihnen versagt hatte, so schwand auch damit ein Anstoß, der früher eben den besten Patrioten am unbequemsten geworden war. Unter den Männern der Regierung war es vor allen Hertzberg, welcher, seinen ganzen Ehrgeiz in die Erhöhung Preußens setzend, nichts unterließ, durch seine akademischen Festreden, wie durch seinen Verkehr mit der publizistischen Presse und anderes mehr, Staat und Regierung für alle Gebildete zu einem Gegenstande freudiger Wertschätzung zu machen. Dazu nun die ersten Eindrücke, als unter seiner Leitung Preußens auswärtige Politik aus der sorglichen Selbstbeschränkung heraustrat, in welcher Friedrich sie zuletzt gehalten! Die so überaus leichte Wiedereinführung der Oranier in die erbstatthalterliche Würde durch den kurzen holländischen Feldzug von 1787, die Haltung, welche Preußen, mit den Seemächten im Bunde, zu dem österreichisch-russischen Türkenkriege einnahm, die Beziehun-

gen zur Türkei, zu Schweden, zu der polnischen Patriotenpartei, zu der Opposition in Josefs II. Staaten, und die Entwürfe, die Hertzberg darauf baute oder die man ihm zuschrieb, — alles erfüllte mit großen Erwartungen und brachte den preußischen Staat wieder so recht in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Sah man dagegen von den anderen Großmächten Frankreich in seinen finanziellen und konstitutionellen Verlegenheiten, Oesterreich während des, anfangs (1788) so unglücklichen, Türkenkrieges gleichfalls im eigenen Innern voll Unruhe und Mißbehagen, — wie schien da doch Preußen die Mittel und Umstände zur Verfügung zu haben, um Größtes auszurichten. Und der preußischen Armee den Preis zu versagen, daß sie die erste in Europa sei, ließ sich besonders nach der neuen, in Holland abgelegten Probe kaum jemand in Europa ernstlich in den Sinn kommen.

Einen starken Reiz, wie ihn eben hervorstechende fremde Urteile über Gegenstände unseres eigenen lebhaften Interesses auf uns zu üben pflegen, brachten damals Mirabeaus schriftstellerische Leistungen über die preußische Monarchie auf die Berliner Lesewelt hervor. Mit einer außerordentlichen Anerkennung für den welthistorischen Beruf dieses Staates verknüpft sich hier eine systematische Gegnerschaft gegen so manche Gesichtspunkte Friedrichs des Großen. Es kamen dazu die Bosheiten, welche, aus Mirabeaus Feder geflossen oder ihm untergeschoben, durch seine französischen Feinde in der „Geheimen Geschichte des Berliner Hofes“ veröffentlicht wurden. Durch Uebersetzungen, Besprechungen, Auszüge alsbald einem weiteren Publikum zugänglich gemacht, diente das eine wie das andere dazu, das preußische Selbstgefühl entweder zu nähren oder aufzuregen und aufzustacheln.

Wie aber überhaupt in Preußen der eigene Staat an dem Denken und Empfinden des Einzelnen einen weit größeren Anteil hatte als anderwärts in Deutschland, verrät sich an preußischen Schriftstellern jener Tage auch da,

wo ihre Erörterungen keineswegs ausdrücklich auf ihn gerichtet sind. Garve untersucht, in seinen damals so hochgeschätzten Erläuterungen zu Ciceros Buch von den Pflichten, die sittlichen Gebote für den Verkehr zwischen Staat und Staat nicht, ohne daß man deutlich durchfühlt, wie ihm dabei Verhältnisse, in denen der preußische Staat sich bewegte oder kürzlich bewegt hatte, vorschwebten. Bedeutende Wortführer der Berliner Aufklärung kennen und schätzen, anders als so viele ihrer Sinnesverwandten im mittleren oder südlichen Deutschland, ein Vaterland, dessen sie sich freuen und an welchem sie sich einen Hintergrund für ihre Thätigkeit gegeben finden. Nicolai, so oft als der echte Typus dieser Aufklärung genannt, ist ein gut preußischer Patriot. Auf jener Reise durch Deutschland, deren Beschreibung ihn um mancher Wunderlichkeiten willen so vielen Spott einbringen sollte, trägt er getreulich sein preußisches Vaterland im Sinne, und die Beziehungen, in welchen das von ihm Beobachtete zu preußischen Verhältnissen und Interessen stehe, läßt er nicht aus den Augen.

Sechster Abschnitt

Preußen und das deutsche Nationalgefühl

Hatte nun der preußische Staat, durch allen Kosmopolitismus der Zeit-Atmosphäre hindurch, die Anfänge eines thatkräftigen, ihm selbst gewidmeten Patriotismus in sich zu entwickeln vermocht, so könnte es wohl scheinen, als sei es die Lust am Gegensatze, die mich bestimme, jetzt noch einmal die Frage nach einem Vaterlandsgefühle zu erheben, das dem ganzen Deutschland als einer politischen Gesamtheit gegolten hätte.

Daß mich noch andere Gründe dazu veranlassen, wird sich bald herausstellen. Groß genug ist ja aber der Gegensatz, der uns hier vor Augen tritt, allerdings. Als die einzige, ganz Deutschland umfassende Form stand das Deutsche, oder, nach seinem eigentlichen Titel, das Römische Reich deutscher Nation da, und so lange es stand, mußten Wünsche und Bestrebungen für deutsche Gesamtzustände immer mit ihm rechnen. Welch ein politischer Organismus wäre nun aber wohl weniger als dieser geeignet gewesen, um den Deutschen des vorigen Jahrhunderts mit einem Interesse zu erfüllen, das bei dem einen gegen die partikularistischen Gefühle, bei dem anderen gegen das Weltbürgertum hätte aufkommen sollen? „Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich

bei uns kein Curtius in den Abgrund," [286]) sagt Justus Möser. Iselin, der Schweizer, voll Liebe für das eigene Vaterland, weiß für einen deutschen Freund keinen andern Rat, als „noch eine Weile das Ganze aus den Augen zu setzen und sich dahin zu bestreben, an den Höfen würdige und tugendhafte Gemüter aus der Schlafsucht zu wecken." [287]) Der deutsche Freund, dem er diesen Rat mitteilt, ist niemand anderes als Karl Friedrich Moser, uns schon hinlänglich bekannt als bester Reichspatriot und unermüdlicher Ankläger der Nichtachtung für Reich uns Reichsverfassung. Eben er aber, wie spricht er sich über den bestehenden Reichszustand aus? Er blickt auf die Gemeinsamkeit der Sprache, des Oberhauptes, der Verfassung, durch welche das Land der Deutschen verbunden sei, „an innerer Macht und Stärke das erste Reich Europas; und doch, so wie wir sind," fährt er fort, „sind wir schon Jahrhunderte lang ein Rätsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Irrungen, . . . ein großes und gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber sehr bedauernswürdiges Volk." [288])

Und als, zwanzig Jahre später, ein Landsmann des Schweizer Iselin, der berühmte Johannes Müller, in seiner praktischen Beschäftigung mit deutschen Dingen sich darauf angewiesen sah, lebhafter als die meisten Deutschen das ganze Deutschland und dessen Verfassung zum Gegenstande seiner politischen Fürsorge zu machen, — welchen Anklang fand er da bei einem ihm nahestehenden Deutschen, und zwar bei einem Manne von durchaus konservativer Gesinnung und sehr mildem Urteile? „Was ich aber nicht so ganz mit Ihnen fühlen kann," schrieb damals Friedrich Heinrich Jakobi an Müller, „das ist Ihr deutscher Patriotismus. Wir sind ein armes Volk und ich sehe gar nicht ab, wie es besser mit uns werden soll. Das Menschenverständige verschwindet allmählich ganz aus unserer Verfassung, alle ihre Einrichtungen

werden so sinnlos, so abgeschmackt, so lächerlich, daß man oft mit einem: »Herr erlaube uns, daß wir unter die Säue fahren« von ihr Abschied nehmen möchte."[289])

Gewisse Beziehungen aber lassen sich bei alledem aufführen, nach denen hin diese Reichsverfassung im Vergleich mit einer anderen deutschen Einigungsform einer späteren Zeit, mit der Bundesverfassung von 1815, uns doch in manchem Vorteile erscheint. Für ansehnliche Striche des westlichen Deutschland war sie noch immer — schon an anderer Stelle hat das Erwähnung gefunden — ein thatsächliches Bedürfnis; bei der Kleinheit und Schwäche der dortigen Partikulargewalten mußten die Reichs- und Kreisbehörden in Justiz, Polizei u. s. w. vielfach ergänzend eintreten für das, was die einzelnen Landesherren oder Kommunen aus ihren besonderen Mitteln nicht zu leisten vermocht hätten. Was ich aber hier hauptsächlich im Auge habe, ist anderer, ja ich möchte fast sagen entgegengesetzter Natur. Eben wegen der Seltenheit der Fälle, wo man in dem übrigen, weitaus größten Teile Deutschlands von einem wirksamen Eingreifen der Reichsgewalten etwas zu hören oder zu fühlen bekam, blieb hier die Reichsverfassung, bei aller Mißachtung, doch von dem lebhaften Widerwillen verschont, der sich in unserem Jahrhundert gegen Bundesverfassung und Bundestag erhoben hat. Wurde der letztere namentlich übel angesehen als ein Apparat zu einer konzentrirten Bekämpfung alles dessen, was der fürstlichen Gewalt hinderlich schien, so war an ähnliches bei Reichstag und Reichsbehörden schon wegen der konfessionellen und sonstigen Gegensätze, die jede Konsequenz eines positiven Zusammenwirkens in ihnen lähmten, nur in sehr beschränktem Maße zu denken; ja, wenn das Emporkommen des fürstlichen Absolutismus in den deutschen Landen vielfach zusammengehangen hatte mit der zunehmenden Erlahmung der Reichsgewalten, so behaupteten die letzteren einen gewissen Wert in den Augen der Menschen als eine Stelle, wo unter Umständen doch noch immer einige Rechtshilfe auch gegen fürstliches

Belieben zu finden wäre.[290]) Speziell die kaiserliche Gewalt pflegte, soweit nicht besondere Gegengründe obwalteten, in Streitigkeiten zwischen Fürsten und Landständen ein Interesse darin zu finden, sich den letzteren günstig zu erweisen. Wichtiger noch war es, daß durch den Westfälischen Frieden den Reichsbehörden in der Obliegenheit, die Konfession der Unterthanen nach Maßgabe dieses Friedens auch gegen den andersgläubigen Landesherrn zu beschützen, eine Aufgabe zugewachsen war, die von Zeit zu Zeit auch unter den Protestanten Norddeutschlands der Teilnahme für das Reich einige Auffrischung gab. Eben die Abwesenheit höherer nationaler Ansprüche unter den Deutschen jener Tage machte es dann möglich, daß durch die gänzliche Unfähigkeit dieses Reiches zu jedem schöpferischen Wirken selbst Männer, wie Wieland oder Schlözer, nicht verhindert wurden, gelegentlich, nach den angedeuteten Richtungen hin, mit Achtung vom Reiche zu sprechen. Was dasselbe that oder thun sollte, um Individuen, Korporationen, Religionsparteien vor Willkür zu schützen, das kam dann vor allem in Betracht. Jetzt, wo sich die Frage nach Schranken für die fürstliche Gewalt so lebhaft erhob, durften Staatsrechtslehrer wie Häberlin auf Anklang rechnen, wenn sie auf Deutschland als das einzige Land in Europa hinwiesen, wo der Unterthan auch gegen den eigenen Fürsten an einer höheren Stelle sein Recht finden könne.[291]) Nur freilich, daß dann doch rasch ein melancholisches Bekenntnis zu folgen pflegte: die thatsächliche Geltung von alledem, mindestens soweit sich's um die mächtigeren Fürsten handle, hänge doch durchaus von dem guten Willen der letzteren oder der zufälligen politischen Konstellation ab; die Reichsverfassung an sich sei ein ohnmächtiges Wesen.

Da sollte nun aber, kurz vor dem Zusammensturz des alten Zustandes von Europa, der Name des Reiches noch einmal zu einem ungewohnten Ansehen gebracht

werden. Von zwei einander gegenübertretenden Parteien legte jede Wert darauf, die Ehre und das Interesse des Reiches in genauer Verbindung mit den eigenen Bestrebungen erscheinen zu lassen. Die eine Partei wurde durch den Kaiser und die Freunde des österreichischen Hauses gebildet. Das merkwürdigste aber war der enge Zusammenhang, in welchen auf der anderen Seite Name und Sache des Reiches mit jenem preußischen Staate geriet, welcher, nach seiner innersten Beschaffenheit ein so ganz anderes Wesen als das Reich selbst, jedes Gefühl einer Zugehörigkeit zu diesem über dem starken, eigenen Bewußtsein verloren zu haben schien, — mit demselben Staate, gegen welchen ein paar Jahrzehnte vorher das österreichische Haus, im siebenjährigen Kriege, die Autorität und die Waffengewalt des Reiches in aller Form in Bewegung zu setzen imstande gewesen war.

Eben auf diesen siebenjährigen Krieg aber müssen wir zuvörderst noch einmal mit einem Worte zurückgehen. Einige Andeutungen über den Raum, den eben durch diesen Krieg und seit demselben der preußische Staat bereits in den Gedanken und Empfindungen der Deutschen eingenommen hatte, sind notwendig, um den Eindruck des Fürstenbundes von 1785 — und dieser ist es, von dem alsdann zu reden sein wird — recht zu begreifen.

Kaum ist es wohl irgendwo vorher oder nachher erlebt worden, daß in einer Nation die glückliche Selbstbehauptung des einen Teiles in einem Kampfe, in welchem der andere, mit den verfassungsmäßigen Autoritäten an der Spitze, auf der entgegengesetzten Seite figurirte, unmittelbar nach Abschluß des Friedens zu einem so volkstümlichen Gegenstande werden konnte, als unter den Deutschen das ruhmreiche Hervorgehen Preußens aus dem siebenjährigen Kampfe. Solche Worte, wie das des scharfblickenden Möser[292]): „Unser historischer Stil hat sich in dem Maße gebessert, wie sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht hat," setzen in ein recht helles Licht, wie sehr

der Glanz der preußischen Waffen als Sache gemeinsamer Genugthuung empfunden wurde.

Aus dem vielen, was dazu beigetragen hat, auf solche Weise in diesem Kriege und beim Rückblick auf denselben das deutsche Bewußtsein mit dem preußischen fast zusammenfallen zu lassen, sei hier nur etwas vom Handgreiflichsten hervorgehoben. Wie man während des Kampfes das deutsche Kaiserhaus im Vollgenuß seiner außerdeutschen Besitzungen und Verbindungen nicht bloß „Panduren und Kroaten" herbeibringen, sondern nicht minder Russen, Schweden, Franzosen über deutsche Lande, auch nichtpreußische, hereinziehen sah, so verstand sich vor allem eines von selbst: daß in diese plötzliche Franzosenfreundschaft die deutschen Bevölkerungen sich nicht so schnell zu finden vermochten als es, dank der Kunst eines Kaunitz, der Politik des Kaiserhauses gelungen war. Nichts Geringes wollte es doch besagen, wie in dem Jubel über die Schläge, welche die Franzosen bei Roßbach bekommen hatten, Tausende von guten Deutschen ohne Bedenken auch den durch den Kaiser in Bewegung gesetzten Reichstruppen den reichlichen Anteil gönnten, der von diesen Schlägen auf sie gefallen. Gleim[293]) durfte in seinen Siegesliedern Franzosen und Reichsvölker ganz gleichmäßig verhöhnen, durfte in einem Atem von der „Bändigung des stolzen Wien" und der „Freimachung Deutschlands" singen. Und der Freiherr von Schönaich, geborener Lausitzer und früher in kursächsischen Diensten, widmete 1760 eine neue Auflage seines Heldengedichtes: „Arminius", dem preußischen Könige als demjenigen,

Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget.[294])

Und so entsprach denn auch gewiß weitverbreiteten Stimmungen der Gedankengang, welchen Nicolai in seinem schon oben erwähnten Roman den guten Sebaldus Nothanker durchmachen läßt. Aus seiner höchst ergötzlichen Verlegenheit, welches Vaterland er denn eigentlich bei der

beabsichtigten Predigt vom Tode für das Vaterland in den Sinn nehmen solle, wird Sebaldus durch den Umstand, daß er auf der Seite von Preußens Gegnern Frankreich erblickt, herausgerissen; in Preußen findet er nun das Vaterland, über welchem er auch ohne Schwierigkeit das Ländchen, dem er selbst angehört, und das Kontingent, mit welchem dasselbe in der Reichsarmee gegen Preußen vertreten ist, vergißt. Nicht anders wird denn auch in späteren Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg der Gegenwehr gegen die Bundesgenossen des kaiserlichen Hauses, gegen die Franzosen, am Rhein und in Westfalen, einfach als eines Kampfes für die Sache des ganzen deutschen Vaterlandes gedacht.[295])

Wegen des besonderen Reizes für uns jetzige Deutsche mögen hier noch einige kecke Worte Erwähnung finden, worin diese Neigung, die preußische Sache im siebenjährigen Kriege sich mit der Sache des ganzen Deutschlands zusammenzudenken, bei dem sonst so nüchternen Schlözer in einem erregten Momente seiner Jugend zum Ausdruck kam. Hörten wir ihn in seiner Autobiographie die Bedrängnisse seiner Petersburger Tage von 1764 als die erste Gelegenheit bezeichnen, bei welcher er sich Deutschland als eine Einheit gedacht habe, so können wir ihm aus einem seiner Briefe nachweisen, daß ihm schon als dreiundzwanzigjährigem Jünglinge dieser Gedanke einmal durch den Sinn gegangen war, und zwar damals als Phantasie von einer durch Preußen hergestellten Einheit. Lebhaft bewegt durch die bedrängte Lage des „trostlosen Königs von Preußen" in dem Winter von 1758 auf 1759, hatte er zu dieser Zeit einem Freunde geschrieben: da er Deutschland unter Einen Herren wünsche, möge es nun der ..... oder der König von Preußen sein, so träume er einen schönen Traum: wie letzterer, um seiner Feinde Herr zu werden, damit anfangen müsse, sich ganz Deutschland zu unterwerfen.[296])

An die Eindrücke des Krieges knüpfte sich, unmittelbar nach Beendigung desselben, die Bewunderung für Friedrichs

unermüdliche Sorgfalt um Wiederaufrichtung seiner aufs tiefste erschöpften Lande. Mochten auch manche seiner leitenden Grundsätze durch neuere Theoretiker der Volkswirtschaft Anfechtung erfahren, — in unzähligen Stücken wurde doch der preußische Staat noch weit mehr, als er es schon vor dem Kriege gewesen, ein Muster für andere und, indem nun so allüberall nach preußischer Art reformirt und exerzirt ward, natürlich auch dadurch dem Sinne eines jeden Deutschen noch näher gebracht. Als sodann der baierische Erbfolgekrieg Deutschland in Aufregung setzte, gab es nicht abermals blendende Probestücke der Kriegskunst und des Heroismus; von vornherein aber traf die Rolle Preußens in dieser Angelegenheit, in welcher es das einst so bitter verfeindete Sachsen an seiner Seite hatte, auf Sympathien nicht bloß bei den Reichsständen, sondern auch bei Bevölkerungen. Der protestantische Norddeutsche wurde nicht dazu gebracht, durch die aufklärungsfreundliche Persönlichkeit Josefs sich sonderlich für Oesterreich umstimmen zu lassen; wohl aber gewann der preußische Name in Süddeutschland zu dem protestantischen Württemberg, welches in ihm einen Schutz für seine Verfassung und sein Kirchentum gegen den katholischen Herzog ehrte, an Baiern ein ganz katholisches Land, wo Geistliche und Laien momentan in der Glaubensverschiedenheit kein Hindernis fanden, sich den preußischen Schutz gegen die Verschlingungsabsichten des katholischen Oesterreich gern gefallen zu lassen. Minister von Hertzberg unterließ nicht, in seinen Staatsschriften sowohl wie in seiner Korrespondenz mit Männern von Mösers Art die deutsche Saite anzuschlagen. Wie gern hätte er Friedrich den Großen noch in dessen Alter für das aufblühende Schriftenwesen in Deutschland erwärmt! Auf seine Veranlassung verfaßte der König (1780) die Abhandlung über die deutsche Literatur, die nur leider in der Beurteilung dessen, was diese Literatur leistete, so ganz anders ausfiel, als es der Minister wünschen mußte. Wie dem brennenden Eifer Hertzbergs, seine politischen Gesichtspunkte

überall zur Geltung zu bringen, auch seine akademischen Reden dienen sollten, geschah es in ganz patriotischer Tendenz, daß die eine dieser Reden die Ueberlegenheit der alten Deutschen über die Römer zu erklären und zugleich den Beweis zu führen suchte, daß die Völker, die in den Tagen der Völkerwanderung den germanischen Namen so groß gemacht und Europa eine neue Gestalt gegeben, hauptsächlich den zur Zeit preußischen Landen ihren Ursprung verdankten.[297])

Daß es auch an Gegenwirkungen gegen alles, was so zu Gunsten Preußens sprach und gesprochen wurde, nicht fehlte, kann man sich leicht vorstellen. Schlözer findet es 1778 angemessen, dem preußischen Minister von Zedlitz ausdrücklich zu betenern, daß er nicht mehr in den Vorurteilen stecke, die man in so vielen deutschen Provinzen noch gegen die preußische Regierung habe. Eben in dem Staate, welchem Schlözer angehörte, in Hannover, war man ja an das Gefühl eines gewissen Gegensatzes gegen den großen Nachbarstaat und dessen Eigentümlichkeiten besonders gewöhnt. In Sachsen ließen die Erinnerungen an den harten Druck der preußischen Okkupation im siebenjährigen Kriege nur schwer eine Befreundung der dortigen Landesart mit dem ihr so vielfach unähnlichen preußischen Wesen aufkommen. Die starke Verschiedenheit des Volkscharakters und aller Verhältnisse, damals ungleich mehr als jetzt in die Augen tretend, bereitete auch in Süddeutschland den Sympathien für Preußens Herrscher und Volk nicht geringe Hindernisse. In der Kleinstaatenwelt Schwabens und der Rheingegenden, unter geistlichen Fürsten, Reichsgrafen, Reichsrittern und Reichsstädten, fand das kaiserliche Ansehen allezeit seine Anhaltepunkte. „Es ist immer in Deutschland eine Partei gewesen, welche sich mit großer Schlauigkeit ein eigenes Geschäft daraus macht, den preußischen Staat von der ungünstigen Seite darzustellen," bemerkt Nicolai bei Erwähnung der Vorurteile gegen Preußen, die er auf seiner Reise durch Deutschland, im Anfang der achtziger Jahre, in Schwaben gefunden.[298])

Für einen Mann wie Karl Friedrich Moser mußte es ein Schmerz bleiben, daß durch Friedrichs II. Emporsteigen die Hoffnung auf die Wiedererstarkung des kaiserlichen, eng an Oesterreich geknüpften Ansehens sich fast ganz verflüchtigt hatte. Dazu das Mißfallen des positivgläubigen Christen an Friedrichs II. freien Ansichten und an der Berliner Aufklärung, der Widerwille gegen den militärischen Typus, welcher durch das preußische Muster in den Regierungen Platz gegriffen hatte, auch das Unbehagen an dem „knickerigen und knauserigen Wesen," welches man in der scharfen Beschränkung des preußischen Staatsaufwandes auf das greifbar Nötigste erblickte.[299]) Bei aller Bewunderung für den preußischen Waffenruhm achtete sich doch mancher rheinländische oder schwäbische Mann für berechtigt, auf den Preußen als den unfreieren Menschen mit Leibweſen herabzusehen,[300]) und wenn Moser in seiner Anerkennung von Friedrichs Größe es nur bedauerte, daß der König keine Welt für sich allein habe, so mag er in dieser Empfindung ebensowenig allein gestanden haben als Wieland, indem er an einen Freund schrieb: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glücke, unter seinem Stocke sive Szepter zu stehen, bewahre uns der liebe Herrgott." Daneben lehnte man sich schon damals gegen das „Berlinertum", gegen Bedeutung und Anspruch der preußischen Hauptstadt auf. „Ein Wort über die vielen antiberlinischen Schriften in unseren Tagen" lautete der Titel eines Aufsatzes in der Berliner Monatsschrift von 1785, und nicht unansehnlich war die Reihe der Literatur-Erzeugnisse, die es hier zu mustern gab.[303])

Aber alles Widerstrebende schien nun doch seine Kraft zu verlieren und was Preußen für Deutschland und Deutschland durch Preußen sein und werden könne, schien weit über alle Erwartung hinaus zur Geltung kommen zu sollen, als im Jahre 1785 die Stiftung des Fürstenbundes erfolgte. Schon öfters ist die damalige Lage der

Dinge in Deutschland berührt worden. Josefs II. Willkür gegenüber einer ganzen Anzahl minder mächtiger Reichsstände, die bedrohte Unabhängigkeit derselben, die Unlust des Kaisers, sich in Durchführung seiner Zwecke an den Rechtszustand zu kehren, hatten in den Kreisen der weltlichen wie geistlichen Fürsten ärgste Besorgnisse hervorgebracht. Die erneuerten Absichten Oesterreichs auf Baiern hatten Friedrich den Großen, der diesen Absichten bereits im baierischen Erbfolgekrieg entgegengetreten war, jetzt veranlaßt, in Errichtung jenes Bundes sich eine Stärkung zu verschaffen und an der Spitze desselben den Bestrebungen Josefs ein Ziel zu setzen. Das ganze Deutschland wurde um die Mitte der achtziger Jahre in lebhaftester Spannung gehalten durch diese Parteiung, in welcher man, Oesterreich gegenüber, Preußen und, mit Preußen vereinigt, Hannover und Sachsen, aber auch den Kurfürsten von Mainz und dazu noch mehrere mindermächtige Mitglieder des Reiches erblickte. Daß man in diesem Gegensatze beiderseits lebhaft bemüht war, auf die öffentliche Meinung in Deutschland einzuwirken, ist schon zu anderer Gelegenheit erwähnt worden.

Dabei schien nun für die publizistischen Vertreter des österreichischen Standpunkts, nach oberflächlicher Betrachtung, nichts näher zu liegen, als den Umstand, daß auf ihrer Seite der kaiserliche Name sich befand, in ausgiebigster Weise zu verwerten. In der That nahm denn auch der Freiherr von Gemmingen, einer der hauptsächlichsten Verfechter der österreichischen Sache,[302]) seine Leser in Anspruch für das Reich, dessen Ansehen allezeit zusammengehangen habe mit der Stärke der kaiserlichen Gewalt; auf Brandenburg wurde hingewiesen als auf die Macht, welche mehr, als irgend eine andere, säkularisirt und dadurch die geheiligten Rechte der Kirche sowie auch des Adels gekränkt, mehr als irgend eine andere vom Reiche losgerissen, und demgemäß auch den Absichten, verlorene Stücke an das Reich zurückzubringen, Hindernisse bereitet hätte; Brandenburg wurde hingestellt als der Staat, dem die

Fremden alles, was sie auf Unkosten des Reiches davongetragen, verdankt hätten, und für welchen mit jedem Verluste des Reiches, jeder Verheerung des Reichsbodens regelmäßig ein neuer Gewinn verbunden gewesen sei. Und wie schilt ein anderer dieser Schriftsteller[303]) auf den Fürstenbund als eine gegen das Reichsoberhaupt, gegen den kaiserlichen Hof und gegen die Reichsgesetze gerichtete Verschwörung; was einst die protestantische Partei an Umtrieben gegen die gesetzmäßige Reichsgewalt geleistet, das werde von den jetzigen Fürsten in blinder Hingebung an Preußen weitergeführt, auf nichts geringeres werde hingearbeitet, als eine förmliche Anarchie einzuführen und den Kaiser zu einem unthätigen simulacrum der alten Reichsverfassung herabzuwürdigen.

Wundersam freilich, in welchem ganz verschiedenen, ja entgegengesetzten Tone die Sache Josefs von einem anderen nicht minder lebhaften, freilich aber ganz unoffiziellen Verfechter, von Weckhrlin, geführt wurde. Die bittersten Verhöhnungen der Reichsordnungen und des ganzen Reichswesens gehen aus seinem Munde; denn eben diese Reichsordnungen wurden ja von den Verteidigern der baierischen Selbständigkeit gegen Josefs Absichten angerufen, und werden nun hier, samt ihren reichspatriotischen Verehrern, durch Weckhrlin mit derselben Verachtung gestraft, mit welcher er anderwärts den baierischen Landespatriotismus geißelt. Er lacht dieses „melancholischen Reichsverfassungskörpers", dieses deutschen Reichssystems, dieser „von den Göttern gesegneten Verwirrung".[304]) Was man sich um den Reichsverband zu kümmern habe, innerhalb dessen ein Gemeingeist ebensowenig möglich sei wie einst unter den Griechen? Eine Revolution für dieses heilige römische Reich gilt ihm als unvermeidlich,[305]) und ein klägliches Bedauern hat er für die schöne Sammlung von Schlüssen und Privilegien, aus welchen man sich vielleicht noch vor Ablauf des Jahrhunderts — denn wer möge wissen, ob das Reichssystem dieses überlebe? — Papillotten machen werde.[306])

Ein grellerer Kontrast der Standpunkte, als wir ihn hier zwischen den Verfechtern einer und derselben Sache, der Sache Josefs, hervortreten sehen, läßt sich schwerlich denken. Im Grunde kam dabei nur das wundersame Doppelwesen in der Stellung eines solchen römisch-deutschen Kaisers aus dem habsburgischen Hause zur charakteristischen Erscheinung. Als Kaiser genoß er eines stolzen Namens, fand sich aber überall thatsächlich gebunden durch und an die Reichsstände, welche auf dem Reichstage und mittels ihrer sonstigen Organe das Wesentliche der gemeinsamen Angelegenheiten in Händen hatten und ihm für eine freie Bewegung nur den engsten Raum ließen. Als Besitzer einer großen, inner- und außerdeutschen Erbmacht dagegen fühlte er sich mit einer starken, vollen Gewalt ausgestattet und daher naturgemäß getrieben, auch sein kaiserliches Ansehen sich vorzugsweise nach Zwecken und Gesichtspunkten dieser Erb- und Hausmacht nutzbar zu machen. Mochte nun, damit dies mit rechtem Nachdruck geschehen könnte, die Betonung der Reichsverfassung, aus welcher das kaiserliche Ansehen sich ableitete, ganz von selbst am Platze erscheinen, so stand doch andererseits einer rechten und vollen Ausnutzung der kaiserlichen Würde in der angegebenen Richtung eben die Reichsverfassung mit den Schranken, die sie zog, mit allen den Sicherungen der bestehenden Rechte, die sie darbot, überall im Wege. Hierin lag denn der Grund für Weckhrlins Unmut und Hohn, und er traf damit die eigentliche Sinnes- und Denkungsart Josefs ohne Zweifel ungleich richtiger als der Herr von Gemmingen mit seinem Versuche, die Loyalität der Reichsverfassungsgetreuen für die österreichische Sache ins Gewicht fallen zu lassen. Denn mit dreistester Hintansetzung oder Durchbrechung aller reichsrechtlichen Schranken, wenn auch unter gelegentlicher Benutzung seines kaiserlichen Namens, für die Steigerung seiner habsburgischen Hausmacht das Mögliche herauszuschlagen, das eben war es ja, was ich als den Charakter von Josefs Streben zu bezeichnen hatte.

Und ganz ebenso begreiflich, wie jene Weckherlinsche Verhöhnung des Reiches im Interesse des Kaisers, wird es uns jetzt sein, Preußen im Gegensatz gegen den Kaiser als Vertreter des Reiches sich darstellen und zu so allgemeiner Anerkennung kommen zu sehen. An Erinnerungen aus früheren Zeiten nun, in denen von kirchlichen oder weltlichen Parteien der deutsche Patriotismus im Namen des Reiches auch gegen den Kaiser angerufen worden, war dabei kein Mangel. Ja man kann sagen: der Ausdruck Kaiser und Reich fand damals seine rechte Bedeutung und Auslegung darin, daß man in der Gesamtheit der Reichsstände das Reich und die eigentliche Reichsgewalt, in der kaiserlichen Würde aber eine Macht erblickte, welche gewissermaßen von außen dazutretend, mit den höchsten Ehren nur den Anspruch auf eine sehr engbegrenzte Mitwirkung in gewissen, ihr allein noch übriggebliebenen Funktionen verknüpfte. Keine bessere Position als die jetzige mochte sich also Preußen wünschen, um, was noch von deutschpatriotischen Empfindungen durch den Namen des Reiches angeregt werden konnte, sich zuzuwenden und sich daran eine Stärkung gegen den Kaiser zu schaffen. Und wie man nun in diesem Fürstenbunde so glücklich über manche Klüfte hinwegzukommen schien, welche sonst allem gemeinsamen Schaffen im Reiche den Boden verdarben, — wie man den ersten geistlichen Fürsten mit dem mächtigsten Fürsten des protestantischen Deutschland, sowie mit dem Fürsten, der außerhalb Deutschlands den Thron der ersten protestantischen Großmacht einnahm, sich die Hände reichen sah, da mochte denn vollends dieser Fürstenbund als eine hoffnunggebende Erscheinung und als eine Schöpfung begrüßt werden, welche, unter Preußens Führung, aus alten Nöten heraus vielleicht zu einiger Besserung deutscher Reichszustände zu führen vermöchte. Sollte vielleicht jetzt die Aufklärung in dieses, aller rationalen Fortbildung bisher so widerstrebende Reichswesen einen Zugang finden? Sollte die Richtung der Zeit auf politisches Schaffen und Reformiren auch in die dürren

Aeste dieses alt und hinfällig gewordenen Baumes wieder einigen Saft treiben, ihn grünen und genießbare Früchte tragen lassen?

Die Politiker des Fürstenbundes versäumten nicht, auf nationale Stimmungen der Deutschen die gebührende Rücksicht zu nehmen. Als die Verhandlungen über den Fürstenbund gepflogen wurden, fiel es angenehm auf, daß die grundlegende Erklärung des preußischen Hofes an die deutschen Höfe nicht in französischer, sondern in deutscher Sprache ausgesandt war.[307]) „Ihre Schrift muß deutsch, nicht preußisch sein, und wird umso preußischer sein, je deutscher sie ist", schrieb der preußische Staatsdiener Dohm an Johannes Müller.[308]) Der letztere dachte damals daran, ein Geschichtswerk von seiner Hand der in österreichischem Sinne geschriebenen deutschen Geschichte des sehr geachteten Ignaz Schmidt entgegenzusetzen. Und in der Müllerschen „Darstellung des Fürstenbundes" werden wir den Hinweis auf die Thätigkeit hohenzollerscher Fürsten aus längst vergangenen Jahrhunderten nicht lesen, ohne durch die Art, wie schon aus dieser Thätigkeit ein großer deutscher Beruf des Geschlechtes angedeutet wird, einen wenn auch noch so schwachen Ansatz zu dem zu finden, was in unseren Tagen Werke von namhaftester Bedeutung*) sich zur Aufgabe gestellt haben.[309])

Als dann, schon im nächsten Jahre nach Abschluß des Fürstenbundes, Friedrich der Große aus dem Leben schied, da schien wohl, auf Anlaß dieser Begebenheit selbst, ganz Deutschland noch einmal in der Huldigung für seinen Genius und in dem verstärkten Bewußtsein, wie sehr es in den letzten Jahrzehnten unter seinem und seines Staates Eindruck gestanden, sich zusammenzufinden. Man werfe einen Blick in die Tagesliteratur jener Zeit und man wird bemerken, wie ganz obenan dieser Todesfall eine

*) Vor allem Droysens Geschichte der preußischen Politik.

Weile unter allem stand, was weit und breit die Teilnahme erregte. Zugleich aber war es, als sollte die Bedeutung, die Preußen ganz besonders noch durch Friedrichs letzte Handlungen für die gemeindeutschen Angelegenheiten gewonnen hatte, durch die ersten Handlungen des Nachfolgers nicht bloß keine Einbuße erleiden, sondern in verstärktem Maße sich weiterentwickeln. War das persönliche Interesse, welches Friedrich Wilhelm schon als Prinz an der Sache des Fürstenbundes genommen, bekannt genug, so stimmte auch jener deutsche Ton, welchen derselbe in so manchen Aeußerungen und Maßnahmen anschlug, ganz gut zu der politischen Lage. Man beachte dabei, daß der nämliche Fürst, an dessen Hofe die heranreifende schöne Literatur ihre beste Förderung gefunden, Karl August von Weimar, auch an lebendigem Eifer, den Fürstenbund zu festigen und für das deutsche Reich fruchtbar zu machen, allen seinen Standesgenossen voranging. Und lesen wir die Rede, mit welcher Friedrich Wilhelm II. an dem ersten Geburtstage, den er als König beging, in der Akademie von dem hochgeachteten Engel gefeiert wurde,[310]) so meinen wir wohl, in Berlin selbst habe man damals nur noch einen Schritt zu thun gehabt, um in die Rolle, die dem preußischen Staate in unseren Tagen beschieden worden ist, einzutreten und die mittleren und kleinen Staaten zu einem neuen Reiche um sich zu sammeln.[311]) Schon bei dem Preise dessen, was der neue König für Kunst und Wissenschaft thue, bei dem Ausblick in eine Zukunft, wo Berlin vielleicht der erste Sitz deutscher Kunst und der Vereinigungspunkt der feinsten Denker sein, wo dort der Zusammenfluß der Kenner und der sich bildenden Jugend stattfinden werde, äußert Engel ein Gefühl, daß damit auch politische Wirkungen verbunden sein könnten; andererseits will er, indem er unmittelbar die Besprechung des Fürstenbundes daran schließt, in diesem etwas mehr erblicken als eine Sache gewöhnlichen politischen Gewinnes. Nicht das bloße Streben nach letzterem habe der Seele Friedrich Wilhelms

das höhere Gefühl von Wärme und Eifer gegeben, womit er diese Angelegenheit betrieben. „Erkannten nicht auch wir in dem Vorteile des Vaterlandes (Deutschlands) den unserigen (den preußischen) und machte nicht dennoch dieser Bund tieferen Eindruck auf uns, als ihn jeder andere, auch mit den ersten Mächten Europas, würde gemacht haben? Waren die Glückwünsche nicht allgemein, daß unsere Brüder, durch gleiches Blut, gleichen Geist, gleiche Sprache uns teuer, sich so uns anschlossen? so uns Herzen und Hände boten? so in unserer Treue und Macht ihre Sicherheit fanden?" ... Und noch am Schlusse der Rede hebt Engel unter allem dem Edlen und Guten, worin das preußische Volk unter Friedrich Wilhelms Regierung sein Lob finden möge, auch dies hervor, daß es durch seinen eigenen Ruhm den Ruhm des deutschen Namens erhöhe und sein eigenes wohlthätiges Licht über alle die brüderlichen Stämme verbreite, die mit ihm zugleich in den weitgestreckten Gefilden Deutschlands, des gemeinschaftlichen Vaterlandes, wohnen.

Und doch, bei näherem Hinschauen entdecken wir: der Schritt von diesem preußisch-deutschen Aufschwunge jener Tage bis zu unserer Art, in vaterländischen Dingen zu denken und zu fühlen, war noch ein gar gewaltiger und hätte das sein müssen, auch wenn nicht zunächst, wenige Jahre nach Stiftung des Fürstenbundes, in dem ganzen Staatenleben Europas jene Abgründe sich aufgethan hätten, durch und über welche hinweg es zunächst für den preußischen Staat und die deutsche Nation nur die notdürftige Existenz zu retten galt.

Ein Blick in die Korrespondenz der Fürsten und ihrer Diener in Sachen des Fürstenbundes[312]) lehrt uns: hauptsächlich ist hier bei dem häufig bezeugten und angerufenen Patriotismus zu denken an das Zusammenhalten zur Wahrung der Reichsverfassung, sofern in dieser die Rechte der Reichsstände ihren Ausdruck und ihre Siche-

rung fanden. Wenn wir in jenen Tagen manchmal äußern hören:[313]) ein Interesse am Reich, ein deutscher Patriotismus sei eigentlich nur von den Reichsständen zu erwarten und zu verlangen, so kann manche Stelle dieser Korrespondenz als treffliche Illustration dazu dienen. Man hatte im siebenjährigen Kriege die Belästigungen empfunden, welche ein kriegerischer Ausbruch des Gegensatzes zwischen Oesterreich und Preußen den übrigen Staaten Deutschlands bringen könne. An der polnischen Teilung von 1772 hatte man erlebt, daß ein solcher Gegensatz mächtiger Staaten, statt den schwächeren gegen jeden von beiden an dem andern einen Beschützer seiner Existenz zu sichern, auch einmal auf Unkosten der schwächeren eine Ausgleichung suchen könne. So war denn in reichsständischen Kreisen die Unzuverlässigkeit des gesetzlichen Schutzes, welchen alles bestehende Recht, also namentlich auch Dasein und Besitz der Mittel- und Kleinstaaten, in der Reichsverfassung zu suchen hatte, mit Beängstigung empfunden worden. Gern hätten manche der Reichsstände bei dem Versuch, hier Abhilfe zu schaffen, sich von beiden Großmächten unabhängig gehalten.[314]) Die von Josef drohenden Gefahren hatten sie dann doch mit Preußen zusammengeführt und die preußische Regierung dazu gebracht, in einer Rehabilitirung der durch Josef gelähmten und gefährdeten Reichsverfassung den eigenen Vorteil zu suchen.

Sahen wir nun aber vorhin, auf welche Weise Kaiser und Reich von den Verfechtern der österreichischen Sache im Munde geführt wurden — wie stand es, wenn es galt, im Sinne und Interesse dieses Bundes und im Gegensatze gegen Josefs Bestrebungen neue Teilnahme für jene von Weckhrlin so arg verhöhnte Reichsverfassung, nicht bloß bei Fürsten, Reichsgrafen und anderen Reichsständen, sondern bei den Gebildeten der Nation überhaupt anzuregen?

Unter den Schriften, durch welche das größere Publikum für den Fürstenbund gestimmt werden sollte, fielen

damals und fallen noch jetzt vorzüglich zwei in Auftrag herausgegebene ins Auge; der preußische Rat Dohm und der Schweizer Johannes Müller, damals in kurmainzischen Diensten, waren die Verfasser. Bei Dohm geht Aufgabe und Verdienst des Fürstenbundes wesentlich auf in Erhaltung des „deutschen Gleichgewichts"; dieses deutsche Gleichgewicht aber sieht man an einer bezeichnenden Stelle in dem europäischen Gleichgewichte aufgehen in einer Weise, die es uns fast unmöglich machen würde, überhaupt noch von einem gemeinen deutschen Wesen in politischem Sinne zu reden. Daß Frankreich, der Garant des westfälischen Friedens, gegenüber Oesterreich, diesem Reichsmitgliede und Inhaber der Kaiserwürde, die Vorteile nicht aus den Händen verlieren dürfe, welche ihm einerseits die mit dem Besitz von Belgien verbundenen Verlegenheiten der österreichischen Regierung, andererseits die Unabhängigkeit Baierns von Oesterreich darbiete, das gilt dem wackeren Dohm als ein Hauptgrund, um deswillen der von Josef beabsichtigte Austausch Belgiens gegen Baiern nicht zu dulden sei; daß Frankreich die volle Fähigkeit behalte, „Alliirte im deutschen Reiche zu haben und, wenn unter diesen (wie natürlich) der Regent von Baiern sei, durch den Besitz von Baiern bis ins Herz der österreichischen Staaten vorzudringen," das gilt eben auch als eines der verschiedenen Gewichte und Gegengewichte, die dies „deutsche Gleichgewicht" bedingen. — Ganz ebenso erhebt Johannes Müller [315]) in einem Tone, daß man ihn über Höchstes und Teuerstes sprechen zu hören meint, seine Bedenken gegen die Erschwerung, welche, bei einer Verletzung des westfälischen Friedens durch den Kaiser, dem Einschreiten des französischen Garants erwachsen müßte, wenn Baiern in österreichischem Besitz wäre; noch viel umfassender und gründlicher aber greift er die Sache an. Müller, der geborene Schweizer, zürnte dem Weltbürgertum der Zeit; man nahm Anstoß daran, daß er Vaterlandsliebe selbst von Irokesen verlange. Als nun aber jetzt dieser Mann, auf deutschen Boden verpflanzt, auch

deutschen Patriotismus anzufachen versuchte, — wohin geriet er da? Was sein ganzes politisches Denken und Fühlen beherrschte, war eine nervöse Besorgnis vor einem Verschlingen all der verschiedenen europäischen Staatengebilde durch ein oder ein paar gewaltige Reiche; er war erfüllt von Abscheu gegen jene Idee der Universalmonarchie, die bei vielen Zeitgenossen so leidlichen Anklang fand. Eben Deutschland aber, in der Mitte Europas gelegen und so überreich an militärischen Hilfsmitteln, konnte er sich nicht einem Herrn unterworfen denken, ohne daß demselben damit die Macht gegeben wäre, die Unabhängigkeit aller anderen Staaten, die Freiheit des Menschengeschlechtes zu gefährden. „Unterwerfung des ganzen Europa unter Einen halte ich für den Tod, Unterwerfung des deutschen Reiches im Herzen von Europa unter Einen für den Vorboten des Todes," hatte er schon 1782 an Friedrich Heinrich Jakobi geschrieben. [316]) Dies „eiserne Germanien, vor allen Reichen vorzüglich gelegen, durch seine sechsmalhunderttausend harten, wohldisziplinirten Krieger das Gebäude der Universalmonarchie aufzurichten," [317]) hat denn keinen höheren Beruf als mit der einen Hälfte dieser Masse der anderen das Gegengewicht zu bieten — ganz ebenso, wie es um dieselbe Zeit Mirabeau, in seinem Buch über die preußische Monarchie, als Franzos und als Europäer für notwendig hinstellte. So durch Neutralisirung seiner Macht das Gleichgewicht von Europa und die eigene „Freiheit" zu sichern, das ist die Sache der deutschen Patrioten und das der Weg, dem deutschen Volke den Ruhm der besten und stärksten Nation zu sichern.

Man sieht, selbst wo es recht ausdrücklich auf deutschen Patriotismus abgesehen war, schob sich, selbst bei einem Nichtkosmopoliten, eine Art Kosmopolitismus unter und machte es zur Patriotenpflicht der Deutschen, zum Heile Europas sich als nationale Macht selbst zu nullifiziren. Und nun erst recht werden wir auch die damals so häufige Bewunderung für den westfälischen Frieden verstehen und werden von einer neuen Seite her manches

anerkennende Wort für die durch diesen Frieden so trefflich verankerte Reichsverfassung würdigen lernen; war ja durch diese in der That ganz unvergleichlich dafür gesorgt, daß nichts in Deutschland politisch emporstreben konnte, ohne sofort in Deutschland selbst seine Hemmungen zu finden.

Recht in diesem Geiste ist es, daß die eine der zahlreichen, durch den Fürstenbund zu Tage geförderten Schriften auch die Spaltung des Reiches in zwei sich entgegenstehende Religionsparteien als einen politischen Vorzug geltend macht; denn auch darin liege eine hauptsächliche Sicherheit, daß nie eine völlige politische Einigung der deutschen Macht zu stande kommen werde. Den damaligen Betreibern einer allgemeinen Religionsvereinigung wird sogar, von diesem Gesichtspunkte aus, in warnendem Tone ausdrücklich zu bedenken gegeben, wie bei einem Gelingen ihrer Bestrebungen dem dermaligen System der deutschen Zustände eine wichtige Gewähr des ungestörten Weiterbestehens geraubt werden würde.[318])

Johannes Müller aber hat ungefähr dieselben Gedanken, die er in seiner größeren Schrift über den Fürstenbund niedergelegt, ein Jahr später, in der Form eines Briefwechsels zwischen zwei Domherren,[319]) noch nach anderen Seiten hin ausgeführt, hauptsächlich um der hohen Geistlichkeit der katholischen Kirche ihre Bedeutung und Pflicht für die Sache, um die es ihm zu thun war, zu Gemüte zu führen.[320]) Das Reich — hier vorzugsweise den nichtösterreichischen und nichtpreußischen Teil bezeichnend — heißt da das Zünglein an der Waage, das sich zu Oesterreich oder zu Preußen neigen werde, je nachdem Preußen oder Oesterreich zu fürchten sei. Zugleich ist das Reich eine Vormauer von Frankreich, und „alle mittelmäßigen Staaten, über deren Freiheit sich ein Sturm zusammenzieht," haben an dem „Reich" „eine feste Masse, an die sie sich anschließen können." Infolge dessen ist denn dies Reichsterritorium „wie eine heilige Erde, wovon die prädominirenden Mächte unter irgend einem Vorwand auch das kleinste Ländchen sich nicht mehr

zueignen dürfen, ohne das Ganze zu erschüttern, von dem der sichere Frieden aller europäischen Staaten abhängt." Es gilt, „den Frieden, wie er zu Münster beschlossen ist, zu behaupten." Und so ist nun auch jeder Domherr eines reichsunmittelbaren Hochstiftes und jeder Reichsritter vor Deutschland und Europa verantwortlich für Wahrung und Behauptung der eigenen Stellung und Gewalt, denn auch er und was er besitzt und darf und kann, ist ein Teil jenes status quo und des auf diesem status beruhenden europäischen Friedens.

Ganz schüchtern taucht wohl auch unter den Verfechtern des Fürstenbundes einmal ein Gedanke an die Möglichkeit auf, daß die Nation sich unter einem Herrn besser befinden würde. Aber rasch wird diese Frage als eine, aus allen wirklichen Verhältnissen herausführende beiseite geschoben. „Wenn es der schönste Traum eines Monarchen sei, König von Frankreich zu sein — so heißt es in einer dieser Schriften*) —, so sei die Herrschaft über Deutschland gewiß auch eines königlichen Wunsches wert. Es sei hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob Deutschland und der Deutsche dabei gewinne oder verliere; aber da man das letzte glauben müsse, so lange das erste nicht wirklich stattfinde, so habe man nun auch fernzuhalten, was dem dermaligen Zustande der Geteiltheit Gefahren drohe.[321])

Freilich, wenn wir früher durch einen Freund von Josefs Sache jenes Hochhalten der Reichsverfassung, in welchem sich Preußen und seine Bundesgenossen gefielen, arg verspotten sahen, so fehlte es auch in Preußen selbst nicht an einem Gefühle, was es heiße, dies Reich in seinem, gerade durch Preußen erst kürzlich so arg gesteigerten und verlachten Unvermögen, so plötzlich zu einem Gegenstande der Wertschätzung machen zu wollen. In Berlin selbst mangelte es nicht an solchen, welche für

*) Geschrieben vier Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution und acht Jahre vor Hinrichtung Ludwigs XVI.

ihren Staat eine Nachahmung von Josefs Verfahren, etwa im Einverständnis mit dem Kaiser, vorgezogen und also gern jene „Teilung Deutschlands" angebahnt hätten, welche damals in der Phantasie der kleineren Reichsstände eine so beunruhigende Rolle spielte.[322])

Nicht lange aber, und eben der Mann, welcher, ganz im Gegensatze zu solchem preußischen Staatsegoismus, für die Sache des Fürstenbundes am eifrigsten und mit stärkster Betonung seiner Bedeutung für das allgemeine Interesse eingetreten war, sollte in dem Glauben an die von ihm so hochgepriesene Gründung irre werden. Bei allem Eifer für Deutschlands europäischen Gleichgewichtsberuf konnte eine Persönlichkeit von Johannes Müllers historisch-politischer Bildung und feiner Empfindung sich nicht darüber verblenden, daß, zur dauernden Festhaltung der öffentlichen Teilnahme beim Fürstenbunde und zur Herstellung eines wirklichen deutschen Patriotismus im Volke, dem letzteren doch noch anderes geboten werden müsse als das Bewußtsein der Ehre, das Zünglein in der europäischen Waage zu sein. „Das ist wahr," so schrieb er an Dohm, seinen vorzüglichsten Vertrauten in diesen Dingen, „wenn man die Verfassung behaupten will, sollte man den Deutschen mehr wahre Freiheit atmen lassen." Er will den Glauben nicht aufgeben an eine Möglichkeit, die Nation noch zu elektrisiren. Er ist entschlossen, „zu arbeiten für die Freiheit oder die Erhaltung und (nicht einseitige gewaltsame, sondern durch öffentliche Stimme bereitete und communi consilio auszuführende) Verbesserung der Gesetze."[323]) Aber er fühlt auch die gewaltige Schwierigkeit, in der Sache so zu schreiben, daß man zugleich Hof und Publikum befriedige. Und schon früh dachte er daran, neben der in Auftrag abgefaßten größeren Schrift über den Fürstenbund noch eine kleinere ihren Weg unter die Deutschen finden zu lassen. Einer Andeutung glaubte er indes auch in jener größeren, offi-

ziösen, sich nicht ganz enthalten zu sollen. „Sintemal andere ohne Scheu der Zerstörung der Verfassung erwähnt, so sei erlaubt, von ihrer Verbesserung zu reden.“ [324]) Auf eine Wiederbelebung ihrer Formen, auf ihren ursprünglichen Freiheitsgeist setzt er seine Hoffnung; oder, falls man mittels der Reichsverfassung weiterzukommen verhindert werde, auf die Möglichkeit, zunächst ohne Hilfe, aber auch ohne Verletzung derselben, nur innerhalb des Fürstenbundes und nur durch ihn, Gemeinnütziges ins Werk zu setzen. Aber freilich, die „vielen und nützlichen Dinge,“ die er hier zu erwähnen gedacht, läßt er dann doch ungenannt, angesichts des Zwiespaltes, den jeder positive Vorschlag zu erregen drohe. Einige Allgemeinheiten über Wirkungen, welche aus der Art und den Grundsätzen des Fürstenbundes von selbst sich ergeben müßten, einige Winke über das eine oder andere, wodurch dieselben zu fördern seien, bieten nur eine kümmerliche Abfindung.

Die Befangenheit Johannes Müllers erscheint uns gerechtfertigt oder doch erklärlich im Hinblick auf den Ausgang der Versuche, die ja allerdings angestellt wurden, um mittels des Fürstenbundes einige Schritte auf der Bahn einer Reichsreform vorwärts zu thun. Ich muß es mir versagen, hier näher einzugehen auf Anfänge, die an mehr als einem Hofe in Ueberlegung genommen wurden; ich kann nicht ausführen, wie sich namentlich der weimarische Karl August mit Gedanken trug, dergleichen zum Teil auch später, nach dem Aufschwung des deutschen Nationalgefühls im Kampfe gegen Napoleon I., nur langsam und schwer zu ernstlicher Wiederaufnahme gekommen sind. Es wäre dann auch zu erzählen, wie rasch in jenen achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts alles ins Stocken kam. Aus dem Wesen der alten Reichsverfassung heraus erhoben sich gegen jedes Bestreben, aus oder innerhalb derselben etwas Taugliches für die gemeinen Zwecke zu schaffen, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. An ‚siegreiche Ueberwindung derselben war um so weniger zu

denken, da auch das lebendige Interesse des führenden Staates, nach einstweiliger Vereitelung der österreichischen Absichten auf Baiern, durch europäische Kombinationen, für welche der deutsche Fürstenbund keinen direkten Wert entwickeln konnte, von dem letzteren abgezogen wurde. Worauf aber hier die Aufmerksamkeit noch mit einigem Nachdruck hingewendet werden soll, das ist das überaus merkwürdige Schriftchen, mit welchem Johannes Müller, zwei Jahre nach Abfassung seiner ersten und umfangreichsten Abhandlung über den Fürstenbund, sich noch einmal in der Angelegenheit vernehmen ließ.

„Ich bin freilich für die deutsche Union, aber in der Hoffnung, sie werde wirken; thut sie's nicht, so kann sie mich nicht interessiren" — schrieb Johannes Müller in dieser Zeit an seinen Bruder,[325]) und so ungefähr könnte man den Grundgedanken seiner neuen Schrift formuliren. Es ist, als ob über den Erregbaren ein Gefühl der Beschämung gekommen wäre, daß dieser von ihm so angepriesene Fürstenbund in so wenigen Jahren zu einem Gegenstand solcher Vernachlässigung an entscheidender Stelle, solcher Gleichgiltigkeit bei dem Publikum geworden wäre. Zugleich befreite ihn der Umstand, daß er jetzt ohne Auftrag und daß er anonym schrieb, von mancher Rücksicht und bewahrte den Ausdruck vor mancher Verschleierung. War in der früheren Schrift, wie auch in den Briefen der beiden Domherren, das Hauptgewicht auf die Erhaltung des „status quo" gelegt und von Reformen gewissermaßen nur anhangsweise gesprochen worden, so wirft die neue Schrift „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde" sich alsbald auf die härteste Verurteilung des Fürstenbundes für den Fall, daß er nichts als jene Erhaltung hätte leisten sollen.[326]) „Ohne Gesetz noch Justiz, ohne Sicherheit vor willkürlichen Auflagen, ungewiß, unsere Söhne, unsere Ehre, unsere Freiheiten und Rechte, unser Leben einen Tag lang zu erhalten; die hilflose Beute der Uebermacht; ohne wohlthätigen Zusammenhang, ohne Nationalgeist zu existiren so gut bei solchen Umständen einer

mag, das ist unsrer Nation status quo," so lautet hier der Ausspruch. Mit vernichtender Schärfe wird Deutschlands Rechts- und Verfassungszustand gezeichnet; „was Satire scheine, sei Geschichte." Und diesen status quo zu befestigen, solle Bestimmung des Fürstenbundes gewesen sein? Jetzt, wo für die Reform eine Menge von Verhältnissen so günstig und eine Menge von Hindernissen, die im Wege gestanden, vor dem Geiste der Zeit geschwunden seien? Endlich einmal müßte auch Deutschland den Machtsprung thun, hinaus über die jahrhundertealten Pedanterien, zu würdigen Verhältnissen und Institutionen, „alsdann auch zu gemeinsamem Vaterlandsgeist, damit auch wir endlich sagen dürfen: wird sind eine Nation!" Wunderbar — als hätte der Schriftsteller bereits das Unheimlichste hinter dem Vorhange rascheln hören, der die nächste Zukunft bedeckte — berührt es uns wohl heute, wenn wir Johannes Müller im Jahre 1788 die Schicksalsfrage stellen hören: ob die Fürstenunion für ein erstes Zeichen neuen Lebens im deutschen Staatskörper, zu einer Zeit, da man ihn eben habe begraben wollen, oder ob sie für einen letzten Lebenshauch desselben zu halten sei, „wie ein ausgehendes Licht gemeiniglich noch so ein Flämmchen werfe." Ganz aus den Gleisen eines Fürstenbundspublizisten herausgeratend, zeigt sich Johannes Müller bereit, falls der Bund das von der Zeit Geforderte nicht zu seiner Aufgabe mache, die Hoffnung auf den Kaiser zu setzen. Verschmähe aber auch dieser den edeln Kranz, so habe man dann wenigstens gelernt, denen nicht mehr zu trauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht können. „Sie mögen stehen oder fallen: der Enthusiasmus für ihre Unionen und Waffen höre auf. Verflucht sei der Mann, Schande komme über sein Haupt, der dem Säumigen das Wort redet." Eins bleibe jedem Biedermann: gewissenhaft in seinem Kreise zu wirken. Wer aber schreiben kann und „wen der Geist Gottes treibt, öffentlich für die Rechte der Menschheit zu reden, der streue den Samen vernünftiger Freiheit aus, unbe-

sorgt, ob er die Frucht davon erlebe. Montesquieu hat mehr gewirkt als Fürstenunionen!"

Das Schriftchen Johannes Müllers steht wohl einzig in der damaligen Publizistik Deutschlands da. Eine Schrift von so energischem, zuletzt fast revolutionärem Tone, nicht geschrieben im Namen einer reichsständischen Opposition gegen den Kaiser, nicht im Namen eines geächteten Fürsten, einer beeinträchtigten Religionspartei gegen die Beschlüsse der Reichstagsmajorität oder dergleichen, sondern eine Verurteilung des ganzen Reichszustandes im Namen der Nation, welcher dieser Zustand zur Schmach gereiche! Wie kühl oder mattherzig, wie geteilt je nach der Stellung des Autors erscheinen dagegen die Stimmen anderer Reichspublizisten über Besserungsbedürftigkeit so mancher Reichsverhältnisse, wie eingeschränkt auch die scharfen Klagen des frommen K. Fr. Moser ob der Ohnmacht des Reiches und ob der Uebelstände in den Regierungen der einzelnen Lande, denen nicht gesteuert werde, weil die bestehende Reichsverfassung keine wirkliche Kraft habe! Es bedurfte vielleicht eines Mannes, der nicht selbst in den Verhältnissen des damaligen Deutschland seine ersten politischen Atemzüge gethan, um den freien Standpunkt für einen solchen Angriff einzunehmen und mit einem so lebhaften Pathos für die Gesamtgröße und Ehre einer Nation an die allgemein deutschen Dinge heranzutreten. Auch die rhetorische Haltung der Müllerschen Rede mag unsere Anerkennung für den eigentümlichen Vorzug der Schrift nicht schwächen; erklärlich werden wir sie um so eher finden, da denn doch Müller dem Reich, in dessen Namen er hier spricht, immer nur durch Wahl und längere Thätigkeit, mit der Hälfte seines Herzens aber noch immer seinem Geburtsvaterlande, der Schweiz, angehörte.

Siebenter Abschnitt

Erste Eindrücke der französischen Revolution

Kaum ein Jahr war seit Erscheinen der zuletzt besprochenen Schrift Johannes Müllers verflossen, als die ersten Donnerschläge des ungeheuren Gewitters, dessen Vorgefühl sich in der Schrift so vielfach kundgiebt, von Frankreich aus durch den Weltteil erschollen. Der Sturm brach los, vor welchem das Festeste und Wohlbegründetste auf Europas Boden ins Wanken kam, die Bewegung der Geister, in welcher an alle Kulturvölker des Abendlandes, auch an solche von sehr geschlossenem Wesen und Bewußtsein, die gewaltigsten Proben und die schwersten Versuchungen herantraten, sich selbst zu vergessen über Bestrebungen und Parteiungen, welche, ohne Ansehn der Nation und mitten durch eine jede hindurchgehend, die ganze Menschheit nur in zwei Heerlager spalten zu wollen schienen.

Daß die Gegenwart mit großen Umwälzungen in staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen schwanger gehe, an diesem weit über Europa verbreiteten Gefühle hatte auch Deutschland seinen Anteil. Wenn der milde, heiterblickende Wieland diese Revolution als eine sanfte, in mäßigem Tempo verlaufende sich zu denken geneigt war, „also daß etwa am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts

manches zur Wirklichkeit gediehen sein könnte, was am Schlusse des achtzehnten mit gelindestem Namen als Träume eines radotirenden Weltbürgers bezeichnet werden könne,“ [327]) so wies Daniel Schubart auf die Swedenborgsche Weissagung hin, daß man schon dem achtzehnten Jahrhundert selbst mit Sturmglocken zu Grabe läuten werde. [328]) Der erregbare Georg Forster sprach bereits zu Anfang der achtziger Jahre die Ueberzeugung aus, Europa, ja der Erdball, stehe auf dem Punkte, eine schreckliche Revolution zu erleben. [329]) Seit mit Frankreichs Unterstützung die Nordamerikaner sich unabhängig gemacht, heißt es im Hamburger politischen Journal des Jahres 1787, [330]) habe sich des Zeitalters ein Geist der Unruhe bemächtigt, der umso merkwürdiger eben jetzt erscheine, wo man sich so vieler wohlgesinnter Fürsten erfreue. „Wie kommt's, daß dies Volk plötzlich sich frei machen will?“ fragt Weckhrlin bei Gelegenheit des Aufruhrs, in welchem sich, unter Josefs Regierung, die rumänischen Bauern österreichischer Gebiete gegen die magyarischen Edelleute erhoben hatten, und findet auch hierin ein Zeichen, daß der menschliche Geist zu einer allgemeinen Gährung reif sei und nach Gesetzen schmachte, welche der Gleichheit, der Gerechtigkeit, der Ordnung entsprächen, die seiner Natur gemäß seien. [331]) Keine neue Bemerkung sei es, so sagt ein Aufsatz in dem Deutschen Zuschauer von 1788, [332]) daß man in revolutionsschwangeren Tagen lebe; seit einem Jahrzehnt habe in so mächtigen Staaten wie in Rußland und Oesterreich — an dem Aufstande Pugatschews und an den belgischen und ungarischen Aufregungen —, dann plötzlich unter den holländischen Goldtonnen und noch anderwärts ein Geist der Empörung sich kundgegeben, zum Teil in solcher Art, daß man auf die Vermutung kommen könne, alles Bisherige seien nur Probeschüsse gewisser Leute, um zu erforschen, welche Wirkungen sich in der Gegenwart hervorbringen ließen. Und der sorgliche Johannes Müller begründete seinen Vorsatz, fürs erste unverheiratet zu

bleiben, mit der Rücksicht auf die bevorstehenden Revolutionen.[333])

Die meisten aber blickten auf diese rätselvolle Zukunft doch noch mit einer gewissen Unbefangenheit hin, nur wenige mit solcher Beunruhigung, wie der berühmte schweizer Historiker und Staatsgelehrte. Auch war das Interesse, mit welchem man jene Parteikämpfe in den verschiedenen außerdeutschen Ländern Europas beobachtete, nicht eben mit allzu leidenschaftlicher eigner Parteiergreifung verbunden. Allgemeinhin gutmonarchisch — soweit sich's um das Leben in der Wirklichkeit und Gegenwart handelte —, stand man doch unter der Menge der Gebildeten dem Glauben an eine unbedingte Berechtigung fürstlicher Gewalt zu fern, um etwa über jede Auflehnung gegen letztere ohne weiteres den Stab zu brechen. Für den Widerstand, den Josef II. in Belgien und Ungarn fand, hatte Schlözer manches anerkennende Wort — nicht zu reden von Johannes Müller und Dohm, den Schriftstellern des Fürstenbundes, dessen führende Macht, das monarchische Preußen, ja bekanntlich selbst, in der Zeit der Hertzbergschen Pläne, zu der belgischen Insurrektion und den ungarischen Insurrektionsgelüsten in nahe Beziehungen trat. Aber die Genugthuung darüber, daß selbst ein Monarch von Josefs Macht durch das Volk an verfassungsmäßige Schranken erinnert werde, wurde doch stark paralysirt durch die Beschaffenheit der Elemente, aus denen namentlich in Belgien die Opposition zusammengesetzt war. Und um das Wohlgefallen der Franzosen an dem Widerstande der Parlamente und Notabeln gegen die Ministerien Ludwigs XVI., oder gar das Ergötzen an den Skandalen des Halsbandprozesses recht aus Herzensgrunde zu teilen, hätte man tiefer in die französischen Leidenschaften, besonders in die starke Strömung gegen alles, was den Hof und die nächsten Umgebungen des Königs anging, hineingerissen sein müssen.

Manches von dem, was in den Parteikämpfen der Nachbarländer hervorstechende Streitpunkte abgab, wurde

wohl auch in Deutschland Anlaß zu einem Federkriege, der Aufmerksamkeit erregte. Lebhafte Beachtung fand ein Streit über den Wert von Neckers comptes rendus und seiner Schätzung des französischen Nationalvermögens, der zwischen dem Hamburger politischen Journale Schirachs und dem „Austrasier" in Schlözers Staatsanzeigen entbrannte. Je weniger aber die bisherige politische Gedankenentwicklung in Deutschland Parteien ausgebildet hatte, deren eine vielleicht diese, die andere jene Auffassung zu ihrer Sache gemacht hätte, desto mehr blieb doch auch ein solcher Streit nur ein Zweikampf mit einigen Beifalls- oder Mißfallensbezeigungen der Umstehenden, brachte aber keine größern Streitkräfte gegeneinander in Bewegung und keine Konsequenzen von allgemeinerer Art zur Erscheinung.

Einen eigentümlichen Reiz hat es nun aber wohl, zu beobachten, wie in der Aufmerksamkeit der Deutschen die französischen Dinge zu immer größerer Wichtigkeit gelangen. Neben dem österreichisch-russischen Türkenkriege und der Entwicklung, die ihm gegenüber der Minister v. Hertzberg der preußischen Politik zu geben suchte, rücken sie nach dem Maße in den Vordergrund, als sie aus den besondern, durch die französischen Institutionen und Ueberlieferungen gegebenen Umgrenzungen auf ein freieres Terrain hinaustreten. Immer größern Wert gewannen für Schlözer die Einsendungen jenes „Austrasiers", des aus dem Elsaß gebürtigen Staatsrats Pfeffel in Versailles, einer Berühmtheit unter den damaligen Kennern des Staatsrechts und der ökonomischen Verhältnisse von Frankreich. Daß die Krisis arge Schrecknisse gebären, daß sie zu Blutvergießen führen werde, dies Gefühl mag in Süddeutschland, wo man sich durch die Vermittlung des stammverwandten Elsaß und des rührigen Straßburg in einer lebhafteren Mitleidenschaft an der französischen Unruhe befand, schon im Jahre 1787 emporgekommen sein. „Schrecklich kämpft in Frankreich Volksfreiheit mit der Königsgewalt" ruft Schubart; er beklagt (1788) die Gefilde, wo bald Bürgerblut strömen werde; prophetisch,

wie so manches Wort dieses vielempfänglichen und mannichfach bewegten Dichtergeistes, mutet es dabei namentlich an, wenn er sich schon damals vernehmen läßt: das über Frankreichs jetzige Verlegenheiten frohlockende England könne einen schweren Stand bekommen, wenn der in Frankreich sich regende Geist eine Richtung nach außen nehme, denn nie sei eine Nation furchtbarer, als wenn Freiheit und Nationalsinn in ihr auflodere. Und gleichfalls wie eine Art von Weissagung berührt uns, was der Deutsche Zuschauer an den Zweifel, ob nicht vielleicht das Zeitalter zur Durchführung einer Revolution zu verweichlicht sei, anknüpft. „Sollten die Franzosen, so fragt er, noch mehr Nerven haben?“[334]) Die Schritte der Parlamente seien geeignet, auf die Vermutung zu führen, daß hier noch anderes wirksam sei als das eingeschränkte Ansehen bloßer Gerichtshöfe. Werde der König die Waffen zu Hilfe nehmen, so werde es darauf ankommen, ob der französische Soldat vergesse, daß er seine eignen Rechte durchbohre, indem er den Degen gegen seine Mitbürger ziehe. Heimlich glimme noch unter der Asche in Holland und Belgien der Geist der Empörung; falls er in Frankreich lichterloh brenne, so könne ein mächtiges Feuer entstehen, bei dessen Löschen vielleicht die nächsten Nachbarn sich selbst in die Haare gerieten.

Auch in Norddeutschland aber verschloß man sich nicht vor der Ahnung, daß in der einen oder anderen Art dem französischen Staatswesen eine Revolution bevorstehe.[335]) Mochte dieselbe nun aber auf eine noch vollständigere Befreiung der französischen Königsgewalt von den Formen, in denen sie sich bisher bewegt hatte, oder auf einen glänzenden Sieg der Bestrebungen, ihr bestimmtere Schranken aufzulegen, hinauslaufen,[336]) noch hob sich das Ganze nicht allzusehr aus den mancherlei Erschütterungen hervor, in denen es sich auch anderwärts um ähnliches handelte oder doch zu handeln schien. Unter einer Rubrik, „Stimmen von Volksrepräsentanten“ überschrieben, brachten Schlözers Staatsanzeigen den epochemachenden Maibeschluß (1788)

des Pariser Parlaments, welcher das Steuerbewilligungsrecht der états généraux als Artikel der französischen Verfassung proklamirte, und eine repraesentatio comitatuum Pesth, Pilis et Solth, articulariter unitorum, occasione subsidiorum regi ad bellum Turcicum decernendorum (Vorstellung dreier ungarischer Komitate wegen einer zum Türkenkriege geforderten Subsidienbewilligung).[337]) Eben aber indem, aus dem Streit zwischen Krone und Parlamenten heraus, die Aussicht auf die états généraux oder Reichsstände sich eröffnete, erhielt das Interesse des deutschen Publikums erst die rechte Verstärkung und einen volleren Inhalt. Während bisher der Anspruch der Parlamente, in Abwesenheit der Reichsstände diese zu vertreten, als ein sehr fraglicher Punkt des positiven französischen Staatsrechtes sehr verschieden beurteilt worden war, fand man sich jetzt, angesichts der Reichsstände selbst, in einer ganz anderen Lage, auf einem viel allgemeineren Boden. In der wirklichen Einberufung derselben erblickt Schlözer „die größte Begebenheit unserer Tage";[338]) neben der Opposition der „mutigen Brabanter" gilt ihm dies Ereignis als ein Anzeichen, daß Reichsstände, welche seit tausend Jahren eine Unterscheidung fast aller europäischen Staaten von afrikanischen und asiatischen Despotien, meist aber doch nur „Monarchenbezügler, nicht Volksanwälte" gewesen seien, nicht mehr in England allein ein wirkliches Leben führen sollten. Bald darauf entlockt ihm die Berufung Neckers ins Ministerium den Ausruf, ob es in der ganzen Geschichte ein Beispiel gebe, daß ein Hof, der noch dazu lange Zeit her für despotisch gehalten worden, eine solche Nachgiebigkeit gegen die opinion publique bewiesen habe[339]) (das Wort: öffentliche Meinung, hatte sich im Deutschen noch nicht eingebürgert). — Johannes Müller bringt, recht charakteristisch für seine universelle Betrachtungsweise, den Niedergang der absoluten Fürstengewalt in Frankreich mit den im Türkenkriege erlittenen Verlusten Oesterreichs und Rußlands, der beiden Mächte, von deren damaliger Verbindung er die Knechtung Europas

befürchtete, als mutgebende Erscheinungen für die Sache der Freiheit unter einen Gesichtspunkt.[340]) Im Februar 1789 erhofft er von der Krisis in Frankreichs Innerm für dies Land selbst einen neuen Aufschwung seiner scheinbar geschwächten Kraft und Bedeutung, für die Welt ein neuerwachendes Bewußtsein von den Rechten der Menschheit, welche zurückfordern zu wollen bisher wie eine Chimäre ausgesehen habe.[341])

Lebendiger aber noch, als diese Aeußerungen der Politiker von Fach, spricht für die Verbreitung des Eindruckes die begeisterte Ode Klopstocks an den „aufdämmernden Reichstag Galliens"; sich selbst wünscht der Dichter Glück, daß ihm solches noch zu erleben beschieden sei, an Frankreich thut er Abbitte wegen alles dessen, was er in früheren Jahren gethan, um die Deutschen von Frankreichs Muster abzuwenden, und sogar über den Lorber Friedrichs setzt er den Wert der von Gallien errungene Bürgerkrone.[342])

An die Aussicht auf die französischen Reichsstände knüpfte sich alsbald die Frage nach der Zusammensetzung derselben, — eine Frage, wie sie, nach Schlözers Meinung, bald auch anderwärts Bedeutung würde gewinnen können.[343]) Die deutschen Geister in Spannung zu setzen, war der hierbei losbrechende Streit zwischen drittem Stand und Privilegirten vollends geeignet; mißliebige Stimmungen der Bürgerlichen gegen den Adel waren in Deutschland von viel älterem Datum und daher noch ungleich verbreiteter und tiefer gewurzelt, als alles Interesse an verfassungsmäßiger Beschränkung der obersten Gewalt. Man begreift den Widerspruch des tonangebenden Schlözer gegen den Beschluß der Notablenversammlung von 1788, wonach die Verhältnisse der Reichsstände von 1614 für die der bevorstehenden maßgebend sein sollten.[344]) Indem er es preist, daß der erquickende Schlaf von 175 Jahren, den die französischen Reichsstände geschlafen, der eigentlichen Nation (dem tiers état) Geist und Herz gestärkt,[345]) kommt er ganz nahe an jene Identifizirung

von Nation und drittem Stand, wie sie damals in Frankreich durch Sieyes einen so durchschlagenden Ausdruck fand. Wohlgefällig hebt er hervor: in Frankreich sei der Fall umgekehrt als in andern Ländern. Während die Kultur hier (mit Ausnahmen) von den obersten Stellen zu den niederen herabgestiegen sei, werde sie, so Gott wolle, „in der vorseienden französischen Staatsreformation aus den mittleren Ständen zu dem hohen Adel und der hohen Geistlichkeit emporklettern.“ [346])

Und nun weiter der Zusammentritt der Nationalversammlung und die großen Szenen, die ihn begleiteten und ihm alsbald folgten, — das Ringen zwischen Bürgertum und Privilegirten um die Frage nach getrennten Sitzungen der drei Stände oder Vereinigung aller zu einer einzigen Versammlung, jene oratorischen und, man darf sagen, dramatischen Leistungen der führenden Männer und ganzer Gruppen, die auf den Paris-Versailler Frühling des Jahres 1789 einen so strahlenden Glanz warfen! Für die Wirkung von alledem fand sich das gebildete Publikum auch in Deutschland vorbereitet genug; war man nicht selbst mitten in dem Strudel, so war andererseits bei der gänzlichen Ungeübtheit, worin das deutsche Stillleben den politischen Blick gelassen,[347]) an ein skeptisches Verhalten gegenüber der idealen Beleuchtung, in welche die Entfernung so vieles kleidet, nicht leicht zu denken. Auch Männer von gänzlicher Unempfänglichkeit für Schwärmerei, Männer, die schon jetzt als rücksichtsvolle Diener mächtiger Herren angesehen wurden und bald als blinde Bekämpfer jeder freieren Regung sich einen schlimmen Namen schaffen sollten, sehen wir in durchaus nicht mißfälliger Weise Axiome und Aeußerungen vor das Publikum bringen, aus welchen sehr Bedenkliches herzuleiten es nicht eben langer Schlußreihen bedurfte.[348]) Wohl bekam man auch in Deutschland von manchen unheimlichen Elementen in dem Pariser Treiben zu hören und es gab hie und da einen Hinweis auf das Unberechenbare in der französischen Bewegung,[349]) aber allzu-

sehr störte das doch nicht, und in wunderbarem Gegensatze dazu konnte man sogar jetzt noch an die Möglichkeit denken, das schließliche Ergebnis aus dem Antagonismus unter den Ständen werde auch hier, wie so mannichfach anderwärts, in einer neuen Stärkung der durch das Bürgertum gehobenen königlichen Gewalt, gegenüber aristokratischem und sonstigem Privilegium, bestehen. Man dachte an die Entstehung des dänischen Kongslov oder auch an des damaligen Schwedenkönigs Gustavs III. Anstrengungen, Bürger- und Bauernstand zur Brechung der Adelsmacht in Bewegung zu setzen.[350])

Plötzlich war es, als wolle ein Ereignis all die verschiedenen Geister in gleichem Jubel, alle Stimmen in einem harmonischen Ausruf des Entzückens vereinigen. Indem das Königtum in Frankreich die Zügel, die es in seiner Ratlosigkeit unter dem Streite der Stände aus den Händen verloren, wieder aufzunehmen gedachte, geriet es in Konflikt mit der Nationalversammlung und mit dem Machtbewußtsein des Bürgerstandes, das in derselben seine Stätte gewonnen; der Bastillesturm vom 14. Juli brachte die Schwäche der Regierung an den Tag und führte zu ihrer gänzlichen Niederlage. Wie die ersten, von der siegreichen Partei ausgehenden Nachrichten das Geschehene darstellten, so sah das deutsche Publikum dort, in der Weltstadt, um welche sich in Bewunderung, Nacheiferung oder Widerspruch die Gedanken des gebildeten Europa zu bewegen gewöhnt waren, ein Schauspiel ohnegleichen: ein großes Volk, durch glühende Freiheitsbegeisterung plötzlich aus mancher Entartung zu jedem Heldentum emporgerissen, feierte den glänzendsten Triumph über Aristokratismus, Pfaffentum und über die Staatsgewalt, welche, einst die gefürchtetste in Europa, sich momentan in den Dienst dieser finsteren Mächte gegeben hatte. Die Sonne, die über den Trümmern der Bastille aufgegangen — so schrieb späterhin Henning in seinen Annalen der leidenden Menschheit —, habe alle die Nebel der Dummheit und Vorurteile zerstreut und auf Wiederbringung saturnischer

Zeiten sei die Aussicht eröffnet worden.[351]) War die Nationalversammlung, nach dem mißlungenen Versuche, ihr Schranken zu setzen, nun erst recht zur Allgewalt gelangt, so mochte jetzt ohne Hindernis die in ihr zur Erscheinung kommende Nation den gewaltigen Schritt über die Kluft hinweg thun, die zwischen den bestehenden Verhältnissen und den neuerlich gewonnenen Idealen lag; nach eigenem Ermessen mochte sie sich ein Staatswesen erbauen, wie es diesen Idealen entspräche. Und der Gebrauch, den sie alsbald von der erlangten Allgewalt machte? Drei Wochen nur, und die berühmte Nacht vom 4. August befreite, so schien es und so hieß es, Frankreich mit einem Zauberschlage von dem jahrtausendalten Drucke unsäglicher Belastung.

Der Rausch — nach der Fülle seiner Kundgebungen zu schließen — überwältigte fast alles. „Die Menschheit ist nicht schwach, nicht alt geworden," ruft Schubart, „da ein Volk, das wir in Kleinigkeitsgeist verkommen glaubten, solche Proben von Mut und Größe giebt";[352]) und wie Klopstock, ist auch er beschämt, die Franzosen in solchem Werke so glänzend vor den Deutschen den Vortritt nehmen zu sehen. Wenn aber jemand vor einer Ueberrumpelung durch Enthusiasmus sicher geachtet werden mochte, so war es der derbverständige, gutmonarchische, statistisch und politisch wohlgeschulte Schlözer auf der einen Seite, auf der anderen Seite Johannes Müller, der Historiker, mit seinen vielen Bedenken gegen die Aufklärung des Tages, mit dem zarten Sinne für das geschichtlich Entstandene und dem starken Widerwillen gegen das rohe Antasten desselben im Sinne abstrakter politischer Doktrinen oder Ideale. So vollständig aber ergab sich jetzt die weiche Seele des letzteren den Eindrücken des Augenblicks, daß er den 14. Juli den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft nannte und „um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger schuldiger Großen diese Freiheit wohlfeil erkauft fand."[353]) Und Schlözer nimmt, nachdem schon eine Reihe von Monaten manche

arge Erfahrungen für die Freunde der jungen Freiheit gebracht, doch noch die Szenen des 14. Juli in Schutz als die Hauptrevolution, über welche alle aufgeklärten Weltbürger der französischen Nation Glück gewünscht.[354]) Seien Exzesse vorgefallen, so könnten die bei keiner Revolution fehlen; fast an den Ton manches französischen Terroristen gemahnt sein Wort: Krebsschäden könne man nicht mit Rosenwasser heilen; und das vergossene Blut — unendlich weniger als was Ludwigs XIV. ungerechte Kriege gekostet — möge auf die Despoten und deren infame Werkzeuge kommen, durch welche die Revolution notwendig geworden. Diese Notwendigkeit, und daß im Juli 1789 in Frankreich alles verloren geschienen ohne die Einmischung des Volkes, erkennt unumwunden auch ein Mann wie Ernst Heinrich Brandes an, ein Mann, nach seinem Charakter wie nach seiner bedeutenden Stellung im hannoverschen Staatsdienst jedem Verdacht eher ausgesetzt als dem eines voreiligen, revolutionären Enthusiasmus.[355]) Darnach ermesse man den Eindruck der französischen Nachrichten auf die leichter hinzureißenden Gemüter. „Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll, denn die heutigen Zeitungen enthalten so große, unerhörte, prächtige Dinge, daß ich heiß von ihrer Lektüre geworden bin," schreibt die lebhafte Karoline Böhmer an ihre Schwester.[356])

Namentlich aber auch eins ist zu bemerken und trug wesentlich bei, jenen Beifallsbezeigungen einen so überschwänglichen Charakter zu verleihen: das Gefühl einer allgemeineren Bedeutung, welche die französischen Ereignisse für die Welt haben müßten, steigerte sich weit über das Bisherige hinaus. Nicht mehr bloß, daß etwa Reichsstände auch noch anderwärts, als in Frankreich, ihre Wiederauferstehung feiern, ist jetzt die Hoffnung; einen furchtbaren Schlag für Tyrannei und Menschenbedrückung, ein Signal der Weltbefreiung überhaupt erblickt man in dem Geschehenen. Worte eines Johannes Müller, eines Schlözer mögen uns auch hier als bezeichnende Kund-

gebungen von Eindrücken dienen, welche ohne Zweifel bei der Masse der politisirenden Deutschen einen noch ungleich freieren Spielraum hatten als bei jenen beiden Gelehrten. Während der letztere die französische Revolution als eine kräftige Lektion für alle Menschenbedrücker in allen Weltgegenden und allen Ständen bezeichnet, [357]) findet es Müller „recht sehr gut, daß die Könige und Räte gewahr werden, auch sie seien Menschen,“[358]) und segnet den Eindruck auf Nationen und Regenten. [359]) „Wo noch ein Funken Energie ist — schreibt er an Dohm —, hilft's nicht mehr Bücher etwa zu verbieten; die Zeitung (bei der, in damaliger Zeit, nicht an Leitartikel, nur an Mitteilungen von Fakten zu denken) ist das Lehrreichste.“ Und auch Schlözers hochgeschätzter Freund, Graf Schmettau, der noch im Dezember 1788 mit einer Art von Schadenfreude von der Retorsion geschrieben, welche, bei Verbreitung der Insurgentenepidemie nach Frankreich, die Engländer üben könnten für die philosophischen Tiraden der Franzosen zu Gunsten der aufständischen Amerikaner, pries jetzt die französische Umwälzung als einen Segen für Frankreich und Europa und erbaute sich an der Vorstellung, daß nun jeder König, jeder Minister denken werde: Veniet summa dies! [360])

Nicht zum wenigsten dieser Gedanke an den Schreck der Mächtigen, an die Ermutigung der Völker war es denn auch, wodurch für Klopstock der Blick auf Frankreich einen immer stärkeren Reiz gewann. Höchst aufregend nach ihrem Inhalt, wenn auch in der Wirkung immer beeinträchtigt durch die nur für wenige genießbare Form, erklangen seine Worte. Nicht nur die größte That des Jahrhunderts, nein, eine That, deren gleichen man in den Weltannalen vergebens suche, glaubt er vor sich zu sehen. Wendet er dann von dem Glanze, der Galliens Haupt umstrahlt, das Auge auf Deutschland, so ist es das einemal mit einem durch keine Zeit zu lindernden Schmerze, daß nicht dies sein Vaterland es gewesen, welches sich diese Palme des Ruhmes errungen; das anderemal aber wünscht

er das beschämte Schweigen Deutschlands auf die Frage, ob es der Großthat Galliens eine ähnliche, eigene gegenüberzustellen habe, sich als die schwüle Stille vor dem Donner und Hagel deuten zu dürfen, unter und nach welchem auch über Deutschland der Segen der Freiheit hereinbrechen werde.[361]) Und in einer dritten seiner in jenen Tagen gedichteten Ode sehen wir den Fürsten an der Seite seines Kebsweibes schaudernd zusammenfahren vor dem schrecklichen Geiste der Freiheit, durch den sich die Völker „jetzt erfrechen zu sehn, was sie sind." — Damals war es auch, wo Jenisch, Prediger an der Marienkirche zu Berlin — als guter preußischer Patriot wenige Jahre später in dem Heldengedichte „Borussias" der Verherrlicher von Friedrichs des Großen Thaten — sich durch eine unendlich schwülstige „Ode auf die gegenwärtigen Unruhen in Frankreich" bekannt machte. Die Schlußstrophe:

Ihr Könige, noch sind für Hochgefühle
Der Menschen und ihr heilig Recht
Nicht alle Busen kalt. O sichert eure Stühle
Durch Güte und durch Recht

ist eine Reihe von Jahren hindurch eins der beliebtesten Zitate in der Tagesliteratur geblieben.[362])

Aber Ereignisse von so gewaltigem Eindrucke wie die französischen des Sommers 1789 werden denn doch nicht so ganz und ausschließlich nach einer Richtung ihre Wirkungen äußern. Eben durch die hohe Steigerung des Enthusiasmus und durch die Ausdehnung der erweckten Hoffnungen auf der einen Seite, werden auf der anderen die Zweifel und Besorgnisse heftiger als bisher angeregt und die Elemente des Gegensatzes aus dem Schlummer, in dem sie sich bisher vielleicht befunden, zu Selbstbewußtsein und bestimmterem Ausdruck gebracht werden. In dem allgemeineren Charakter, welchen mit dem Bastillesturm die französische Bewegung annahm, mußte nicht minder als für die Enthusiasten auch für diejenigen, welche sich in Ueberzeugung oder Interesse verletzt oder

gefährdet hielten, ein doppelter Antrieb liegen, sich zu entscheiden. Der Anfang zu einer bestimmteren Parteinahme gegen die revolutionären Vorgänge Frankreichs macht sich, inmitten des Beifallssturmes, jetzt hie und da in Deutschland bemerklich.

Sogleich nach den Juli-Ereignissen bringt das Hamburger politische Journal den Ausruf: „Welch ein Beispiel für die Souveräne, für die Soldaten? Nie war die persönliche Aufmerksamkeit der Herrscher auf der Erde nötiger als in diesem Augenblicke, daß der Schlag in Frankreich kein elektrischer werde"; und dies Journal, dem es bisher nicht an einer gewissen Weitherzigkeit und Bereitwilligkeit gefehlt hatte, die Erscheinungen der französischen Bewegung je nach Beschaffenheit des einzelnen Falles zu beurteilen, warf sich nun rasch in die entschiedenste Gegnerschaft gegen die ganze Bewegung und gegen jede Bedrohung bestehender Gewalten. Und mochten solcher Stimmen anfangs nur wenige sein im Vergleich zu dem volltönigen Chor der Bewunderer des revolutionären Frankreich, so sollte ihre Zahl und ihr Nachdruck rasch anwachsen, dank den groben Aergernissen, welche die französische Revolution in ihrem Fortgange darbot, dank aber nicht minder dem Umstande, daß immer stärker einflußreiche Klassen und namentlich die Regierungen durch Interesse und Stellung sich zu energischen Gegenwirkungen gegen das Anpreisen des französischen Heiles aufgefordert fühlten.

Das letztere konnte aber umso weniger ausbleiben, da der Anklang, den die französischen Szenen in Deutschland fanden, sich nicht darauf beschränkte, die Geister mit Staunen und Enthusiasmus zu erfüllen; in einer für viele beunruhigenden und schreckhaften Weise trat er auch als thatsächliche Nachahmung zu Tage. In mehr als einer Gegend schienen bereits im Sommer und Herbst 1789 die Fürstenstühle ins Wanken und jene Donner- und Hagelwetter, auf die Klopstock hingewiesen, zum wirklichen Ausbruche zu kommen. Gänzlich irren würde man aber doch,

wenn man solche Nachahmungen ohne weiteres als Offenbarungen des gleichen Sinnes, der in der Begeisterung der Gelehrten oder Dichter waltete, und als Bewegungen nach denselben Zielen und Zwecken betrachten wollte, welche diese durch die französische Revolution verwirklicht zu sehen hofften. Vielmehr sind zweierlei Arten, in denen die französische Revolution ihren Zauber geltend machte, wohl zu unterscheiden: die eine, bisher von uns beobachtete, lag in dem Einfluß auf die Gedankenentwickelung und in der Erwärmung für die allgemein menschlichen Ideale, die durch die Revolution ins Leben treten zu sollen schienen. Auf die, ich möchte sagen: sinnliche Ansteckungskraft dagegen, welche tumultuarische Auftritte allezeit auf die große Masse des Volkes auszuüben pflegen, ist die zweite Art zurückzuführen, und kam in einer Neigung zu Unruhe und Gewaltsamkeiten überhaupt zur Erscheinung, mochte nun, was dabei Beweggrund oder Losung hergab oder damit durchgesetzt werden sollte, den Ideen der französischen Revolution verwandt oder nicht verwandt, ja vielleicht ganz entgegengesetzter Natur sein. War jene erstere Art von Wirkung ungleich tiefergehend und nachhaltiger, so trat die zweite im Momente geräuschvoller auf und sprang stärker in die Augen.

Am stärksten in dem Lande, welches, wenn auch an seine formelle Zugehörigkeit zum deutschen Reiche kaum noch gedacht wurde, doch als erbliches Besitztum des Kaiserhauses ein spezielleres Interesse für Deutschland hatte: in Belgien. Bekanntlich wurde die Niederlage des französischen Hofes im Sommer 1789, zumal da man darin auch eine Beeinträchtigung für die Machtstellung des befreundeten österreichischen Hofes erblickte, zu einer bedeutenden Ermunterung für die Brabanter in ihrer Auflehnung gegen Josef und half dort, im Verein mit der Hoffnung auf preußische und englische Unterstützung, die Ausrufung einer belgischen Republik herbeiführen (Januar 1790); und doch waren dort, bei dem Gegensatz gegen den aufgeklärten Despotismus Josefs, eben die Elemente,

gegen welche die französische Revolution sich richtete, Privilegium und Klerikalismus, die überwiegenden und behaupteten sich als solche auch gegen das Streben der Vonkisten, der Bewegung einen moderneren Geist einzuhauchen. Aus sehr lokalen Anlässen entsprungen, bekam auch in Lüttich der Streit zwischen der Bevölkerung und dem Fürstbischof einen akuteren Charakter, hier in solcher Art, daß sogleich eine stärkere Kongenialität mit der französischen Revolution hervortrat.[363]) Auch hier gab es Tumulte und, nachdem der Fürstbischof, den gemachten Bewilligungen sich entziehend, außer Landes geflohen war (August 1789), Rüstungen des Volkes und Herstellung eines Zustandes, in welchem die Vertrauensmänner desselben die Gewalt an sich nahmen.

Wirkte auf diese Bevölkerungen das Beispiel des benachbarten Frankreich doppelt leicht, da sie gutenteils, nach Sprache und Blut, mehr wälsch als deutsch waren, so fehlte es doch auch auf rein deutschem Boden keineswegs an Unruhen. Man denke sich in die damaligen Rheinlande, dies Durcheinander von kleinen oder schlecht abgerundeten geistlichen und weltlichen Gebieten, reichsstädtischen Kommunen und reichsritterlichen Gütern; man versetze sich in diesen Bereich von schwachen Staatsgewalten mit ihren unaufhörlichen Streitigkeiten gegen einander oder ihrer mangelhaften Macht über bevorrechtete Untergebene, während die Masse der Landesbewohner, durch Feudalismus und Pfaffentum mit einem dichten Netz von Abhängigkeiten überzogen, in Verhältnissen dahinlebte, denen ebensowohl ein träges oder gemütliches Dahinleben zu gewöhnlichen Zeiten, als ein rasches Auffahren entsprach, wenn in der Nachbarschaft ein Getöse gleich dem französischen sich Beachtung erzwang.[364])

Letzteres geschah jetzt zunächst schon insofern, als die Befürchtung eintrat, aus den französischen Grenzprovinzen werde sich, bei der gänzlichen Auflösung der Ordnung daselbst, raublustiges Gesindel auch nach deutschen Gegenden seinen Weg suchen.[365]) Indem man dagegen einige

Maßregeln ergriff, kam für einzelne Fürstenhöfe dazu die Sorge um ihre innerhalb der französischen Reichsgrenzen gelegenen Herrschaften, um das Mömpelgardische Ländchen des Herzogs von Württemberg, um die zweibrückischen Besitzungen in Lothringen, die elsassischen Besitzungen des Fürstbischofs von Speyer, des Fürsten von Leiningen und anderer mehr. Noch ehe sich über das staatsrechtliche Verhältnis dieser Landschaften und Güter der bekannte Streit zwischen der französischen Nationalversammlung und dem deutschen Reiche erhob, wurden sie von dem ringsum herrschenden Aufruhrgeiste mitergriffen, wie denn der Landgraf von Hessen-Darmstadt gegen die ihm unterthänigen Leute im Elsaß selbst Kanonen in Bewegung zu setzen für gut fand.[366])

Bald jedoch fehlte es auch diesseits der deutschen Reichsgrenzen nicht an Ausbrüchen, und „der Artikel: Freiheitsdrang, schien leider," nach dem Ausdruck des Hamburger Journals, „ein stehender Journalartikel werden zu wollen."[367]) Je schwächer der Herr, desto rascher natürlich der Umsturz seiner Autorität. Ein Fürst von der Leyen, eine Aebtissin von Frauenalp oder die Mönche des reichsunmittelbaren Klosters zu Schwarzach, dessen sich die rebellischen Bauern bemächtigten, fanden bald nötig, sich nach Hilfe umzusehen. Glücklicher wem das Anschlagen eines gemütlich landesväterlichen Tones, für welchen ja solche kleine Herrschaften besonders günstigen Raum boten, jetzt zur Beschwichtigung des Volkes den gewünschten Dienst leistete. Der Fürst von Nassau-Saarbrücken erwarb sich, nachdem sein verhaßter Kanzleipräsident die Flucht ergriffen, durch freundliches Entgegenkommen einen Dank, der sich enthusiastisch in öffentlichen Feierlichkeiten aussprach.

Aber auch in größeren Fürstentümern schien man zunächst mindestens ebensosehr wie durch Tumultmandate, woran es natürlich nicht fehlte, durch Darlegung guten Willens und Erleichterung des Volkes in recht empfindlichen Punkten sich Unannehmlichkeiten ersparen zu wollen. Bis tief nach Deutschland hinein bekamen an mehr als

einer Stelle Hirsche und Wildschweine den plötzlichen Respekt zu empfinden, welchen Sereniſſimus, durch Befehl zum fleißigen Hinwegpirschen des übermäßigen Wildstandes, der vorhandenen Weltlage erweisen zu sollen glaubte.

Besonders war es unter diesen größeren Territorien das kurpfälzische — als klassischer Boden konfessioneller Vexationen und gräulicher Mißbräuche im Beamtentum schon früher von mir erwähnt —, wo man in Sorge zu sein Ursache hatte. Nicht bloß, daß das Volk bei Mannheim über die Wildschweine des einen Ministers herfiel und sie totschlug, daß sich mißliebige Beamte argen Handgreiflichkeiten ausgesetzt sahen und von der Flucht manches Landschreibers aus dem ihm untergebenen Oberamte erzählt wurde; — man hörte auch von einer Generalunion aller Städte und von Abordnungen nach dem Regierungssitze Mannheim, welche im Werke seien. Untersuchung gegen die Landschreiber, Verbot der Getreideausfuhr, Aufhebung des Holzmonopols, welches hauptsächlich dem Interesse eines natürlichen Sohnes des Kurfürsten diente, waren eilige Anordnungen, um das Schlimmste zu verhüten. Der Kurfürst Karl Theodor aber brachte zu München, das er einst, als er Baiern zu der Pfalz hinzugeerbt, mit so großer Unlust statt Mannheims zu seiner Residenz genommen, seine Tage in Zittern und Zagen hin. Ueber die ganz dissolute Günstlings- und Maitressenwirtschaft am Hofe und in der Regierung machte sich der Unmut des Volkes in derbstem Spotte Luft; es war, als sollten jetzt die Landstände mit ihren Vorstellungen und Beschwerden zu Gehör kommen.[368]) — Von anderer Art waren die Ursachen der Gährung in dem mit Härte und Habsucht regierten Hessen-Kassel. Unter den Bauern regte sich's: man habe nicht mehr zu frohnden, so lange nicht der Landgraf Rechnung abgelegt habe über die Verwendung der Gelder, welche nach dem siebenjährigen Kriege England für die vom Lande erlittenen Schäden gezahlt. Im Militär murrte man über die schlechte Bezahlung durch eine Regierung, die aus dem Schweiß und Blut

ihrer Soldaten so gewaltige Einnahmen bezogen hatte. Wenn die Gerüchte von eigentlichem Aufruhr in Kassel, über deren Wahrheit oder Unwahrheit es viel des Geredes gab, sich nicht bestätigten, so mögen auch hier wohlklingende Versprechnngen das ihrige gethan haben.[369]) — Vielleicht die beste Fassung bewährte, inmitten des allgemeinen Gefühles von Unsicherheit, ungeachtet des sehr mäßigen Umfanges seiner Macht, derjenige Fürst, der bisher als einer der fürsorglichsten und wohlgebildetsten in Deutschland sich einen trefflichen Namen geschaffen hatte — Markgraf Karl Friedrich von Baden. Sein Militär war in tüchtigem Stande; er leistete damit gute Dienste zur Reinhaltung der Grenzen gegen Frankreich hin, und die reichsunmittelbare Aebtissin von Frauenalp, sowie die Mönche von Schwarzach erfreuten sich von ihm in ihren Bedrängnissen einer freundnachbarlichen Unterstützung. In dem erst seit 1771 mit Baden-Durlach vereinigten Baden-Badenschen Ländchen gab es eine Bewegung unter der katholischen Bevölkerung gegen die protestantische Landesherrschaft. Der Markgraf griff energisch ein, ließ die Rädelsführer fassen und in dem unruhigen Bezirke Soldaten einrücken.[370])

Wo aber, im allgemeinen, die verbreitete Bewegung sich am stärksten geltend machte und namentlich am meisten auf die Oberfläche trat, das war auf dem Boden der zwei gebrechlichsten Klassen unter den Reichsständen, — in den geistlichen Territorien und in den Reichsstädten. „Fast alle beunruhigten Staaten diesseits des Rheines sind geistliche Staaten," hieß es an einer Stelle des Hamburger Politischen Journals.[371]) Keineswegs war unter den geistlichen Fürsten der Bischof von Lüttich der einzige, der von Land und Leuten zu gehen sich bewogen sah. Auch der Abt der hochangesehenen Stifte von Stablo und Malmedy fand nicht seines Bleibens, als die Bevölkerung unter dem Rufe: „Wir wollen nicht länger das Joch der Mönche tragen!" Abschaffung der übermäßigen Abgaben, Beseitigung des Geheimen Rates, Kassation zweier miß-

liebigen Minister und des Majors zu Stablo verlangte.[372]) Namentlich aber gehörte zu den Flüchtigen jener Graf August Philipp Karl von Styrum, Fürstbischof von Speyer, mit dessen Regierung sich einst die Staatsanzeigen Schlözers in so erbitterter Fehde befunden. In seinem diesseits des Rheines gelegenen Landesteile bildete Bruchsal, die bischöfliche Residenz und der Hauptort jenes Bruhrain, der einst im großen Bauernkrieg einen vorzüglichen Herd des Aufruhrs abgegeben hatte, — jenseits des Rheines bildete Deidesheim den Ausgangspunkt der Unruhe. Städtische Anliegen — freie Magistratswahl, Erleichterung des Bürgerwerdens u. s. w. — standen im Vordergrund; viele Dörfer aber schlossen sich an, und auch Abschaffung der Leibeigenschaft, um welche sich einst hauptsächlich der Streit mit Schlözer gedreht, ward unter die Forderungen aufgenommen.[373]) Im kurmainzischen Gebiet trat zu Bingen, einem besondern Besitztum des Domkapitels, die Bürgerschaft zusammen mit Klagen über die willkürliche Verwaltung der städtischen Gelder. Im Trierischen hielten die Gemeinden Zusammenkünfte; der Kurfürst erklärte alle mit „Art und Unterthanschuldigkeit" vorgebrachten Beschwerden untersuchen, beziehungsweise abstellen zu wollen, und ein paar populäre Domherren befanden sich unter den von ihm ernannten Kommissarien.[374]) In der Stadt Trier aber zog das Volk mit Trommelschlag vor das Rathaus; der Magistrat entfloh zum Teil, der andere Teil samt den Kommissarien des Kurfürsten wurde belagert und erst abends nach Bewilligung der Volkswünsche in Freiheit gesetzt.[375]) Auch das kleine, kurtrierische Boppard hatte seine Rebellion, bei welcher Weiber mitwirkten und zu deren Dämpfung dreihundert Mann Exekutionstruppen einrückten.[376])

Kam so, unter der Herrschaft des Krummstabes, hauptsächlich in Städten und Städtchen der unruhige Geist zur Aeußerung, so werden wir nichts Besseres von den Städten erwarten, die in der Hauptsache, als Reichsstädte, ganz auf sich angewiesen, meist aber in sich selbst

einen starken Halt zu finden außer stande waren. Einzelne dieser Reichsstädte hatten ja schon in Zeiten, wo ringsum die Welt in Frieden lag, sich nicht davor zu wahren gewußt, daß mitunter ein Streit zwischen Obrigkeit und Zünften oder eine sonstige Parteiung in groben Ruhestörungen zum Ausbruch gekommen. Welche Periode tollsten Unfugs hatte nicht soeben die alte Kaiserstadt Aachen durchlebt, bis, im Jahre 1787, durch das Einschreiten einer Reichskommission und den Einmarsch kurpfälzischer Truppen die Ruhe hergestellt war, welcher eine neue, durch Herrn von Dohm ausgearbeitete Verfassung Dauer geben sollte. In der freien Reichsstadt Köln war eine Auflehnung der Gaffeln oder Zünfte gegen die unabhängig gewordene Ratsgewalt noch im Gange, als der Sturm von Frankreich her zu wehen anfing.[377]) Hier hatte die Opposition eine besondere Farbe erhalten, indem sie durch Widerstand gegen einen Magistratsbeschluß, der den Protestanten die Errichtung eines Bethauses gestattete, den Glaubenseifer der Bevölkerung für sich in Bewegung setzte. Eben kam es darauf an, einem eingelaufenen Reichshofratsdekrete zu Gunsten der Protestanten zu gehorchen, — da fiel die Kunde von den Pariser Erschütterungen dazwischen. Jetzt sah man auch in Köln Kokarden, drohenden Aufruhr, hier aber in welchem Sinne? Die erschreckten Protestanten fanden sich durch den Terrorismus der Masse bewogen, auf ihr reichsgerichtlich anerkanntes Recht zu verzichten. Das stand in Analogie zu der Unruhe in der Ortenau und Vorarlberg; dort wie in anderen österreichischen Provinzen gewann der Gegensatz gegen die Josefinischen Aufklärungstendenzen verstärkten Ausdruck: Wiederherstellung der abgeschafften Wallfahrten und ähnliches war es, was man verlangte.[378])

Es kann nicht meine Absicht sein, eine vollständige Aufzeichnung aller der einzelnen Anschläge und Ruhestörungen zu geben. Eine Weile schien wohl im Westen von Deutschland das Volk allenthalben die Oberhand behalten zu sollen.[379]) Aber wenn der Angriff meist dem Bestehenden

nicht eben tief an die Wurzel griff, sondern sich nur gegen einzelne, besonders lästige Persönlichkeiten, Einrichtungen und Einführungen zu richten pflegte, so war er auch nach anderen Beziehungen hin oberflächlich genug. Es waren, wie wir sahen, sehr verschiedenartige Geister, denen die Pariser Unruhen einen Anstoß gegeben, sich unruhig zu rühren; dem Partikularismus der einzelnen Ländchen und Gemeinden gegenüber, deren jede mit dem momentanen Erfolg ihrer besonderen Anstrengung zufrieden war, bot kein Bewußtsein einer gemeinschaftlichen Tendenz einen Vereinigungspunkt dar. Da konnte denn, gegen so zersplitterte Kräfte, die Reichsmaschinerie bei aller eigenen Schwäche doch noch wirksam funktioniren; das Reich konnte eben in diesen Gegenden, in denen es bisher über die territorialen Gewalten verhältnismäßig noch am meisten Autorität ausgeübt, den Ruhm erwerben, diesen Gewalten einen Rückenhalt zu bieten. Reichshofrat, Reichskammergericht und sonstige Reichsorgane übten hier noch, in Streitigkeiten zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, eine wirkliche Entscheidung; jetzt gab es nicht bloß Dehortatorien vonseiten der Stände der beunruhigten Reichskreise, sondern auf Anordnung des Reichshofrates, des Reichskammergerichtes setzten sich Streitkräfte in Bewegung. So brachten pfälzische, kurkölnische, mainzische und hessische Truppen die Unterthanen des Fürsten von der Leyen zur Ruhe; in der Stadt Trier bewirkte das Erscheinen eines Kanzleiboten aus Wetzlar, dem ein Kommando kurmainzischer Truppen zu folgen bestimmt war, die Wiederherstellung der alten Ordnung. In der Reichsstadt Köln ward, im Dezember, vom Rathaus herab ein Reichshofratskonklusum verlesen, eine Exekution vonseiten der Stände des niederrheinisch-westfälischen Reichskreises trat in Aussicht, und es gelang dem Magistrat, die Dinge wieder in seine Hand zu bekommen. Kurkölnische Truppen pazifizirten die Besitzungen des Abtes von Stablo und Malmedy, nicht ohne daß indes das vermittelnde Einschreiten des Herrn von Dohm die Gewährung einiger Anliegen des Volkes,

Abschaffung des fürstäbtlichen Geheimen Rates und anderes, auswirkte. Die preußischen Staatsmänner — denn Preußens reichsständische Stellung in den westlichen Reichskreisen war es, die durch den Herrn von Dohm vertreten wurde — zeigten sich überhaupt bei diesen ersten Beunruhigungen, die durch die französische Revolution auf deutschem Boden bewirkt wurden, gern geneigt, die Mittel der Güte denen der Gewalt vorzuziehen. Im Verein mit der Art, wie die Hertzbergische Politik gegen Oesterreich damals so beträchtlich die Benutzung oppositioneller Bewegungen innerhalb der österreichischen Staaten selbst in ihre Berechnungen zog, erwuchs daraus eine Zeit lang der Verdacht, es gehöre zur damaligen preußischen Staatskunst, in dem Rufe einer volksfreundlichen Gesinnung, wo nicht gar in der geheimen Förderung von mancherlei regierungsfeindlichen Umtrieben ihr Interesse zu suchen.[380])

Mit Genugthuung wies man indes, als im Frühjahr 1790 an den meisten Orten die kurzen Wellen sich gelegt hatten, darauf hin, daß Deutschland „eine solche Verfassung habe, bei welcher es dem Pöbel nicht, wie in Frankreich, gelingen könne, ungezähmt auszuschweifen,“ [381]) eine Verfassung, „bei welcher der Freiheitsdrang nicht gedeihe und Ordnung behauptet werde.“ Was etwa von Ansprüchen und Forderungen seitens der Unterthanen festgehalten wurde, das mochte nun in der gewohnten Weise, auf dem langsamen Wege vor den Reichsgerichten und sonstigen Reichsbehörden, zu seiner Verwirklichung zu kommen suchen.

Eine völlige Beruhigung war freilich damit noch keineswegs gewonnen. Vor allem steigerten sich die Lütticher Vorgänge zu immer größerer Bedeutung und wurden, infolge der eigentümlichen Stellung, welche Preußen dazu einzunehmen sich veranlaßt sah, sogar ein Moment der Beachtung in dem damaligen Antagonismus österreichischer und preußischer Machtbestrebungen. Den Herd einer zwiefachen Unruhe bildete ferner, dank seinen ganz absonderlichen Verhältnissen, ein ziemlich tief im Innern Deutsch-

lands liegendes Ländchen, das des Fürstbischofs von Hildesheim. Zu einer wahrhaft abenteuerlichen Mannichfaltigkeit von Gegensätzen und Unzufriedenheiten fanden sich da die Bedingungen gegeben; vorzüglich waren es die Bauern, welche in eine langandauernde, meist jedoch ohne eigentliche Gewaltsamkeit verlaufende Bewegung gerieten. Tumultuarischer ging es in der Stadt Hildesheim her, welche, mitten im Lande gelegen, einer fast unbeschränkten Selbstregierung und Unabhängigkeit, und wieder im eigenen Innern höchst seltsamer Verfassungsverhältnisse sich erfreute. In diesem politischen Mikrokosmos gab es, bis gegen Schluß des Jahrhunderts, Revolutionen und Reaktionen, sehr verschieden nach Inhalt und Bedeutung, anfangs aber soviel Lärm verbreitend, daß man eine Aeußerung hörte, das deutsche Reich werde nicht gegen die französische Nationalversammlung einschreiten, ehe die Lütticher und die Hildesheimer Händel beigelegt seien.[382]) Aus Unfug zwischen Studenten und Handwerksgesellen entwickelte sich, Ende September 1790, in Mainz ein Aufruhr, dessen sich die Zunftmeister für ihre Zwecke bedienen zu wollen schienen und der ein paar Tage lang die Stadt mit Schreckniſſen erfüllte. Bäuerliche Unruhen, die um die nämliche Zeit sich in einem Landstriche des Kurfürstentums Sachsen erhoben, erregten ein ganz besonderes Aufsehen, teils wegen der weiten Entfernung von Frankreich, sowie wegen der Größe und des geachteten Charakters des Staates, worin hier die Erscheinung auftrat, teils wegen einer gewissen Planmäßigkeit und Organisation, daß man wohl auf geheime, nicht den bäuerlichen Kreisen angehörige Leiter schließen zu müssen glaubte.

Im ganzen war aber doch, seit dem Frühling 1790, ein so weit verbreitetes und unabläſſiges Aufflackern revolutionärer Flammen und Flämmchen, wie es unmittelbar nach den französischen Ereigniſſen des vorigen Sommers stattgefunden, nicht mehr zu bemerken. Häufiger und stärker trat ähnliches erst wieder ein, nachdem die Entwicklung in Frankreich noch weiter vorgeschritten und,

was die Hauptsache, nachdem der Konflikt zwischen dem revolutionären Frankreich und dem monarchischen Europa in einer für das letztere so unerquicklichen Weise zum Ausbruch gekommen war. Das Mißlingen des Feldzuges in die Champagne (1792) und der Custinesche Angriff, welcher Mainz und fast das ganze linke Rheinufer für eine Weile in französische Hände brachte, wirkte natürlich als neue Ermutigung für den Geist der Unruhe und Unbotmäßigkeit an den verschiedensten Stellen.

Daß nun Widersacher der französischen Revolution in dieser Menge von Tumulten einen Beleg für die Gemeingefährlichkeit dessen, was in Frankreich geschah, erblickten, versteht sich von selbst; ebenso, daß Andersgesinnte darin schwache Anzeichen fanden für das, was dereinst überall auf deutschem Boden sich ereignen könne, wenn Regierungen und Privilegirte sich aus den französischen Ereignissen keine Lehre zum Guten nähmen. Schon in der Gegenwart aber aus solchen Unruhen große Ergebnisse von allgemeinerem Werte im Sinne und Geiste der französischen Bewegung zu hoffen, vielleicht eine förmliche Revolutionirung Deutschlands zu erwarten, ließ man sich doch nur etwa unter den berauschenden Wirkungen der ersten Eindrücke beikommen.

Als Hauptsächlichstes und Handgreiflichstes, was im Wege stehe, wurde schon damals oft geltend gemacht die Zerteilung des deutschen Bodens unter eine so große Menge verschiedener Staatsgebiete. Von wo hätte ein Anstoß ausgehen sollen, der, über das einzelne Gebiet hinausreichend, weite Bereiche in Bewegung gebracht und damit erst eine wirkliche Macht gewonnen hätte? Auf ein einzelnes Gebiet aber beschränkt, schien doch in diesem Zusammenhange der vielen Staaten jeder revolutionäre Versuch sich immer nur einen kurzen, von der Nachbarschaft her bald gestörten Erfolg versprechen zu dürfen. Eben die Unruhen, die wir kennen lernten, boten uns

dafür Belege. Und diese Unruhen selbst, wo hatten sie ihren Schauplatz? Hauptsächlich in Gegenden, welche, an Zeitbildung hinter dem übrigen Deutschland zurückstehend, in ihren Lebensäußerungen am wenigsten maßgebend für das Ganze waren. Die Landschaften des mittleren und vollends des nördlichen Deutschland dagegen? Eben hier, wo die Aufklärung am verbreitetsten, mithin auch die politische Reflexion am entwickeltsten und daher tiefere Empfänglichkeit für Ziele und Tendenzen der französischen Revolution am meisten vorauszusetzen war, fehlte der Boden für äußere Ruhestörungen fast gänzlich. In den meisten und namentlich den bedeutenderen dieser Staaten traf man weder jene habituelle Schwäche alles Staats- und Regierungswesens, wie sie am Rhein und in Schwaben so häufig war, noch jenen moralischen und materiellen Bankerott der Regierungsgewalt, ohne welchen in Frankreich der Ausbruch der Revolution gar nicht denkbar gewesen wäre. Unter der Masse des Volkes war an vielen Stellen ein lebendiges Gefühl, daß man der landesväterlichen Fürsorge der Regierung neuerlich viel zu verdanken gehabt, an anderen Stellen wenigstens die Gewohnheit des passiven Gehorsams viel zu sehr in Kraft, als daß nicht gegenüber der polizeilichen und militärischen Ausrüstung der größeren Regierungen Auflehnungsgedanken sich für's erste als eitle Thorheit dargestellt hätten. Die Apostel der Aufklärung selbst mochten vielleicht für das französische Heil schwärmen, sich republikanischer Gesinnungen rühmen; wollten sie in den heimischen Verhältnissen im Sinne der Aufklärung mehr als bloß literarisch wirken, so waren sie meist doch noch immer darauf angewiesen, unter den Organen der monarchischen Regierungen einen Platz oder auf dieselben einen Einfluß zu gewinnen und so ihre Sache mit der der Regierungsautorität zu verbinden. Und ihren eigentlichen Sitz hatte die Aufklärung doch immer in den höheren Gesellschaftsklassen, vorwiegender als jetzt in dem Gelehrtenstande; in Lebenskreisen also, deren meiste Angehörige teils nach ihrer persönlichen Lage

keinen scharfen Stachel zu einem Ansturm gegen das Bestehende empfanden, teils ihrer Empfindung zur Not durch Denken und Schreiben zu genügen und, hierin wohl selbst eine That erblickend, sich um so eher in einen Verzicht auf augenblickliches Handeln zu finden gewöhnt waren.[383])

Daß auch die scharfe Opposition, in welche ein guter Teil der preußischen Aufklärung gegen die Regierung Friedrich Wilhelms II. geraten war, die äußere Ordnung des Staates nicht erschütterte, wird man schon aus dem hier Gesagten und daneben noch aus dem besonderen Charakter dieser preußischen Erregungen begreifen. Unleugbar erhielten dieselben unter dem Eindrucke der französischen Ereignisse eine beträchtliche Steigerung und Verschärfung; aber wenngleich dabei, wie wir schon sahen, auch bürgerliche und politische Freiheit zur Sprache gebracht wurde, so war doch der Hauptnachdruck und die packende Kraft noch ganz bei der Verfechtung der geistigen Freiheit und richtete sich vorzugsweise gegen das Kirchenregiment. In dieser Verfechtung aber sich zu mehr als literarischen Fehden und zu Demonstrationen zu versteigen, lag weder in der Macht noch in der Neigung derer, die dabei im Vordergrunde standen. Höchstens etwa ein Studententumult, nicht aber irgend etwas, wodurch das noch immer bewunderte feste Gefüge des preußischen Staates gefährdet worden wäre, mochte dabei zu Tage kommen.

Endlich noch eine Frage, nämlich: *welche* von den höheren Ständen es denn waren, deren Einfluß für die Haltung der großen Masse der Bevölkerungen als der bestimmende gelten durfte? Mindestens auf dem platten Lande und in den kleineren Städten waren es noch immer Geistlichkeit und Adel. So zahlreiche Bewunderer nun die französische Revolution unter den Mitgliedern des letzteren Standes hatte, so konnte doch allgemeinhin die Autorität desselben da, wo sie noch jetzt für die Denkart der Bauern in alter Kraft bestand, im Hinblick auf die Tendenzen der französischen Bewegung nur der

Bewahrung der Ruhe zu Gute kommen; anderwärts aber war es eben der Adel, der, indem hauptsächlich gegen ihn und seine Berechtigungen der Unmut im Bauernstande sich richtete, unwillkürlich dazu diente, diesen Unmut in kleineren Kreisen festzubannen und hie und da selbst der Regierung nutzbar zu machen, von der man sich Hilfe gegen Rittergutsbesitzer und Gerichtsverwalter versprach. Und die Geistlichkeit? Katholische Kleriker, die sich der Sache der Revolution zuwendeten, sind bekannt genug. Das Standesgefühl mußte aber, soweit es noch irgend rege war, nach dem Verhältnis der französischen Revolution zum römischen Kirchentum, auch hier sehr bald der ersteren entschieden entgegen sein. Und die protestantische Geistlichkeit? Welche Verdienste sie und ihre Lehre vom göttlichen Rechte der Obrigkeit und von der Verpflichtung des Unterthanen zum passiven Gehorsam sich einst um die fürstliche Gewalt erworben hatte, ist oft hervorgehoben worden. Unter den Geistlichen neuerer Bildung fehlte es nicht an freieren Auffassungen auch auf politischem Gebiete.[384]) Im ganzen aber hatten doch bisher auch die Geistlichen dieser Gattung, — oft durch die Regierung gegen die alte Orthodoxie und manchmal wohl auch gegen den Widerspruch aus den bäuerlichen Gemeinden selbst emporgehoben, nicht eben Veranlassung gefunden, in der hergebrachten Einschärfung unverbrüchlichen Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit eine Unterbrechung eintreten zu lassen.[385])

Wie selten nun aber fürs erste unter den Gebildeten in Deutschland die Versuchung aufkam, ihrem politischen Denken durch Hervorrufung von Szenen nach französischem Muster eine thatsächliche Folge zu geben, so blieb doch für das politische Denken selbst der weitere Fortgang der französischen Dinge von der größten Bedeutung. Und zwar nicht bloß, sofern man sich dem Glauben an die in Frankreich aufgegangene Freiheit hingab; auch bei den Abgeneigten und Widersachern machte sich diese Bedeutung geltend. Auch für sie war es doch immer vor-

zugsweise der Blick auf dies französische Wesen und seine Schicksale, woran sich ihre Befürchtungen oder ihre Hoffnungen knüpften; auch für sie waren es hauptsächlich die französischen Auftritte, aus denen sie die Argumente und Beispiele zur Erhärtung ihrer Behauptungen schöpften, und neben einigen Schriften der englischen Presse waren es auch für sie französische Produkte — die Schriften von Emigranten oder sonstigen Gegnern der in Paris herrschenden Parteien —, die, in Original, in Uebersetzung, in Auszug, als literarische Kampfmittel eine Hauptrolle spielten. Was von politischer Reflexion und Empfindung in Deutschland existirte, ward eben durch die französische Revolution festgehalten und lebte ganz wesentlich von Aufnahme und Verarbeitung des ungeheuern Materials an Thatsachen und Gedanken, das von jenseits des Rheines zuströmte oder doch dem von dort gegebenen Anstoß sein Dasein verdankte. Auch was nicht unmittelbar die französische Revolution selbst anging, bekam doch unwillkürlich von dort das Licht, unter welchem man es auffaßte: kein Urteil konnte ausgesprochen, kein Gegenstand ins Auge genommen werden, ohne daß sich dabei das Gewicht jener Staatsumwälzung für alles verraten hätte. Welch erhöhte Temperatur durch diese Konzentrirung der allgemeinen Teilnahme um die eine ungeheure und furchtbare Entwickelung in die Diskussion gebracht wurde, wie viel bestimmter dadurch die Ansichten sich ausbildeten und von einander abhoben, ist leicht zu denken; in scharfen Gegensätzen traten jetzt auch solche auseinander, welche bisher durch manche Meinungsverschiedenheit selbst in wichtigen Punkten nicht verhindert worden waren, sich im Wesentlichen als Diener und Verfechter einer gemeinsamen Sache zu betrachten.

Es liegt nun außerhalb der Grenzen meiner jetzigen Aufgabe, zu verfolgen, wie sich, während des immer unerfreulicheren Ganges der Revolution in Frankreich, in der großen Mehrzahl der politisirenden Deutschen das Urteil über politische Dinge gestaltete. Die Zeit jener ersten, fast allgemeinen Begeisterung für das französische Heil war

rasch vorübergegangen. Von einem unbedingten Preise der französischen Verfassungsarbeit bis in die letzten Stadien hinein, von einem vollen Wohlgefallen an der Haltung der zweiten (gesetzgebenden) Nationalversammlung, an der wachsenden Zuchtlosigkeit und dem zunehmenden Uebergewichte der extremsten Ansichten konnte in Deutschland nur bei einem mehr und mehr zusammenschmelzenden Rest früherer Bewunderer die Rede sein. Auch bei rein theoretischer Erörterung prinzipieller Fragen trat manche Aenderung ein im Hinblick auf die Konsequenzen, welche aus früher hochgehaltenen Sätzen sich entwickelt hatten oder daraus gezogen wurden. Ein Mann wie Schlözer gewann schon zeitig im Jahre 1790 selbst über die Julierei guisse des vorhergegangenen Jahres Ansichten sehr verschiedener Art von denen, mit welchen er sie unmittelbar nach ihrem Eintritte gefeiert hatte. Rasch mehrte sich auch die Anzahl derer, welche, hierin dem Göttinger Politiker sehr ungleich, mit der Anfeindung der französischen Revolution eine Bekämpfung aller bisherigen politischen und auch wohl der religiösen Aufklärung verbanden.

Daß aber, selbst unter den ärgsten Eindrücken der jakobinischen Schreckensherrschaft, in den bürgerlichen Klassen Deutschlands eine entschieden reaktionäre Stimmung nicht zu solchem Uebergewichte gelangte, als man wohl meinen sollte, das war gutenteils Eindrücken von der entgegengesetzten Seite zu verdanken, durch welche jene in gewissen Schranken gehalten wurden. Ich meine hier den Anblick des Treibens der Emigranten mit allem dem Anstoß, den er den Deutschen darbot; ich meine ferner die Entrüstung über die schroffe Art, wie bei vielen Regierungen der Abscheu oder die Furcht vor der Revolution sich zu Tage legte in erbittertstem Kampfe gegen alles bisherige Streben nach geistiger und bürgerlicher Freiheit, in brutalen Willkürübungen gegen die harmlosesten Kritiker bestehender Uebelstände, in möglichster Ertötung jener Publizität, an welcher der Deutsche soeben erst seine Freude und seinen Stolz hatte finden lernen. Denke man sich dazu noch das

Aufsehen, welches die Vorgänge in Polen bis zur letzten Teilung des Landes hervorbrachten, diese gröbste Vergewaltigung eines Staates und Volkes durch drei monarchische Regierungen, welche zu gleicher Zeit, im Krieg oder doch in feindseligster Haltung gegen das revolutionäre Frankreich begriffen, die Jakobiner als die heillosesten Frevler an göttlichem und menschlichem Rechte zu brandmarken sich gefielen. Und schon an und für sich bildete die gewaffnete Bekämpfung Frankreichs ein grobes Aergernis für Tausende. Wir kennen die im Wesen der damaligen Aufklärung liegende Gewohnheit, bei Krieg überhaupt eher das individuelle Elend, das daraus hervorging, als den Bestand oder Vorteil des Staates ins Auge zu fassen, um den sich's handelte; wie leicht mußte sich also nicht hier die Neigung geltend machen, diesen Krieg zu verurteilen als mutwillige Aufopferung und Belastung der Unterthanen in einem Kreuzzuge zu Gunsten der Herrschenden und Privilegirten.

Wie nun aber erst, als dieser Koalitionskrieg, statt mit einem vernichtenden Schlage gegen das revolutionäre Frankreich zu einem schnellen Abschluß zu kommen, in ein klägliches Mißlingen auslief? als den monarchischen Mächten zu der Mißbilligung, die ihr Unternehmen gefunden, nun aus aller der Uneinigkeit und Ratlosigkeit ihrer Kriegführung der ärgste Verlust an Respekt und an Zutrauen zu ihrer Widerstandsfähigkeit erwuchs? Nicht unbegreiflich wird man finden, wenn unter solchen Umständen es dahin kam, daß sich auch unter den deutschen Aufklärungsmännern von höherer Bedeutung gar mancher fand, der sich den Schritt vom Gedanken zur Handlung nicht versagen wollte. Nicht nach Frankreich brauchte er jetzt zu gehen, um eine seinen Ideen entsprechende Atmosphäre zu atmen; über Deutschland selbst schien sich diese Atmosphäre verbreiten zu lassen mit Hilfe der eindringenden Franzosen.

Freilich erstreckte sich denn doch, was in dieser Hinsicht geschah, nicht viel über solche Gebiete hinaus, in

denen die Franzosen bereits Fuß gefaßt hatten und ein gewaffneter Kampf gegen die gesetzlichen Gewalten kaum noch zu führen war. Aber auch wo weder französische Hilfe in der Nähe, noch Sehnsucht, französische Zustände auf deutschen Boden zu verpflanzen, im Spiele war, belebte sich doch unter dem Eindruck der Ereignisse bürgerliches Selbstgefühl sowie die Unlust an Willkürregiment; und nicht ganz haben sie es an Versuchen fehlen lassen, sich in den politischen Institutionen zu einer unmittelbaren Geltung im Sinne der modernen Freiheit zu bringen. Zwar jene städtischen und ländlichen Tumulte, welche in Menge auf dem süddeutschen Boden, vereinzelt aber selbst in Preußen (Breslau April 1793 und Oktober 1796, schlesische Weberdistrikte; Berlin 1795) Lärm verursachten, hatten hiermit wenig zu thun; meist gehörten sie noch immer zu jener Gattung von Unruhen, worin die französische Revolution nur als Ermunterung zu allerhand geräuschvoller Auflehnung überhaupt, Anlaß und Zweck mochte noch so verschieden sein, in Betracht kam. Etwas anderes war es aber, wenn in so manchem Landtage die soliden und gesetzten Leute der Städte-Kurie als Vertreter des Bürgerstandes ernstlicher als je die Rechtmäßigkeit der ritterschaftlichen Vorzüge, vor allem im Steuerwesen, in Frage zogen, oder wenn hie und da eine ständische Versammlung die öffentliche Teilnahme in Anspruch nahm für eine Oppositon, die sie nicht zum Schutz eines verletzten Sonderinteresses, sondern unter Berufung auf ein gemeines Wesen erhob, an welchem das Volk Teil habe. In einem Gebiete, welches schon öfters durch Verfassungsverhältnisse von eigentümlicher Dauerhaftigkeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, in Württemberg, hielt auf besondere Anlässe hin noch unmittelbar vor Schluß des Jahrhunderts (1798 ff.) eine parlamentarische Bewegung die Bevölkerung stark in Atem; eifrige Bemühungen wurden verwendet und manche lebhafte Hoffnung darauf gesetzt, daß es hier, auf deutschem Boden, gelinge, aus alten Verfassungsformen heraus den Weg

zur Herstellung eines monarchischen Staatswesens zu finden, wie es den Forderungen aufgeklärter und gesetzliebender Freiheitsfreunde entspräche.

Stärker aber, als in einzelnen praktisch-politischen Bestrebungen, gab sich fortwährend in der Presse und daneben in Verkehr und Sitte zu erkennen, daß keine Reaktion imstande war, die Geister aus den Anfängen einer lebendigeren und freieren Beteiligung an politischen Dingen in die alte Gleichgiltigkeit zurück oder gar in einen blinden Fanatismus gegen das soeben Gebilligte und Wertgeschätzte hineinzustoßen. Wohl drängte sich, nachdem die politische Begeisterung durch den leidigen Ausgang des hoffnunggebenden französischen Schauspieles arg ernüchtert worden war, der mächtige Aufschwung der schönen Literatur und daneben auch der Zauber der transcendentalen Philosophie jetzt gewaltig in den Vordergrund des Interesses. Ja es fehlte den gewichtigen Stimmen nicht an Anklang, die da mahnten, daß zuerst Kunst und Wissenschaft ein neues Geschlecht von Menschen heranziehen müßten, ehe eine Erneuerung des staatlichen Lebens Erfolg versprechen könne. Dennoch behauptete die politische Diskussion für die Masse der Gebildeten auch ferner eine namhafte Bedeutung. Nur daß freilich in einem Punkte ihr Charakter eine Einbuße erlitt, welche sich dann, durch allen Wechsel der Ereignisse hindurch, auf lange fühlbar gemacht hat. Der übermäßige Einfluß des französischen Wesens und die Niederhaltung der Presse durch die deutschen Regierungen, welche dem Schriftsteller die Besprechung der heimischen Verhältnisse erschwerte oder verleidete, wirkten hier zusammen. Mit einem reichlichen Gewinn an neuem Inhalt verband sich für die politische Literatur Deutschlands ein namhafter Verlust an selbständiger Haltung, eine Abhängigkeit vom Auslande in Stoff und Formgebung, welche gar stark kontrastirte gegen die Betonung deutscher Art und deutschen Ausdrucks in dem unmittelbar vorhergegangenen Zeitabschnitt. Nicht die politische Literatur war es, der man in den letzten Jahren des

achtzehnten, in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts es nachrühmen konnte, daß vorzugsweise in ihr der deutsche Geist sich immer mehr seiner selbst bewußt werde.

Wenden wir uns nun im Anschluß hieran noch einer der Fragen zu, die uns früher hauptsächlich beschäftigt haben, der Frage nach einer Richtung des politischen Sinnes auf den Vaterlandsgedanken, namentlich auf einen deutschen Patriotismus. Da schien denn wohl für diesen, am Ausgange des vorigen Jahrhunderts und noch bis in das gegenwärtige hinein, kein Platz mehr in Deutschland gegeben. Es ist bekannt, wie viele Deutsche während des Krieges mit dem revolutionären Frankreich, ohne sich eben zu jakobinischen Gesinnungen zu bekennen, doch kein Hehl daraus machten, daß sie jede Niederlage der deutschen Waffen als einen Gewinn für die Menschheit ansähen; es ist nicht minder bekannt, wie anderseits, den eindringenden Franzosen gegenüber, der Partikularismus in die üppigste Blüte schoß und Land und Ländchen sich dreimal glücklich priesen, den Schein der eignen Sicherheit erkaufen zu können durch Zurücktreten von der gemeinen Sache. Aber auch unter den eifrigen Gegnern der Revolution und der französischen Macht — wie spielte doch auch da die Beziehung auf das deutsche Vaterland oft eine so nebensächliche Rolle! Mehr zur Menschheit oder zu Europa sprechen die bedeutendsten unter den antirevolutionären Schriftstellern; weit mehr für die Weltordnung oder das Gleichgewicht des Erdteils, als für Deutschland, ziehen sie bei ihrer Bekämpfung der französischen Ausschreitungen zu Felde; ihr Vertrauen steht mindestens ebenso oft auf England oder Rußland, als auf den deutschen Großmächten, deren einer man ja kaum seine Hoffnung zuwenden konnte, ohne der andern als einer Gefahr zu gedenken. Anrufungen eines deutschen Nationalgefühls werden nur allmählich hörbar, von einigen Dichtern oder Männern, die sonst, durch Stellung oder Entwicklung, sich zum Anschlagen dieses Tones berufen fühlten,

und klangen dann wie Töne aus fremden Regionen in das wirre Treiben der Erde hinein.

Was aber insbesondere diejenigen Stimmen betrifft, die für das alte Reich als solches in die Waffen zu rufen versuchten, so gaben sich diese nur allzuoft deutlich zu erkennen entweder als Werbungen für habsburgische Zwecke, oder als Notschreie von solchen, die mit dem Zusammenbruche des alten Wunderbaues ganz unmittelbar auch den Zusammenbruch ihrer eignen politischen Existenz erwarten mußten; aus den Kreisen der Reichsritter, aus den geistlichen Fürstentümern und ähnlichen Bereichen suchten sie sich bei der Mitwelt Gehör zu verschaffen. Diejenige Macht dagegen, an welche sich noch unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution so manche Hoffnung für ein neues Gedeihen des ganzen Deutschland geknüpft hatte, verfiel einem argen Verhängnis: eben gegen sie durften, mit einem schwer zu bekämpfenden Scheine der Wahrheit, vor der Menge die ärgsten Beschuldigungen eines Verrates an der deutschen Sache, wofern man einer solchen sich überhaupt noch erinnerte, geschleudert werden. In ein namenloses Chaos mußten sich alle politischen Anschauungen, soweit der deutsche Name dabei in Frage kam, verlieren inmitten der sinnverwirrenden Vorgänge, in denen die Auflösung des alten Reiches sich vollendete.

Nicht wenig Anziehendes hat es nun aber zu beobachten, wie, eben mitten in diesem letzten Auflösungsprozesse des alten Reiches, der Beginn einer kräftigen Gegenwirkung des nationalen Gefühls gegen die politische Schmach Deutschlands sich ankündigt. Vorzüglich seit dem Jahre 1804 läßt sie sich in deutlicheren Spuren verfolgen; und nicht ertötet, vielmehr nur verschärft und vertieft wurde sie durch die furchtbaren Schläge der drei nächstfolgenden Jahre, durch die Vervollständigung und Verallgemeinirung der französischen Gewalt über Deutschland. Die Jahre 1806 und 1807 warfen Preußen von der bis dahin noch behaupteten scheinbaren Höhe in die tiefste Erniedrigung, zugleich aber auch aus der mißlichen Stellung heraus, in

welcher man es zuletzt für alles, woran sich eine politische Hoffnung Deutschlands knüpfen wollte, eher verderblich als förderlich zu achten sich gewöhnt hatte. Preußen wurde von allen deutschen Staaten der gemartertste; zugleich aber wurde es auch, mit dem Stachel seiner großen Erinnerungen in der Brust und in erneuertem und verstärktem Gefühle seiner selbst als eines deutschen Staates, in eine Richtung des Handelns getrieben, in welcher sich, unter schwerem Ringen, Altes mit Neuem verschmolz. Eine Stellung in und für Deutschland fiel ihm zu, ähnlich und doch auch wieder so ganz anders geartet im Vergleiche zu jener, welche ihm, einem vorübergehenden Anscheine nach, schon einst, in den Tagen des Fürstenbundes, bestimmt gewesen war.

Wie nun, seit dem Ausgange des alten Reiches, jene Reaktion des nationalen Gefühls dem Gedanken an ein deutsches Vaterland ein neues Leben und einen neuen Charakter verlieh, wie aber auch dann dieser Gedanke erst noch mancherlei Schicksale und harte Proben zu bestehen hatte, ehe eine Klarheit darüber aufging, von wo und auf welchen Wegen er die Möglichkeit finden werde, zu seiner Verwirklichung zu gelangen, dies näher auszuführen, würde die Hauptaufgabe sein für denjenigen, der sich die Entwicklung politischen Denkens und Empfindens in Deutschland seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zum Gegenstande der Darstellung wählen wollte.

Anmerkungen

[1]) Schlözers Briefwechsel Heft 16, S. 254; Staatsanzeigen Bd. 5, S. 259. Der ungünstige Vergleich der preußischen Preßfreiheit mit der österreichischen findet sich in Weckhrlins Grauem Ungeheuer Bd. 5, S. 138 ff. (1785), anknüpfend an ein damals erschienenes preußisches Ministerialreskript, von dem ich weiter unten (Anm. 117) zu reden haben werde. „In unserem helldenkenden Oesterreich", sagt Ignaz von Born (das verehrte Haupt der Wiener Aufklärungsfreunde und mutmaßliche Original des Sarastro in der Zauberflöte) in einer Erklärung gegen die Münchener Dunkelmänner, Journal von und für Deutschland 1785, Bd. 2, S. 291.

[2]) Einen recht treffenden Hinweis auf den überaus merkwürdigen Charakter der hier besprochenen Zeit und den Eindruck, den sie auf uns hervorbringen würde, „if the French revolution had not almost exstinguished the very memory of that period", findet man in Seeley, Life and times of Stein, vol. I, pag. 46.

[3]) E. Brandes, Ueber einige bisherige Folgen der französischen Revolution mit Rücksicht auf Deutschland (Hannover 1792), S. 44.

[4]) Bd. 2, S. 386. Es war dieser Aufsatz, welcher, indem er dem Staate die entscheidende Rolle bei Hinführung der Menschheit zu ihrer Bestimmung anweist und in ihm selbst den höchsten Gegenstand menschlichen Schaffens erblickt, hierin mit der vorherrschenden Zeitrichtung stark kontrastirt und auch Herders ganzen Unmut erregte. Dieser trug sich damals mit einer so niedrigen und äußerlichen, ja fast seindseligen Vorstellung über den Staat, daß seine Aeußerungen weiter unten, nicht eben allzufern von den Weishauptschen Ausführungen auf S. 17, einen Platz finden könnten.

[5]) „Die Schweiz, dieser Sitz der heiligen Freiheit und des republikanischen Mutes." Schubarts Deutsche Chronik 1774,

Bd. 1, S. 43. Ueber die Sympathien für die Schweiz, insbesondere in Schwaben, s. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, S. 78 ff.

[6]) Ich beziehe mich hierfür jetzt nur auf die Anstrengung, die sich's der wackere Thomas Abbt in der Schrift: Vom Tode für das Vaterland (1761) kosten läßt, zu beweisen, daß es auch in Monarchien ein Vaterland gebe. S. unten.

[7]) E. Brandes a. a. O. Das Folgende sind Worte des wohlbekannten Baron v. Steuben, s. Schlözers Briefwechsel, Bd. 7, S. 333.

[8]) In der Ode: Weissagung:

„Frei, o Deutschland
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht."

[9]) Claudius' Werke, Bd. 1, S. 2.

[10]) S. die Ode: Die Freiheit.

[11]) Die an dies Jahrhundert gerichteten Schlußworte lauten:

„Donner entrollen deinem Fußtritt und es stürzen dahin
Die Throne, in die goldnen Trümmer Tyrannen dahin.
Du gießest aus mit blutiger Hand der Freiheit Strom!
Er ergeußt sich über Deutschland! Segen blüht
An seinen Ufern, wie Blumen an der Wiese Quell."

[12]) C. F. D. Schubarts, des Patrioten, gesammelte Werke (Stuttgart 1840 — aus welcher Ausgabe ich öfters die daselbst abgedruckten Stellen der Schubartschen Chronik zitiren werde), Bd. 8, S. 47.

[13]) Diezmann, Schillers Denkwürdigkeiten, S. 208.

[14]) Winkopp, Bibliothek für Denker und Männer von Geschmack, Bd. 2, S. 435. Näheres davon weiter unten im fünften Abschnitte.

[15]) Man sehe das interessante, neuerlich manchmal in Erinnerung gebrachte Gedicht: „Die Freiheit Amerikas", in der Berliner Monatsschrift 1783, Bd. 1, S. 386 — besonders interessant auch als ein Zeichen des idealisirenden Schimmers, der für so viele auf der jungen amerikanischen Freiheit ruhte und in welche Schlözer vergeblich mit seinen derb royalistischen und realistischen Wetterschlägen hineinfuhr. Der Verfasser, J. F. H — L. unterzeichnet, war, wie man aus der am Ende des ersten Bandes von 1784 befindlichen Entgegnung auf Schlözers heftigen Ausfall gegen das Gedicht (Staatsanzeigen Bd. 4, S. 140) ersieht, Professor an einer deutschen Universität.

Frei bist du (sag's im höheren Jubelton,
Entzücktes Lied!) frei, frei nun, Amerika!
Erschöpft, gebeugt, bedeckt mit Schande
Weichet dein Feind und du triumphirest.

Der edle Kampf für Freiheit und Vaterland,
Er ist gekämpfet, rühmlich gekämpfet. Nimm
Den Kranz am Ziel! Europens Jubel
Feire den heiligsten aller Siege.

Im ferneren Verlaufe des Gedichtes wird Britannia von ihrem Schutzgeist gescholten, daß sie, „einst bedrängter Völker schützende Retterin", jetzt in Herrschsucht und Raublust die eigenen Kinder sich zur Beute erkoren habe. Diese aber rissen sich los:

Nichts halfen deine Schaaren, gesandt zum Mord
Auf hundert ehrnen Kielen, und zahllos
Geheurte deutsche Sklaven, Zeugen
Tobender Ohnmacht, beschämten Dräuens.

Fort, meines Schutzes unwert! Dein Frevel sei
Der Nachwelt ernste Lehre: wenn ein Tyrann
Nach freier Menschen Habe geizet,
Denk' er Britanniens Loos und zittre.

Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst kommt auch dir der Tag, wo die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst, und, ein glücklicher Volksstaat, grünest.

Weiterhin redet der Dichter selbst Amerika an:

Wer nie sich freute, freue sich deines Glücks!
Wer nie gejauchzt hat, jauchze! Dein Beispiel ruft
Laut den entfernten Nationen:
Frei ist, wer's sein will und wert zu sein ist.

Noch immer schreckt die rasende Despotie,
Die, Gottes Rechte lügend, nur Großen fröhnt,
Den Erdkreis. — Wie sie kämpft, die Hyder,
Wie sie den schuppichten Nacken windet,

Und Flammen sprüht! Doch Herkules Washington,
Der Freiheit Schutzgott, stemmte den starken Arm
Ihr kühn entgegen, lehrt, das Scheusal
Mutig in jeglicher Zone fällen.....

O Land, dem Sänger teurer als Vaterland,
Der Sprößling deiner Freiheit steigt schnell empor
Zum Baum, in dessen süßem Schatten
Ordnung und Recht und Gesetz gedeihen.

Der Mietling selbst, der die Freiheit habe bekämpfen sollen, nun aber sich als Bürger aufgenommen sehe, segne jetzt die bessere Hemisphäre,

Wo süße Gleichheit wohnet, und Adelsbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trotzt, und vom Schweiße des Landmanns schwelget.

Die nach einer andern Seite hin vorzüglich interessanten letzten Strophen werde ich an einer andern Stelle (Anm. 186) anführen.

[16]) Berl. Monatsschr. 1785, Bd. 1, S. 139 ff.

[17]) Deutsches Museum, Jahrg. 1780, Bd. 1, S. 1.

[18]) Siehe z. B. Deutsches Museum 1780, Bd. 1, S. 377. Eine Mehrzahl von Beispielen wäre leicht anzuführen.

[19]) Deutscher Zuschauer, Bd. 6, S. 179.

[20]) Salzmann, Karl v. Karlsberg, oder über das menschliche Elend; s. z. B. Bd. 6, S. 79, 153.

[21]) Deutscher Zuschauer, Bd. 3, S. 88.

[22]) Ein Wort im Vertrauen über den Türkenkrieg, 1788; Auszüge daraus Deutscher Zuschauer Ende des 7. Bandes. „Brüder", heißt es da unter anderm auch, „flieht aus den ebenen Flächen dieser Erde, die Freiheit ist dahin; fliehet zu den ersten Wohnsitzen der Menschen, eilt den grausen Bergen zu, dort hüpft noch Freiheit, dort lodert noch Mut; die sanften Ebenen sind der Laune eines Einzigen preisgegeben."

[23]) Deutscher Zuschauer, Bd. 6, S. 330.

[24]) S. die „Anrede an die neuaufzunehmenden Illuminatos dirigentes" in dem „Nachtrag von weiteren Originalschriften, die Illuminatensekte .... betreffend, 2. Abt.; Frkf. 1787, S. 44.

[25]) Man sehe, was in der Berl. Monatsschr. 1784 am Ende des ersten Bandes auf den starken Angriff erwidert wird, welchen Schlözer gegen die Ode zum Preis Nordamerikas gerichtet hatte.

[26]) In dem soeben (Anm. 25) erwähnten Angriff gegen die Ode, Staatsanz., Bd. 4, S. 140.

[27]) Graues Ungeheuer, 1. Bändchen S. 63.

[28]) Ebenda, Bändchen 4, S. 156.

[29]) In dem Buch: Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft. Die Stelle und noch anderes, weiterhin zu Erwähnende ist abgedruckt in der Rezension Allgem. Jen. Lit.-Z. 1785, Nr. 45. Nach Ausbruch der französischen Revolution äußerte sich Affsprung anders. S. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, S. 84, wo überhaupt, sowie in der Allg. D. Biographie, mehr von Affsprung zu finden ist.

[30]) S. den Aufsatz: Ueber die Freiheit des Bürgers und die Prinzipien der Regierungsformen, in Eberhards Vermischten Schriften, Bd. 1, S. 1.

[31]) Ersteres ein Ausdruck Weckhrlins, letzterer Ausdruck in einem Aufsatz des D. Zuschauers zu finden (Bd. 4, S. 241 ff.). Für die Verachtung des in seinen Grundanschauungen sehr

radikalen Weckhrlin gegen die Republiken noch ein paar Belege. „Jede Republik, und noch mehr jede Oligarchie, ist schon kraft ihres Namens zum Untergang bestimmt." Gr. Ungeh. Bd. 3. Von Nördlingen, mit welchem W. in persönlicher Fehde lebte, heißt es: „Wahr ist's, ihr System ist im strengsten Sinne demokratisch. Man weiß, daß diese Farbe jeder Aufklärung, jeder vernünftigen Anstalt widerstrebt" (Bd. 4). Im Bd. 6, S. 306 heißt es: „In jeder republikanischen Gesellschaft, sie nenne sich Demokratie, Aristokratie, Oligarchie oder Dämonarchie, ist die Tugend nur eine Komposition." Vergl. den Spott über die kleinen Reichsstädte und ihre Schurzfellmajestäten, Bd. 9, S. 192. Den Amerikanern ist Weckhrlin nicht eben günstiger gesinnt als Schlözer. Polens Untergang und auch der Untergang der Schweiz (Ebeling, Weckhrlin, S. 67) wird prophezeit. Ein Anonymus in Weckhrlins Journal spricht sich sehr stark über Demosthenes, seine Schimpfereien, seine Beleidigungen eines weisen und tapferen Königs aus. Von der Behandlung, welche auch Schlözer in seinem Eifer gegen seinen Kollegen Heine, welcher Schlözers Vergleichung des Herzogs Ludwig von Braunschweig (s. oben S. 22) mit Phokion in ein lächerliches Licht gestellt hatte, dem Demosthenes als einem „erweislich abscheulichen Manne" angedeihen ließ, s. J. Bernays, Phokion und seine neueren Beurteiler, S. 14.

[32]) S. den Brief vom 23. November 1780 zu Anfang des ersten Bandes des Jahrg. 1781 des Deutschen Museum.

[33]) Ueber Weckhrlins Fehde mit der Regierung von Glarus findet man das Nähere in Ebeling, Weckhrlin; vergl. auch Schlözers Staatsanzeigen, Bd. 2, S. 273, Bd. 4, S. 357, Berl. Monatsschr. 1783, Bd. 1, S. 476.

[34]) Staatsanzeigen, Bd. 4, S. 149.

[35]) Statt vieler Belege hier nur einige wenige: „Die ganze untere Klasse des Pöbels gehört kaum zur Gesellschaft" (Briefe eines reisenden Franzosen, 2. Ausg., S. 207). Weckhrlin, von der Entkräftung sprechend, der alles entgegenzugehen scheine, fragt, wer oder was denn im äußersten Falle helfen solle? Am wenigsten, antwortet er, eine Demokratie, wo der „unräsonable Eigensinn des immer blinden Pöbels .." (G. Ungeh., Bd. 8, S. 262) Archenholz in der Minerva 1793 sagt, bei Besprechung von Unruhen in Mietau: „Unter »Nation« verstehe ich hier nur die höheren Volksklassen; die niederen Volksklassen, d. h. der Handwerker, der Landmann, sind im ganzen genommen allenthalben nur Halbmenschen." Man vergleiche ferner die Art, wie diese „niedern Volksklassen" bis zum Handwerksmeister herauf in Salzmanns Karl von Karlsberg gezeichnet sind. Die im Text angeführte Stelle findet sich im Gr. Ungeh., Bd. 4, S. 244.

[36]) S. das Journal von und für Deutschland 1785, Bd. 2,

S. 552 und 1787, Bd. 1, S. 221, wo man die gekrönte Preisschrift findet.

[37]) Berl. Monatsschrift 1785, Bd. 1, S. 139 ff.

[38]) S. oben S. 18.

[39]) Staatsanz., Bd. 2, S. 259: „In Ländern, wo nur der Adel zu gewissen Aemtern oder Pfründen kommen kann, sagt man freilich nicht: Der Adel beherrscht den Bürger; aber das Naturrecht sagt noch mehr: Der Adel kujonirt den Bürger, er mißhandelt die Menschheit." Hierauf die im Texte angeführten Worte.

[40]) S. die Polit. Fragmente, Deutsches Museum, 1777, Bd. 1, S. 97.

[41]) Karl v. Karlsberg, Bd. 2. Die Stelle findet man auch abgedruckt in K. Ad. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen. 2. Aufl., Bd. 6, S. 278.

[42]) Eine besonders lebhafte Polemik gab es in dem Dtsch. Museum, 1785.

[43]) Berl. Monatsschr., 1786, Bd. 1, S. 119.

[44]) S. z. B. Deutsch. Mus., 1787, Bd. 1, S. 480.

[45]) Staatsanz., Bd. X, S. 24.

[46]) Journal v. u. f. Deutschl., 1786, Bd. 1, S. 412.

[47]) S. den Aufsatz im Deutschen Museum, 1777, Bd. 2, S. 97, auf den ich noch öfters zurückkommen werde. Daß der Aufsatz von einem hochgestellten Manne herrühre, wird im D. Museum selbst gesagt; daß der preußische Minister v. Zedlitz der Verfasser war, sagt K. Fr. Moser, der in seinem N. patriot. Archiv, Bd. 1, S. 371 (vergl. S. 321) einen nochmaligen Abdruck bringt.

[48]) S. z. B. Gr. Ungeh., Bd. 11, S. 305. Hätten die Türken einen Adel, so würde ihre Regierung nicht despotisch sein u. s. w.

[49]) S. Patriot. Phant., Bd. 4, S. 268.

[50]) S. hierüber die Bemerkungen im Journ. v. u. f. D., 1787, Bd. 1, S. 148.

[51]) S. z. B. Deutsches Museum, 1777, Bd. 2, S. 131. Die wenigen Bürgerlichen, die zu den höchsten Stellen gelangten, müßten dem Adel einverleibt werden.

[52]) Berl. Monatsschr., 1787, Bd. 1, S. 398 ff.

[53]) Schubarts Werke, Bd. 6, S. 267.

[54]) Berl. Monatsschr., 1787, Bd. 1, S. 121.

[55]) S. den Anm. 44 zitirten Aufsatz.

[56]) Berl. Monatsschr., 1787, Bd. 1, S. 395.

[57]) Polit. Fragmente. Deutsch. Museum, 1777, Bd. 1, S. 97.

[58]) Dieser Hinweis, unter Berufung auf einen berühmten Historiker (jedenfalls Spittler), findet sich in dem Aufsatz v. Brandes, Berl. Monatsschr. a. a. O.

[59]) S. den oben Anm. 46 zitirten Aufsatz.

[60]) Briefe eines reisenden Franzosen (von dem Salzburger Kaspar Riesbeck), 2. Aufl., Bd. 2, S. 95.

[61]) Der Aufsatz ist schon oben, Anm. 30, angeführt worden.

[62]) Schlözer, Staatsanz., Bd. 8, S. 1 u. 43. Siehe hierzu Cl. Perthes, Polit. Zustände u. Pers. in Dtschld. zur Zeit der französ. Revol., Bd. 1, S. 157.

[63]) Philippson, Gesch. d. preuß. Staatswesens u. s. w., Bd. 1, S. 157.

[64]) Im Genius der Zeit, 1800, S. 261, findet sich eine Klage, daß in Folge des Eindruckes der französischen Revolution auf die Regierungen das Militär wieder als die alleinige Stütze der letzteren betrachtet werde, während man vorher bereits von dem Vorurteile barbarischer Zeiten zurückgekommen und auf dem Wege gewesen sei, den Militärstand nach Verdienst zu ehren, die öffentliche Sicherheit aber zutrauensvoll in die ganze Nation zu setzen. Vergl. hierzu die Entgegnung eines Rezensenten auf die Aeußerung in der Schrift eines badischen Premierlieutnants, wonach nur durch die Truppen die Kronen der Monarchen geschützt und erhalten würden, in der Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1785, Juni, S. 12.

[65]) S. den Aufsatz 1785, Bd. 1, S. 277.

[66]) Sehr kräftige Worte Karl Friedr. Mosers gegen Beseitigung der Landstände, aber auch über die Art, wie Landstände beschaffen sein müßten, findet man in Busche's Schrift über Moser, S. 258, 274, 284.

[67]) Es geschah freilich, indem sie, zum Teil aus sehr engherzigen Motiven, die Anträge eines sehr aufgeklärten Ministers (v. Fürstenberg) auf Wehrhaftmachung des Landes abwiesen. S. das Aktenstück in Schlözers Briefw., Bd. 7, S. 157.

[68]) Graues Ungeheuer, Bd. 2, S. 80.

[69]) S. die Schrift Pintos und die Bemerkungen Schlözers dazu, im ersten Bande des Briefwechsels.

[70]) Staatsanz., Bd. 9, S. 506.

[71]) Etwa — meint Schlözer — durch eine aus allen Provinzen gewählte Deputation? Wenigstens hätte man verfahren können wie die preußische Regierung mit dem Entwurf des preußischen Landrechts. Staatsanz., Bd. 9, S. 506.

[72]) Staatsanz., Bd. 12 (anno 1788), S. 368.

[73]) S. den Aufsatz: Ueber den Vaterlandsstolz, im Deutsch. Museum, 1776, Bd. 1, S. 408. Er ist hier mit Ue. unterzeichnet; man findet ihn aber in P. Sturz' Schriften aufgenommen (2. Sammlung, S. 223). Als „Worte eines Vaterlandsfreundes" hat ihn Schubart schon 1776 in seine Chronik eingerückt und aus dieser ist er dann auch in die Schubartschen Werke übergegangen.

[74]) Histor. Magazin, Bd. 1; abgedruckt in Spittlers Werken, Bd. 11, S. 298. Vergl. den Aufsatz über Spittler in Strauß' Kl. Schriften.

[75]) S. hierüber die Abhandlung von Ferd. Hirsch: Leopold II. als Großherzog von Toskana, in v. Sybels Histor. Zeitschr., Bd. 40, S. 454 ff. Am weitesten geht L., namentlich auch sofern sich's um die allgemeine Auffassung von Regenten- und Volksrecht handelt, in dem Schreiben vom 28. Jan. 1790, und denkbar wäre ja, daß er hier schon unter dem Eindruck der losgebrochenen französischen Revolution geschrieben hätte; aber auch, was aus der Zeit vor dem Sommer 1789 herrührt, kann hier genügen.

[76]) S. die Rede des Hofprediger Werkmeister, Journ. v. u. f. Dtschld., 1786, S. 421; der andere Hofprediger ist der bekannte Eulogius Schneider (nachmals Teilnehmer und Opfer der französischen Schreckensregierung), bei dem allerdings in dieser Predigt ein Grund der Ungnade gesucht wurde, in die er fiel; s. den Aufsatz über Eulogius Schneider, von Wegele, in v. Sybels Histor. Zeitschr., Bd 37.

[77]) Wie er denn nachher (Staatsanz., Bd. 14, S. 132, 145, vergl. S. 140), sobald Josef und, nach dessen Tode, Leopold die von dem ersteren angefochtenen Verfassungszustände Belgiens wieder anerkannt hatte, alsbald von der „wieder gut gewordenen" Sache der Herrscher spricht. Hätten die Brabanter, so dürfe Leopold sagen, durch ihren Grundvertrag das Recht, zu insurgiren, so verfalle das Recht, sobald ihre Beschwerden gehoben seien und ihnen ihr — sei es auch noch so dummer — Wille geschehe. Am wenigsten er (Leopold), der ein unstreitiges jus quaesitum besitze und an dem Bruche der Verträge keinen Teil genommen, könne sein Recht verlieren."

[78]) Gr. Ungeh., Bd. 2, S. 71 ff.; vergl. Bd. 5, S. 346, Bd. 7, S. 1. Wenn Ebeling (Weckhrlin, S. 74) dennoch von einer Vertragstheorie spricht, auf welche W. den Staat gründe, so mag dies auf einem Mißverständnis beruhen — wiewohl ich die absolute Unmöglichkeit eines Widerspruchs zwischen mehreren, zu verschiedenen Zeiten gethanen Aeußerungen am wenigsten bei einem Schriftsteller wie Weckhrlin behaupten will. — Beiläufig und nachträglich hier die Notiz, daß sich die Stellen, wo Friedrich der Große von einem pacte oder contrat social spricht, in dem Essai sur les formes de gouvernement und in den Lettres sur l'amour de la patrie befinden; s. die Anmerkung zu den Oeuvres de Fred. l. Gr., t. VIII, S. 196.

[79]) Gr. Ungeh., Bd. 2, S. 83. S. den Hohn über das göttliche Recht der Könige in der Gerichtsverhandlung über Schach Lolo in der Unterwelt, ebenda Bd. 9, S. 277. Vergl. die scharfe Diatribe, Bd. 2, S. 71: . . . Da die Könige behaupteten,

in jener Welt Rechenschaft zu geben, ihr Betragen aber oft so übel sei, so sei klar, daß sie an keine Ewigkeit glaubten.

[80]) Ein etwas wunderliches Beispiel hierfür stößt mir auf in einer Abhandlung über das Urteil des älteren Brutus in Winkopps Bibl. f. Denker und Männer von Geschmack, Bd. 3, S. 208. Das Urteil, so heißt es da, werde doppelt verwerflich erscheinen, wenn man bedenke, daß der Wille eines ganzen Volkes — wie er sich hier gegen das Urteil und zu Gunsten der Milde ausgesprochen habe — mehr gelten müsse als der Eigensinn eines Einzigen, ja daß der Wille eines ganzen Volkes selbst über das Gesetz gehen müsse, weil man ihn als einstimmig gegebenes Gesetz betrachten könne.

[80]) Teutscher Mercur, 1777, November. Siehe, diesen Auslassungen Wielands gegenüber, einen recht interessanten Aufsatz im Deutschen Museum, 1781, Bd. 1, S. 70 ff.

[81]) Teutscher Mercur, 1788, Bd. 4, S. 137.

[83]) S. Dohm, Denkwürd., Bd. 3, S. 221.

[84]) Gr. Ungeh., Bd. 1, S. 122.

[85]) N. Teutsch. Mercur, 1788, Bd. 4, S. 30.

[86]) Staatsanz., Bd. 10, S. 139.

[87]) Gr. Ungeh., Bd. 2, S. 185.

[88]) S. oben Anm. 42.

[89]) S. Neues patriot. Archiv, Bd. 1, S. 311, wo Moser (1792) auf diesen, schon 1784 von ihm ausgesprochenen Wunsch und auf das schwedische Beispiel zurückweist.

[90]) Journ. v. u. f. Deutschland, 1785, Bd. 1, S. 47.

[91]) Nach den im Journ. v. u. f. D. mitgeteilten Proben ist der dort erwähnte Katechismus identisch mit dem fürstbischöflich Speyrischen Volkskatechismus (nur daß natürlich einige, ganz auf die besondern Verhältnisse des Bistums berechnete Artikel des letzteren in jenem etwas anders gelautet haben werden), welcher von Schlözer in seinen Staatsanz., 1786 und 1788 (Bd. 9, S. 501 und Bd. 12, S. 118), dann 1792 von Karl Fr. Moser in dem N. patriot. Archiv, Bd. 1, S. 317, 322, besprochen und an letzterer Stelle zum Abdruck gebracht worden ist.

[92]) Journal v. u. f. D. a. a. O.

[93]) Ueber die gräuliche Verkommenheit Kölns herrscht in den beachtenswerteren Literaturerzeugnissen jener Tage ein Einklang wie über wenige Punkte.

[94]) Journ. v. u. f. Dtschld., 1785, II, S. 198; Antworten auf die Fragen ebenda, S. 323 (wohl von K. Fr. Moser).

[95]) S. den oben Anm. 66 zitirten Aufsatz.

[96]) Polit. Betrachtungen über die französ. Revolution (1790), S. 150. Vergl. auch das, hier allerdings mit bestimmter Tendenz angebrachte Gemälde deutscher Zustände in des für seine

Person sonst nicht so pessimistischen Joh. Müllers Schrift (von der später noch die Rede sein wird): Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde. Werke, Bd. 24, S. 371.

[97]) G. Brandes an Schlözer (1790) in der Lebensbeschr. Schlözers durch seinen Sohn, Bd. 1, S. 379: „Wenn man sich erinnert, wie man vor zwanzig Jahren noch über Publizität in den mehrsten Materien, welche in dem Journal (den Staatsanzeigen) vorkommen, dachte. . . .“ Weckherlin, Gr. U., Bd. 3, S. 20: „Alle diese Dinge und tausend andere, die uns der Tag verbirgt, weil wir die Gottesgabe der Publizität erst seit kurzer Zeit besitzen. . . .“

[98]) Ein Ausdruck, dessen sich jemand in Bezug auf die Reichsstadt Goslar bedient hatte. In Schlözers Staatsanzeigen wurde (1785) bemerkt, der Ausdruck gelte auch, wenn jemand gegen ein bischöfliches Vikariat sich allzu frei herauslasse (s. Ad. Bock, Schlözer, S. 149). Die Stelle wird später ausführlicher zitirt.

[99]) S. den interessanten Vorbericht v. Bibras zu dem Jahrgang 1786 des Journ. v. u. f. D.

[100]) Siehe die Politischen Fragmente von J. G. Schlosser im Deutschen Museum, 1777, Bd. 1, S. 97. Wo der stehende Soldat sei, sei Bürgerfreiheit unmöglich. Aber nur ein kleines, von kleinen Staaten umgebenes Land könne den stehenden Soldaten entbehren. Da sei es nun am besten dort, wo der Soldat Bürger war, ehe er Soldat wurde, und wieder Bürger wird, wenn er aufhört, Soldat zu sein. — In den (später noch zu erwähnenden) „Enthüllungen des Systems der Weltbürgerrepublik“, S. 228 spricht der (ganz revolutionäre) Ordensmeister gegen den jungen Offizier von der zwiefachen Art der Freiheit: Freiheit des Geistes und bürgerliche Freiheit. Der Offizier, auf sein Portépée zeigend: Bürgerliche Freiheit, wo ist die? Der Meister: Wir haben allerdings keine. Der Offizier: Also kann es keine geben, u. s. w. Auf S. 334 der Schrift wird bürgerliche Freiheit für ein Unding erklärt. Wir werden den Vers. weiterhin als einen Mann kennen lernen, dem heutzutage die Bezeichnung eines scharfen Reaktionärs zuteil werden würde.

[101]) Erschien zuerst in der Berl. Monatsschr., 1784, Bd. 2, S. 481.

[102]) S. die „Nachricht an das Publikum“ vor dem ersten Jahrgang der Deutschen Chronik. Vergl., unter vielen Stellen, die sich hier anführen ließen, in diesem ersten Jahrgange (1774) S. 612: „Erstaunend ist's, mit welcher Freiheit der Verfasser einer Abendzeitung jetzt in England schreibt! Er sagt Sachen laut, die man in Deutschland kaum denken darf.“ Darauf die Worte: Wir Deutsche u. s. w.; und nachher: „Welche Polizei!

welche menschenfreundlichen Anstalten! spricht der Lobredner auf der Kanzel und im Rednerstuhl — und unten steht der Patriot, macht zwei Fäuste in der Tasche, beißt die Zähne zusammen und Thränen rieseln in seinen Bart."

[103]) S. die Auszüge aus der Deutschen Chronik in Schubarts Werken, Bd. 6, S. 189, 194, 212, 214 u. a.

[104]) Deutsche Chr., 1775, S. 469.

[105]) Ebenda, S. 592.

[106]) Ebenda, S. 117.

[107]) Schlözers Staatsanz., Bd. 1, S. 1.

[108]) S. z. B. das kurpfälzische Verbot an jemand, einen Ausweis über Volksmenge dem, der ihn in Schlözers Briefwechsel einsenden möchte, zukommen zu lassen. Briefw., Bd. 4, S. 177.

[109]) Deutsch. Mus., 1778, Bd. 1, S. 98.

[110]) Sehr mit Recht sagt Ad. Bock, Schlözer, S. 31: Der Kampf, welchen Schlözer zu bestehen hatte, würde ohne den einigermaßen zuverlässigen Schutz einer Staatsgewalt gar nicht haben begonnen werden können. Vergl. Schlözers eigene Worte, Staatsanz., Bd. 3, S. 281, mit denen er ein ihm gespendetes Lob ablenkt auf diejenigen, welche die Aufsätze einsenden, und diejenigen, die die Publikation gestatten.

[111]) S. was davon in der (bald zu erwähnenden), gegen Schlözer und die hannoversche Regierung gerichteten, jedenfalls vom Speyerischen Bischof veranlaßten Schrift angeführt wird. Reuß, Staatskanzlei, Bd. 10, S. 193 f.

[112]) S. Ebeling, Weckhrlin, S. 33, und Schlözers Erklärungen am Schluß des fünften Bandes seines Briefwechsels und vor dem ersten Bande seiner Staatsanzeigen. Die Sicherheit, die Schlözer seinen Einsendern gewährte, sollte aber nur so lange gelten, als nicht nachgewiesen sei, daß Schlözer oder — worauf er ungleich mehr Gewicht gelegt wissen wollte — das Publikum durch den Einsender belogen und betrogen worden (Staatsanz., Bd. 3, S. 514). Einsendungen, die anonym an ihn gelangten, aufzunehmen, war gegen seinen Grundsatz (Schlözers Leben durch seinen Sohn, Bd. 2, S. 12). Starke Entgegnungen abdrucken zu lassen, zeigte er sich natürlich bereit (s. z. B. Stsanz. Bd. 4, S. 518).

[113]) S. Zermelo, Schlözer, S. 22.

[114]) Staatsanz., Bd. 4, S. 319.

[115]) Manches von dem, was in G. B. Schmid, Die säkularisirten Bistümer Deutschlands, Bd. 2, S. 398 ff., gesagt wird, um an diesem Herrn noch eine andere Seite hervortreten zu lassen, als die in der Polemik mit Schlözer zum Vorschein kommt, finde ich bestätigt durch verschiedene Mitteilungen im Journ. v. und f. Deutschld., in denen er als vortrefflicher Administrator erscheint; s. vorzüglich 1787, Bd. 1, S. 141, 319.

[116]) Abgedruckt in Reuß, Staatskanzlei, Bd. 10, S. 190.

Vergl. auch unter anderem den Ausdruck der Verwunderung in dem Kurpfälzischen Intelligenzblatt, daß eine Ortsobrigkeit solchen Autoren wie Weckhrlin und Schlözer Schutz angedeihen lasse (Gr. Ungeh., Bd. 6).

[117]) Schlözers Lebensbeschr., I, 376.

[118]) Auf dem Umschlag des letzten Heftes vom J. 1784, s. Reuß, Teutsche Staatskanzlei, Bd. 10, S. 184.

[119]) Zermelo, A. L. Schlözer, S. 30, 32, und Schlözers Lebensbeschr. durch seinen Sohn, Bd. 1, S. 375.

[120]) S. Deutscher Zuschauer, Bd. 8, Heft 25, S. 94.

[121]) Erschien in Gera. Aus der Erklärung auf dem Titelblatte des sechsten Stückes des Journ. v. u. s. D. 1784 und aus dem Journal für Denker, Bd. 3, S. 386 erfährt man, daß W. durch Vermittelung des Mainzischen Weihbischofs Ekkert die päpstliche Dispensation vom Klosterstand erhalten habe; dadurch, so erklärte Winkopp, sei es nun notwendig gemacht, daß er in einigen Monaten den Aufenthalt in Gera mit dem Aufenthalt in Mainz vertausche, wo er sich mit Herausgabe der von ihm angezeigten Schrift für die katholische Jugend (die er aber für die protestantische wie katholische Jugend interessant zu machen suchen wolle) beschäftigen werde. (Die Dispensation muß also mit irgend welchen Bedingungen verknüpft gewesen sein.) Die Fortsetzung der Bibl. s. D. habe er einem zuverlässigen Freund überlassen (Erklärung vom April 1784). Diese Bibl. endet mit Abschluß des dritten Bandes. Schon 1785 hat aber Winkopp (ohne sich zu nennen) den Deutschen Zuschauer eröffnet — jedenfalls nicht mehr in Mainz; erst auf dem Titel des zweiten, und dann auf dem des dritten und vierten Bandes ist Winkopp als Sammler und Herausgeber genannt. Daß Winkopp zuletzt, ehe er nach Freiburg dem gleich zu besprechenden Schicksale entgegenging, in Zürich seinen Aufenthalt hatte, ergiebt sich aus den Berichten über die Gefangennehmung. Nach dieser Gefangennehmung, die schon vor Beendigung des vierten Bandes erfolgte, wurde der Deutsche Zuschauer „von Freunden der Publizität, auf Kosten der Herausgeber“ (wie es auf dem Titel heißt) fortgesetzt bis Bd. 9 (1789). Der Druck- oder Verlagsort ist auf keinem der neun Bände angegeben; allermindestens von dem letzten läßt sich aber nach manchen Anzeichen Zürich mit Bestimmtheit als solcher annehmen, wie denn auch in Kayfers Bücherlexikon der Deutsche Zuschauer als in Zürich erschienen aufgeführt wird.

[122]) Aus der H. H. unterzeichneten „Verteidigung des Herrn P. A. Winkopp“, mit welcher der fünfte Band des Deutschen Zuschauers eröffnet wird, ergiebt sich, daß Winkopps Verhaftung Bezug hatte auf eine im dritten Bande aufgenommene Einsendung aus Mainz, einen sehr ärgerlichen Bericht über Vorgänge,

die unter dem früheren Kurfürsten sich zugetragen und deren Dar- oder Entstellung jetzt offenbar gewisse Personen oder Kreise in Mainz sehr übel berührt hatte. Manches weist darauf hin, daß bei der Sache Gegensätze oder Parteiungen mit im Spiele waren, welche mit dem schroffen Personenwechsel in den Regierungskreisen bei K. Fr. v. Erthals Antritt der Regierung zusammenhingen. Die verschiedenen, in der Sache erlassenen Erklärungen bewegen sich vielfach in Andeutungen etwas nebuloser Art.

[123]) S. Dtsch. Zusch., Bd. 3, S. 113 (die Uebersicht über die Ereignisse von 1784 in Bd. 4, S. 241, in welcher der Passus über die baierische Sache sich in etwas anderem Sinne äußert, rührt höchst wahrscheinlich schon nicht mehr von Winkopp her). Nach Weckhrlin (Anm. zu dem, unten Anm. 125 zitirten Bericht im Gr. Ungeh.) erzählte man sich, Winkopp habe, nachdem er sich in Zürich nicht mehr sicher gefühlt, von dem kaiserl. Minister in Basel, in dessen Schutz er sich geworfen, den Rat erhalten, sich nach Freiburg zu retiriren.

[124]) Als eine spezielle Hindeutung mag uns dienen, daß einer der in Freiburg angekommenen badischen Beamten, beim Eintreffen der Nachricht von Winkopps Verhaftung, geäußert haben sollte: „Es soll ihm übel bekommen, als Unterthan eines der Hauptinteressenten auf den Fürstenverein gestichelt zu haben" (s. den Bericht im Gr. Ungeheuer). — Weckhrlin, der lebhafte Verfechter von Josephs Sache gegenüber den Anhängern des Fürstenbundes, ist auch voll Eifer, die Verhaftung Winkopps als einen groben Unfug zu brandmarken.

[125]) Wir erfahren den Vorgang hauptsächlich aus dem Bericht, der, mit vielen beißenden Anmerkungen Weckhrlins versehen, im Gr. Ungeheuer, Bd. 7, S. 42, unter dem Titel gegeben wird: „Fragment zur Geschichte der deutschen Publizität", wozu Weckhrlin in der Anmerkung hinzufügt: „Kurfürstl. Mainzische und markgräfl. Badensche Gelehrtenjagd." (Das Wort: Gelehrter steht in jener Zeit öfters, wo wir das damals nicht übliche Wort: Literat setzen würden.) Einiges Ergänzende liefert die oben (Anm. 122) zitirte „Verteidigung" zu Anfang des fünften Bandes des Deutschen Zuschauers. Daneben habe ich den Artikel der Leipziger Zeitung von 1786: Aus dem Reiche, den 28. März, vor mir gehabt. Das Hamb. Polit Journal meldet: Leipzig, den 8. April, und Köln, 10. Mai 1786, von dem Verbote des Deutschen Zuschauers in Kursachsen und Hannover. In einem Briefe Winkopps, welcher der „Verteidigung" im Anfang des fünften Bandes des Dtsch. Zusch. beigefügt ist, sagt er (24. Oktober 1786, Mainz), er könne sich nicht entschließen, über die Umstände seiner Verhaftung zu berichten. „Ich befinde mich in Mainz und muß, wie Sie wissen, in Mainz wohnen; ich möchte daher sprechen wie ich, ohne Lügner zu werden, sagen müßte, so würden gewisse Leute doch immer

sagen, ich spräche parteiisch“ ..... nur daß er bestochen sei, solle nicht gesagt werden. „Ob ich aber in meinem Vaterlande ein Amt erhalte, hängt einzig von der Gnade meines Landesvaters und meiner Tüchtigkeit ab. Uebrigens sehen Sie, daß ich mich nun mit der Herausgabe des Zuschauers nicht mehr befassen kann. Ich bitte Sie, von dieser Erklärung den öffentlichsten Gebrauch zu machen.“ Man bemerkt, wie sich Winkopp, auch nach der Entlassung aus der Haft, in einem Zustande gänzlicher Unfreiheit, zugleich aber üblen Nachreden ausgesetzt fühlt. — In der „Verteidigung“ selbst spricht der unterzeichnete H. H. von der guten Behandlung, die dem Winkopp in seiner Gefangenschaft widerfahren sei, von der Großmut, die der Kurfürst an ihm geübt; offenbar soll auch hier der Kurfürst nicht verletzt werden, daneben wird aber auch hier der Verdacht bekämpft, als könne der unfreie Winkopp an denen, die ihm ihr Vertrauen geschenkt, zum Verräter geworden sein. — Die Erlebnisse und die, offenbar zum Teil recht eigentümlichen Situationen, durch welche Winkopp hindurchgegangen, in ein helleres Licht zu setzen, möchte sich wohl der Mühe verlohnen und manchen interessanten Blick in damalige Preß- und Literaturzustände eröffnen. — Ueber seine Jugendschicksale macht Winkopp Mitteilungen in den Vorreden zum ersten und zweiten Bande seiner Schrift: Leben, Schicksale und Verfolgungen des Prior Hartungus, oder: Geheime Philosophie und Charakterstik des Mönchtums, 1782.

[126]) Es handelt sich hier um das Ministerialreskript an die Regierungsbehörde in Halberstadt (welcher Göckingk in Ellrich unterstand), datirt vom 14. Dezember 1784, unterzeichnet: Finkenstein, Hertzberg, auf welches Weckhrlin (Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 138) hinweist, um die preußische Preßfreiheit gegen die österreichische in Schatten zu stellen. An die Oeffentlichkeit wurde es zuerst durch die ganz aufklärungsfeindliche Mainzische Monatsschrift für geistliche Sachen gebracht (s. Dtsch. Zusch., Bd. 2, S. 126 (1785) und Bd. 4, S. 51), und triumphirend von allen „antipublizitätischen Zeitschriften“ abgedruckt. Schlözer nennt die darin ausgesprochenen Grundsätze (mit einer Derbheit des Ausdrucks, wie er sie gegenüber preußischen Regierungsmaßregeln kaum je wieder anwendet, den „Neronen und Kerinehanen vorteilhaft“ (Staatsanz., Bd. 7, S. 461), und fand darin ein Anzeichen für die Unsicherheit des vorhandenen Maßes von Preßfreiheit (ebendas., Bd. 8, S. 292). In Archenholz' Literatur- und Völkerkunde ist (Bd. 7, S. 99) mit dem Abdrucke des Reskriptes der Hinweis auf die „Klagen über verlorene Ruhe“ verknüpft, unter welchen Göckingk von der Herausgabe des Journals von und für Deutschland zurückgetreten sei (s. den Umschlag des November- und Dezemberheftes dieses Journals und schon die letzte Seite des Oktoberheftes). In der Berührung gewisser Mainzischer Verhältnisse (Ein-

sendungen von dort hatten Göckingk überhaupt schon Not gemacht) war der Grund der ministeriellen Maßregel zu suchen gewesen. Das Hamburger politische Journal brachte dann, unter der Bezeichnung „Auszug eines Schreibens von einem Reisenden, Berlin, 20. September 1785," und mit der Ueberschrift: Freiheit zu denken und zu schreiben in den preußischen Staaten, einen langen Aufsatz, der ganz offenbar aus dem Kreise der preußischen Minister stammte und dem üblen Eindruck entgegenwirken sollte, welchen das Reskript hervorgebracht. In den stärksten Ausdrücken wird versichert, daß das Reskript, welches gar nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Halberstädter Regierung und für Göckingk bestimmt gewesen, gar keinen anderen Zweck gehabt habe, als dem Kurfürsten von Mainz eine Genugthuung zu geben (diesem war es also jedenfalls mitgeteilt worden, und erklärt sich so auch der erste Abdruck in der Mainzischen Monatsschrift); keineswegs habe das Reskript allgemeinhin die Ansichten der unterzeichneten Minister über Behandlung von Preßangelegenheiten aussprechen sollen; mit der Abfassung hätten diese (die Minister) gar nichts zu thun gehabt. Diese Abfassung mochte denn vielleicht, in den Händen eines untergeordneten Beamten, ärger ausgefallen sein, als es hinterdrein den Ministern lieb war. Einiges aus dem Reskript teile ich später mit. Sehr hart war Göckingk persönlich angelassen; man zeigt sich mit dem, was er bereits gethan, um die Sache zu erledigen, nicht zufrieden, sondern verlangt noch ein mehreres. Daß Göckingk noch im Januar 1785 in der Angelegenheit Verhöre auszustehen gehabt, ist ersichtlich aus: Vor hundert Jahren, Elisabeth v. d. Reckes Reise u. s. w. S. 97, 99. — Auf krankhafte Empfindlichkeit des Kurfürsten von Mainz gegenüber der Presse deutet unter anderem auch Winkopp im Dtsch. Zusch., Bd. 1, S. 257 hin („Möchte doch der weise, aufgeklärte Kurfürst nur einen einzigen Augenblick die unendlichen Vorteile der Publizität erwägen" ꝛc.). Bei solcher Disposition mochte ihn denn freilich nicht bloß die Geschichte, die als Hauptgrund des kurfürstlichen Unwillens angeführt wird, sondern noch anderes im Journal v. u. s. D. gereizt haben. Man lese das Histörchen aus Mainz 1784, Bd. 1, S. 219, durch welches der Kurfürst persönlich in ein ebenso lächerliches als widerwärtiges Licht gesetzt wird.

[127]) Staatsanz., Bd. 4, S. 420 — Einsendung aus Berlin. „Meine Theorie über Zensur ist kurz diese, daß nie eine gute sein könne, man mache es, wie man wolle, daß zwar die verstattete Freiheit allerdings einige Nachteile habe, welche aber von den Vorteilen unendlich überwogen werden. Unsre hiesigen Zensoren zensiren unter den freiesten Gesetzen und dem erleuchtetsten Souverän"; aber doch, heißt es weiter, gehe ihr Verfahren weit auseinander. Es solle alles gedruckt werden, was nicht wider den

Staat, die allgemeine vernünftige Religion, gute Sitten, die Ehre eines Dritten sei. Aber wie verschieden werde das verstanden! Ein Beweis davon sei, daß eine Menge in Berlin verlegter Bücher, bloß wegen der Zensur, auswärts gedruckt werden müßten u. s. w.

128) S. dafür unter anderem die Anmerkungen zu der Mitteilung aus einer französischen Schrift, Staatsanz., Bd. 9, S. 119 ff. Bekanntlich war er ein Feind der Anonymität (s. z. B. die Note zu dem in der vorigen Anmerkung zitirten Aufsatz). Seine Einsender deckte er, so lange er sie im Rechte fand, durch seine Verantwortlichkeit: ihm gegenüber durften sie nicht anonym sein.

129) Dtsch. Chron., 1775, S. 45.

130) N. Teutsch. Merkur, 1788, Bd. 4, S. 140.

131) S. über einiges Hierhergehörige den Aufsatz des hochgeachteten Feder, Staatsanz., Bd. 4, S. 251.

132) Vgl. über diese Verhältnisse: v. Berg, Handbuch des Teutschen Polizeirechts, 2. Teil (Hannover 1799).

133) S. a. a. O. S. 259. In Dessau bestand noch in den ersten neunziger Jahren, wo doch die durch die französische Revolution hervorgerufene Reaktion schon manches geändert hatte, keine Zensur (s. Rehmanns Erlebnisse in den Annalen der leidenden Menschheit, Bd. 4. S. 338). Die Bedeutung, welche für gewisse Verhältnisse die braunschweigische Preßfreiheit gewann, findet sich hervorgehoben bei L. v. Ranke, Hardenberg (Ausgabe in den sämtl. W., S. 76, 87).

134) In Archenholz' Minerva, 1794, S. 334 heißt es: Es giebt kleine Staaten in Deutschland, wo zwar keine Zensur ist, wo sie nie gewesen ist, oder wo man sie abgeschafft hat, wo aber dennoch, aus mancherlei Gründen, keine Preßfreiheit stattfindet.

135) Ich finde die (aus einer Stelle in Mösers eigenen Schriften, bez. Briefen herstammende?) Notiz in dem Wegeleschen Artikel über Justus Möser, in Prater und Bluntschli's Staatswörterbuch.

136) S. Strauß, Schubarts Leben, Bd. 2, S. 311 f.

137) Philippson, Gesch. des preuß. Staatswesens vom Tode Friedrichs des Gr. bis zu den Freiheitskriegen, Bd. 1, S. 234.

138) S. die oben Anm. 127 zitirte Stelle; vergl. die Anm. 133 zitirte Stelle aus Rankes Hardenberg. Reichliches Material zur Kenntnis von Friedrichs Verhalten zur Presse findet sich im 3. Bde. von Preuß: Friedrich der Große. — Wieviel auf den für Berlin so ungünstigen Vergleich der dortigen Preßfreiheit mit der Wiener in Lessings Brief an Nicolai vom August 1769 (Lachmannsche Lessing-Ausgabe, Bd. 12, S. 233) zu geben sei, ist bekanntlich in Frage gezogen.

139) S. hierzu manches, was weiter unten, wo spezieller von Preußen selbst die Rede ist, angeführt werden wird. Vgl. auch, was Schlözer (s. Ad. Bock, Schlözer, S. 149) dem Speyrischen Generalvikar zu hören giebt: Lassen Sie etwas auf das

Wort eines Mannes, dem Sie Einsicht und Rechtschaffenheit zutrauen müssen, gegen ein preußisches Oberkollegium drucken, es wird nicht gegen Sie wüten, es wird Sie nicht bei Ihrer Regierung verklagen, und gleichwohl wird es sich eine seiner Würde angemessene Genugthuung zu verschaffen wissen, denn Preußen ist nun einmal Preußen (1785). Aber wagen Sie das Nämliche gegen ein bischöfliches Vikariat: da heißt noch, wie jemand ohnlängst von Goslar schrieb: „Er will etwas drucken lassen," soviel als: „Er will mordbrennen."

[140]) So ungefähr dürfte die Summe zu ziehen sein aus den sehr variirenden Aeußerungen der Zeitgenossen über Friedrichs Verhalten zur Presse. Göchhausen läßt, in den weiter unten zu erwähnenden „Enthüllungen eines Systems der Weltbürgerrepublik", den „Meister" bemerken: Ueber die päpstliche Unfehlbarkeit u. s. w. Beliebiges zu sagen, sei in Berlin, Wien, Göttingen allerdings erlaubt; „aber in Berlin auch behaupten, daß unsere bürgerliche Verfassung Sklaverei sei? daß die Religion, die Geistesfessel daran schuld?" (S. 233.) Dabei ist aber die Rolle dieses „Meisters" in Betracht zu ziehen, der als Vertreter eines alleräußersten Standpunktes in Kritik des Bestehenden figurirt. Daß unter Friedrich, gerade wo sich's um politische Prinzipien handelt, nicht bloß mündlich, sondern mitunter auch schriftlich recht freie Aeußerungen fallen durften, wissen wir. Wenn Schubart in der Deutschen Chronik, 1775, S. 162 sagt: „So groß die Freiheit zu schreiben in den preußischen Staaten ist, so eingeschränkt sind darin die Zeitungen; das Machtwort: Spandau lähmt daselbst ihre Arme," so ist jedenfalls auch hier bei der großen Freiheit hauptsächlich das Gebiet der theologisch-philosophischen Diskussion, im zweiten Teile des Satzes Politisches — Bericht und Kritik des Geschehenden — gemeint. Schlözer rühmt (Briefw., Bd. 9, S. 120, 1781), seit einigen Jahren herrsche in Preußen eine Offenherzigkeit unter den Schriftstellern, deren man vorher, in Sachen wenigstens, die Landesangelegenheiten betreffen, nicht gewöhnt gewesen sei. (Vergl. hierzu die oben Anm. 127 zitirte „Einsendung aus Berlin" im Staatsanz.) Wenige Jahre darauf macht ihn das oft erwähnte Ministerialreskript (Göckingk betreffend) sorglich. Später schrieb er in seinem Staatsrecht (S. 29): Friedrich habe allen (etwas zu viel gesagt!) Schriften gegen Religion freien Lauf gelassen, die Menschen hätten daraus die Folge gezogen, daß auch die Erdengötter der Kritik preis seien; doch so habe es Friedrich nicht gemeint; anders Josef! — Gewöhnlich spricht Schlözer von preußischen Preßzuständen unter Friedrich dem Großen mit Achtung; als indes (1778) für ihn eine Uebersiedelung nach Halle in Frage kam, bemerkte er gegen den Minister v. Zedlitz: In Halle würde mein „Briefwechsel" zu wöchentlichen Nachrichten herabsinken (Schlözers Leben durch s. Sohn, Bd. 2, S. 31). — Ein

Aufsatz im 3. Bande der Berliner Monatsschrift trägt eine Menge von Stellen, die der freien Meinungsäußerung günstig sind, aus Friedrichs Schriften zusammen als maßgebend für die Art, wie seine Diener seine auf die Presse bezüglichen Gesetze zu verstehen und zu handhaben hätten; natürlich geschieht das in dem Bestreben, der bestehenden Gesetzgebung oder Uebung möglichst viel Boden für freie Bewegung abzugewinnen, vielleicht den Schriftsteller Friedrich ein wenig selbst gegen den Gesetzgeber Friedrich ins Feld zu führen. — Einzelne Fälle, in denen Friedrich starke Angriffe auf seine Einrichtungen ignorirt, an ihn gebrachte Klagen glimpflich beigelegt hatte (so eine Beschwerde Hertzbergs über einen Autor, s. Dtsch. Zusch., Bd. 4, S. 53), wußte man gar manche zu erzählen (vergl. auch den oben Anm. 126 zitirten Brief im Hamb. polit. Journal), und daß von persönlicher Empfindlichkeit niemand freier war als er, wußte ein jeder. — Es harmonirt ungefähr mit dem hier und im Text Gesagten, wenn Ernst Brandes in seiner Schrift über einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland (Hannover 1792) S. 46 sagt: In Deutschland habe sich der freie Untersuchungsgeist zuerst in den preußischen Staaten geregt. Friedrich habe der Sache ziemlich freien Lauf gelassen, habe nichts zu befürchten gehabt, da seine starke Hand doch die Lenkung nicht verloren habe. Ueber Staatsverfassung sei wenig in seinen Landen geschrieben, — aber desto mehr für und wider getroffene Einrichtungen gesprochen worden. Auf theologische Gegenstände habe sich dort hauptsächlich die Schriftstellerei gelenkt.

[141]) S. oben, Anm. 126.

[142]) Staatsanzeigen, Bd. 8, S. 292.

[143]) Ebenda, Bd. 4, S. 259; vergl. auch Schlözers Briefwechsel, Bd. 6, S. 87 (anno 1779), wo Schlözer, indem er hinfort in Bezug auf Mitteilungen über die Prager Bücher-Inquisition sich gewisse Beschränkungen auflegen zu wollen erklärt, hinzugesetzt: „Ich hoffe hierdurch, unter andern, auch die großmütige Nachsicht, oder vielmehr den echten deutschen Freiheitsgeist, womit die Tit. Herren von der Zensur in Wien die Hefte dieses Briefwechsels, laut den mir zugekommenen Nachrichten, bis jetzo behandelt habe, noch ferner zu verdienen.“ S. dazu auch den in Anm. 174 zitirten Aufsatz Schlossers, namentlich den im Text von mir mitgeteilten Schluß.

[144]) Berl. Monatsschr., Bd. 3, S. 329.

[145]) „Deutschland wie es war, wie es ist und wie es vielleicht werden wird,“ Vorlesung, gehalten am 11. Februar 1792 vom Professor Danz in Stuttgart — höchst charakteristisch wegen der ganz unumwundenen, fast derben Offenheit, mit welcher in einem für solche Gelegenheit bestimmten Vortrage die Schwäche der deutschen Reichsverfassung und deutscher Landesverfassungen

bloßgelegt werden (dies nun jedenfalls unter dem Einfluß des revolutionären, von Frankreich über das südwestliche Deutschland hingehenden Luftzuges) — dann aber auch wegen der optimistischen Wendung, mit welcher zum Schluß alles in ein recht erträgliches Licht gestellt und der Weg zu der obligaten Huldigung für den hohen Geburtsträger gefunden wird. Die Vorlesung steht in K. Fr. Mosers N. patriot. Archiv, Bd. 2, S. 135.

[146]) Vorwort zu dem Journal von und für Deutschland, Jahrgang 1785.

[147]) Staatsanz., Bd. 4, S. 423.

[148]) Deutsche Chronik, 1774, S. 541. Die Grafschaft Hanau-Münzenberg stand damals unter einer besonderen Herrschaft, indem der schon als Erbprinz katholisch gewordene Friedrich (als regierender Landgraf Friedrich II.) von Hessen-Kassel auf Veranlassung seines Vaters darauf verzichtet und sie seiner protestantischen Gemahlin und den mit dieser erzeugten Söhnen zur Bestreitung ihres Unterhaltes überlassen hatte.

[149]) S. die Anzeige eines in Hamburg erscheinenden Journals in den Staatsanz., Bd. 12, S. 517. Das Hamburger Historische Magazin trat ins Leben mit besonderer Berechnung auf Arbeiten, die für Zeitungen zu lang wären oder die Zensur nicht hätten passiren können.

[150]) Schlözers, zu Mosers Lobe gebrauchter Ausdruck.

[151]) Der hier zitirte Schriftsteller ist v. Archenholz. Er teilt in seiner Literatur und Völkerkunde, 1787, Bd. 2, S. 219 eine Anzahl Schubartscher Briefe an den Berliner Buchhändler Himburg mit, der sich des Dichters in sehr edler Weise angenommen, und berichtet in der Einleitung aus eigner Erinnerung von der Bedeutung, die Schubart durch seine Chronik eine Weile für Süddeutschland gewonnen.

[152]) Staatsanz., Bd. 6, S. 94.

[153]) Journal von und für Deutschland, 1785, Bd. 2, S. 185. Das Journal aller Journale und sein Herausgeber, Herr v. Heß, wird rühmend erwähnt in v. Archenholz, Neue Literatur und Völkerkunde, 1789, Bd. 2, S. 571.

[154]) Reuß, Staatskanzlei, Bd. 14, S. 236.

[155]) Dieselben seien, so heißt es in dem Journal von und für Deutschland, 1785, I, S. 583, so allgemein, daß man wohl nicht sehr viele nur einigermaßen beträchtliche Städte in dem aufgeklärten Deutschland (geht jedenfalls hauptsächlich auf Nord- und Mitteldeutschland) finde, wo dergleichen nicht bereits errichtet sein sollten. Als man in den neunziger Jahren sich überall gegen den revolutionären Geist in Verfassung setzen zu müssen glaubte, wurden diese Lesegesellschaften zu einem Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit und Beargwöhnung von seiten der Regierungen.

[156]) „Es ist schon über 20 Jahre, daß Journale Volkslektüre

der deutschen Nation geworden sind," sagt Archenholz, Minerva, 1792, S. 1; vergl. was Forster in seinen „Ansichten vom Niederrhein" bei Gelegenheit seiner Postwagenfahrt von Aachen nach Lüttich bemerkt; auch: Busche, K. Fr. Moser, S. 110.

157) Patriotisches Archiv, Bd. 11, S. 376—80 (Busche, Moser, S. 182).

158) Gr. Ungeh., Bd. 2, S. 190.

159) S. das Gespräch des Wieners und Berliners, Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 138.

160) S. Ebeling, Weckhrlin, S. 165.

161) Staatsanz., Bd. 5, S. 516, vergl. hierzu Zermelo, Schlözer, S. 23.

162) Busche, Moser, S. 184,

163) S. Schlözers Leben, von s. Sohn; vergl. auch, was sich in „Carolinens Briefen", herausgeg. von Waitz, über Schlözers Wiedereinzug in Göttingen findet. Das Interesse war umso lebhafter, da man solche Reise für einen Mann wie Schlözer als eine nicht gefahrlose Unternehmung ansah.

164) Das Geschichtchen ist erzählt: Annalen der leidenden Menschheit, Jahrg. 1800, Heft 1.

165) Predigt des Jesuitenpaters Gruber in Nicolais Reisebeschreibung, Bd. 6, Beil., S. 86.

166) Ankündigung, Gr. Ungeh., Bd. 6, S. 207.

167) S. Staatsanz., Bd. 3, S. 155, 513, Bd. 4, S. 518, vergl. dazu Deutsches Museum, 1788, Bd. 1, S. 256.

168) Sehr ergiebig für Erkenntnis der Preßzustände in Wien zur Zeit Josefs II. sind die letzten Bände des Deutschen Zusch.

169) Mit welcher sich die zweite der sogleich zu erwähnenden Schriften, nämlich: Aufschluß und Verteidigung u. s. w., viel zu thun macht. Sie kam in der Zwischenzeit zwischen dem Erscheinen der „Enthüllungen" und des „Aufschluß" heraus.

170) Rom 1786. Der Verleger war Göschen in Leipzig. Die nachfolgende Schrift hieß: Aufschluß und Verteidigung der Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik. Nebst einer Bitte an den Leser. Rom 1787. Die Bahrdtsche Schrift über die Grenzen der Preßfreiheit erschien nach der ersteren, aber vor der letzteren von beiden Göchhausenschen Schriften. — Das Aufsehen, das die „Enthüllungen" machten, war außerordentlich groß; dabei wurden manche irregeführt, indem sie nicht wußten, ob sie das Buch nicht hauptsächlich als Angriff gegen geheime Verbindungen nehmen und insofern billigen sollten. Die Jenaische Allgem. Lit.-Z. 1786 brachte Nr. 143 eine sehr anerkennende Rezension, stellte aber dabei gleich eine zweite Rezension in Aussicht, welche dann in Nr. 282 wirklich erschien und in ganz entgegengesetztem Sinne ausfiel. In der ersteren Rezension (als einem Lobe eines so aufklärungsfeindlichen Buches) glaubte eine Stimme

im 7. Stück des Deutschen Museums von 1787 ein Anzeichen zu finden, daß die Jenaische Lit.-Z. Mitarbeiter habe, die den Katholizismus zu verbreiten suchten (dies ein damals bei jeder aufklärungsfeindlichen Erscheinung rasch erwachender Verdacht). — Nicht uninteressant ist es, die Erwähnung des Buches in Joh. Müllers Briefen, Werke, Bd. 38, S. 38, und die dazu gefügte Anm. des Herausgebers zu lesen. — Uebrigens spielte v. Göchhausen nach Ausbruch der französischen Revolution eine nicht unansehnliche Rolle unter den antirevolutionären Schriftstellern, meist bloß mit G. sich zeichnend.

[171]) Schlözer, Staatsanz., Bd. 8, S. 264.

[172]) Aufschluß und Vert., S. 57.

[173]) Enthüllungen, S. 256.

[174]) Aufschl. und Vert., S. 41, vergl. S. 65.

[175]) Deutsches Museum 1788, Bd. 1.

[176]) Eine reichliche Uebersicht über die betreffende Literatur, mit Abdruck oder Auszügen der wichtigeren Stücke, findet man in Reuß, Staatskanzlei, Bd. 10 ff. Was die Illuminaten betrifft, so wurden sie ja selbst verdächtigt, ein Söhnlein des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken, weil es mit seinen Erbansprüchen an Baiern den österreichischen Absichten im Wege gestanden, vergiftet zu haben!

[177]) Recht ergötzlich charakteristisch tritt uns einerseits der Widerstreit zwischen dem alten Autoriiätsbewußtsein und einer gewissen Empfindung für die Bedeutung der Presse, andrerseits ein mit Klugheit gepaartes Selbstgefühl eines Publizisten an einem kleinen Handel zwischen Schlözer und dem baierischen Hofkriegsrat (1784) vor Augen. Ein in den Staatsanzeigen gegebener Bericht über das Benehmen eines baierischen Militärkommandos wird von dem Hofkriegsrat, unter Berufung auf die deshalb stattgefundene Untersuchung, für unrichtig erklärt, und die Aufnahme eines Widerrufes oder die Nennung des Berichtverfassers verlangt, widrigenfalls der Hofkriegsrat auf ein Verbot sämtlicher Schlözerschen Schriften in den pfalzbaierischen Landen antragen werde. Schlözer (Staatsanz., IV, 258) bezeichnet es in respektvollen Ausdrücken als seine Schuldigkeit, den betreffenden Passus des hofkriegsrätlichen Schreibens, in welchem man eine „authentische Erklärung" zu erblicken habe, „vorläufig" abzudrucken, giebt aber auch sehr deutlich seine Erwartung einer nachfolgenden ordentlichen, d. h. detaillirten, umständlichen Widerlegung zu erkennen, welche dann gleichfalls aufzunehmen er nicht ermangeln werde. — Der Hofkriegsrat (Staatsanz., VI, 266) nimmt Schlözers Auslassung sehr höflich als befriedigend entgegen, äußert aber seinerseits die Erwartuug, eine detaillirte Darstellung des Falles werde umso überflüssiger erscheinen, als ja nun das Publikum wisse, daß der Hofkriegsrat den Fall untersucht habe und sohin, bei

dem Gewicht einer solchen Untersuchung und ihrer Folgen, versichert sein könne, daß „weder genannten noch ungenannten, meistens aus Absichten oder Mangel gänzlicher Kenntnis, sich eindrängenden Korrespondenten, jemals Anlaß gegeben werde, wider Gerechtigkeitsvernein- oder Verzögerung zu syndiziren..." Schlözer aber unterläßt nicht, in einer Anmerkung hierzu sehr nachdrücklich in Zweifel zu stellen, ob mit einer solchen Erklärung, die Sache sei von der Behörde untersucht und unrichtig befunden worden, genug gethan sei.

[178]) S. den Aufsatz von E. Brandes in der Berliner Monatsschrift, Bd. 10, S. 398.

[179]) Briefe an Joh. v. Müller, Bd. 2 (Dohm an M.), S. 27.

[180]) Staatsanz., Bd. 1, letzte Seite. Ebeling, Weckhrlin, S. 33.

[181]) S. das eben zitirte Ebelingsche Buch.

[182]) Schlözer, Staatsanz., Bd. 14, S. 503. Selbst von der Schweiz aus geschah das. Ein mir eben aufstoßendes Beispiel findet sich in Winkopps Bibliothek für Denker, Bd. 3, S. 336 ff. — Einsendung eines Baron v. Salis, der, nachdem er zwanzig Jahre lang Regierungspräsident der Republik Graubünden in dem unterthänigen Veltlin gewesen, gegen die Verwaltung der Landschaft eine Anzahl von Rügen erhoben und sich dadurch die Feindschaft der Republik zugezogen hatte, die ein paar von ihm herrührende Schriftstücke hatte verbrennen lassen u. s. w.

[183]) Schlözer, Briefwechsel, Bd. 4, S. 412.

[184]) Staatsanz., Bd. 6, S. 512. Schlözer richtet diese Worte gegen den schon oben erwähnten und noch weiter zu erwähnenden Verherrlicher der amerikanischen Freiheit in der Berliner Monatsschrift.

[185]) Staatsanz., Bd. 3, S. 285.

[186]) Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 285.

[187]) 1788, Bd. 2, S. 101 ff.

[188]) Wielands Werke, Ausgabe von 1840, Bd. 31, S. 47 (zit. von Roscher, Gesch. der Nationalökon., S. 822).

[189]) Schubarts ges. Schr., Bd. 6, S. 238 (aus der Deutschen Chronik).

[190]) S. den Vortrag Rundes, gehalten in Kassel auf höhere Aufforderung, „welche zu befolgen vollste Pflicht forderte"; Deutsches Museum 1780, Bd. 1, S. 50; ferner Engels Lobrede auf Friedrich Wilhelm II. (in Engels kleinen Schriften), wo unter diesem Gesichtspunkte die auf Schaffung des preuß. Landrechts hinzielenden Arbeiten gerühmt werden. Auch im Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 285 wird gepriesen, daß die Deutschen zuerst Nationalgesetzbücher sich zu schaffen und ihr eignes Interesse von römischem, fränkischem, gothischem Recht zu unterscheiden gewußt hätten.

[191]) Schubart, Deutsche Chronik, 1774, S. 580 u. a. a. O.

[192]) „Die Markgräfin von Baden hält sich nicht zu groß, deutsch zu sein." Schubart, Deutsche Chronik, 1774, S. 473.

[193]) Philippson, Geschichte des preuß. Staates u. s. w., Bd. 1, S. 150.

[194]) Staatsanz., Bd. 4, S. 150.

[195]) Wie das ganze Gedicht (von welchem ein großer Teil oben, Anm. 13, abgedruckt ist), so, und ganz vorzüglich, ist dieser Schluß interessant — ganz wie eine Antizipation viel späterer Stimmungen. Der Dichter redet die freien Amerikaner an:

... O nehmt, Geliebte, nehmet den Fremdling auf,
Den müden Fremdling! Laßt mich an eurer Brust
Geheimer Leiden bittre Schmerzen,
Langsam verzehrenden Kummer lindern.
Was säum' ich? — Doch die eiserne Kette klirrt,
Und mahnt mich Armen, daß ich ein Deutscher bin!
Euch seh' ich, holde Sonnen, schwinden,
Sinke zurück in den Schacht und weine!

Nicht minder interessant sind aber auch Schlözers vehemente Ausfälle gegen den Dichter, Staatsanz., Bd. 4, S. 140, vergl. Bd. 6, S. 512.

[196]) Ad. Bock, Schlözer, S. 38.

[197]) Weckherlinscher Ausdruck, Gr. Ungeh., Bd. 2, S. 71.

[198]) Daß sich in Deutschland der Bauer besser als in Frankreich, in letzterem besser in den ehemals deutschen Provinzen, Elsaß und Lothringen, als auf dem altfranzösischen Boden befinde, wird oft genug erwähnt. — Für die Ansicht über das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen in Bezug auf politisch-bürgerliche Freiheit ist interessant eine in Hettners Deutscher Literaturgeschichte des 18. Jahrh., Bd. 3, S. 354 zitirte Aeußerung Moses Mendelsohns von 1758: Mendelssohn findet es auffällig, daß die Deutschen, welche vermöge ihrer Regierungsform nicht so frei wie die Engländer, aber doch nicht allenthalben so eingeschränkt seien wie die Franzosen, so wenig in politischer Schriftstellerei geleistet — sofern man nicht die Schriften Friedrichs II. hierher ziehen wolle. — Der im Folgenden angeführte Aufsatz des französischen Offiziers findet sich im Dtsch. Museum 1781, Bd. 2, S. 152 ff.

[199]) Schlözers Leben, durch seinen Sohn, Bd. 1, S. 255.

[200]) Briefe eines reisenden Franzosen (Caspar Risbeck), 2. Ausg., Bd. 2, S. 18, 20.

[201]) Ebenda, S. 232.

[202]) Ebenda, S. 93.

[203]) Hierüber s. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, S. 17.

[204]) S. die Briefe an Iselin; Frankfurt den 5. Juni 1764 u. a. im Patriotischen Archiv.

[205]) S. den in der folgenden Anmerkung zitirten Aufsatz.

[206]) Neu abgedruckt im Neuen patriotischen Archiv, Bd. 1, S. 296 ff.; vergl. Wohlwill, S. 15.

[207]) S. die Schrift vom deutschen Nationalgeist (1765), S. 55.

[208]) Ebenda, S. 45.

[209]) Wohlwill, S. 16.

[210]) Vom deutschen Nationalgeist, S. 14.

[211]) Wohlwill, S. 17.

[212]) Deutsche Chronik 1775, S. 102.

[213]) Ebenda, S. 129.

[214]) Ebenda, S. 419.

[215]) N. Teutscher Mercur, 1793, Bd. 2, S. 1 ff.

[216]) Herders Werke (Ausg. von 1852), Bd. 13, S. 195.

[217]) Berl. Monatsschr., Bd. 13, S. 154.

[218]) Moser, Vom d. Nationalgeist, S. 154.

[219]) Staatsanz., Bd. 6, S. 166.

[220]) Journal von und für Deutschland, 1790, Bd. 1, S. 152, Bd. 2, S. 16.

[221]) Ich nehme diese Verse aus C. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh., Bd. 2, Abth. 2, S. 228.

[222]) Sonnenfels, Ueber die Liebe des Vaterlandes, Wien 1771.

[223]) S. die Besprechung der Sonnenfelsschen Schrift im Teutsch. Mercur, Juni 1786.

[224]) Bd. 1, S. 379.

[225]) Die Stelle, welche die Pflicht zum freiwilligen Tode für das Vaterland leugnet, findet sich Schlözer, Allgem. Staats- und Staatsverfassungslehre (1793) auf S. 70; diejenigen Stellen, die vom Recht des Staates auf den kriegerischen Dienst der Seinen sprechen, Staatsanz., Bd. 18, S. 531 und 412, wo (es geschieht dies vielleicht unter dem Eindruck der französischen Invasion im westlichen Deutschland) hervorgehoben wird, daß die Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, jedem Einwohner, nicht bloß dem Bauern, obliege. Daß Schlözer hiermit nicht eben etwas, was seinen deutschen Lesern geläufig gewesen wäre, ausspricht, glaubt man beiden Stellen anzumerken.

[226]) Staatsanz., Bd. 4, S. 147, Bd. 14, S. 448.

[227]) S. hierüber Jähns, Heeresverfassung und Völkerleben, S. 272.

[228]) S. den Aufsatz über deutschen Patriotismus im Neuen Teutschen Mercur 1793, Bd. 1, S. 1 ff.

[229]) Briefe an Gleim, Dez. und Febr. 1757/58 (Werke, Lachm. Ausg.), Bd. 12, S. 125, 127. In dem ersten der zwei Briefe bekennt sich L. noch zu einem sehr mäßigen Patriotismus. Die im Text abgedruckte Stelle ist aus dem zweiten.

[230]) An Körner; s. Schillers Leben von Frau v. Wolzogen, Bd. 2, S. 3, und Schiller und Lotte, S. 283, 286.

[231]) Goethes Werke (Ausg. von 1840), Bd. 32, S. 83.

[232]) N. Teutscher Mercur 1788, Bd. 4. Wie gering Herder in seiner früheren Zeit über die Bestimmung und Funktion des Staates dachte, darauf ist schon oben, Anm. 4, hingewiesen, und in Haym's Herder findet man reichliche Belege dafür. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß ich des zweiten Bandes dieses ausgezeichneten Werkes, infolge eines ungünstigen Zufalles, zu spät habhaft geworden bin. Schon für die Zeit vor der französischen Revolution würde dasselbe an einigen Stellen schätzenswerte Beiträge zur Kenntnis dessen, worum es in gegenwärtiger Schrift zu thun ist, geliefert haben.

[233]) Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 220.

[234]) Iselin, Ueber die Geschichte der Menschheit, 2. Aufl., S. 198.

[235]) Briefe eines reisenden Franzosen, 2. Aufl., S. 167.

[236]) Die hier angezogenen Weckhrlinschen Stellen finden sich: Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 221, 227, Bd. 7, S. 238, und in dem Aufsatz: Sottisen, ebenda, Bd. 5, S. 345; vergl. auch S. 220: „Was kümmert uns der Reichsverband? Wir sind zu Sklaven geboren und jede Revolution ereignet sich nur, uns diese Wahrheit einzuprägen. . . . Unser Loos hängt von der Tugend und dem Geist unserer Beherrscher ab," u. s. w.

[237]) Johannes Müller, geborener Schweizer, Antikosmopolit und in Beurteilung internationaler Verhältnisse seine eigenen Wege gehend, hielt mit dem Anstoß, den er an der ersten Teilung nahm, selbst in Schriften von so offiziösem Charakter wie die vom deutschen Fürstenbunde, und die Briefe zweier Domherren (Müllers Werke, Ausg. 1833 ff., Bd. 24, S. 210, Bd. 25, 60) nicht ganz zurück (interessant ist, daß die betreffende Stelle in ersterer Schrift: „Ich bin übrigens weit entfernt, entschuldigen zu wollen, was der unglückseligen Republik geschah, doch politisch läßt sich für den König das Meiste anführen," nur in der ersten Ausgabe der Schrift zu finden war und in der zweiten wegblieb, s. Preuß, Friedrich d. Gr., Bd. 4, S. 44). Abgesehen von dem bekannten Handbillet Maria Theresias, das ja hier eine singuläre Erscheinung bildete, wird man aus der Zeit vor der französischen Revolution in Büchern, Journalen, Briefen von deutscher Hand kaum Spuren eines lebhaften sittlichen Eindruckes, den die Teilung von 1772 hervorgebracht hätte, antreffen — wobei jedenfalls mit in Betracht kommt, daß hier auch kein in seinem Familienbesitztum gekränkter Erbfürst das sozusagen privatrechtliche Mitgefühl der kleinbürgerlichen Kreise auf sich zog. (Engländer, Franzosen und Holländer verhielten sich natürlich anders zu der Sache, die ihnen ja schon aus Gesichtspunkten ihres Staatsinteresses sehr widerwärtig war.)

Aus dem von mir Gelesenen wüßte ich nur eine Stelle eines Aufsatzes im Deutschen Museum (1780, Bd. 1, S. 96) anzuführen, wo in eine sehr wohlgefällige Besprechung der Fürstenzusammenkunft zu Neiße einige Worte über die, vermutlich dort beschlossene Teilung eingeflochten sind, die vielleicht von guten Folgen für einen großen Teil der polnischen Nation, ihrem Grund und ihrer Absicht nach aber nicht zu billigen sei; der Verfasser dieses, übrigens recht glimpflichen Tadels, giebt sich aber für einen Engländer. Wo ich noch sonst Besprechungen des Aktes aus dieser Zeit gefunden, da rühmt oder untersucht man denselben ohne erkennbares Gefühl für seine Verwerflichkeit an sich, nur nach dem größeren oder geringeren Vorteil, den die eine oder andere Macht dabei davongetragen; auf anderes läuft's im Grunde auch bei Zimmermann nicht hinaus, wenn er in seinen Fragmenten über Friedrich d. Gr. (Bd. 1, S. 303) von der „großen und durch ganz Europa ebensoviel Erstaunen als Mißgunst erregenden Staatshandlung Friedrichs," der Teilung Polens, redet. — Polen und seine Zustände werden überall als jämmerlich geschildert, bald mitleidvoll, bald mehr verächtlich besprochen; was die Mächte gegen das Land thaten, nahm man dann offenbar als die natürliche Folge hin (vergl. die Art, wie in Albr. v. Hallers Alfred, König der Angelsachsen, Ausg. von 1783, S. 101, der Polen — denn die sind hier ganz offenbar gemeint — und ihres Schicksals von 1772 gedacht wird) zumal man ja auch längst gar nicht gewöhnt war, den polnischen Staat von den Nachbarn mit gleicher Achtung vor seiner Unabhängigkeit, der Unverletzlichkeit seines Gebietes u. s. w. behandelt zu sehen, als andre Gemeinwesen von seiner Größe.

[238]) Das Gefühl oder die Voraussetzung eines gewissen Gegensatzes zwischen kosmopolitischer Gesinnung und innerlicher Ergebenheit an einen bestimmten Fürsten spricht sich oft genug, zum Teil ganz harmlos, in Ausdrücken aus, wie: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient" (Schiller im Prospekt zur Thalia 1784), oder auch in der Bemerkung Wielands (Ausgewählte Briefe, Bd. 3, S. 221), daß in einem Lande, wo ein Fürst wie Karl August regiere, gewiß auch ein Kosmopolit gern leben werde.

[239]) Gr. Ungeh., Bd. 3, S. 343.

[240]) Dtsch. Zusch., Bd. 4, der Artikel über die Verfolgung der Illuminaten S. 135 ff.

[241]) Bibl. für Denker, Bd. 2, S. 365 ff.

[242]) S. die oben Anm. 24 zitirte „Anrede".

[243]) Politische Fragmente im Deutschen Museum 1777, Bd. 1, S. 97 ff.

[244]) Für J. Müller ist es ein Grund des Widerwillens gegen geheime Gesellschaften, daß darin so viel Kosmopolitismus ge-

trieben werde (Brief in den Werken, Bd. 38, S. 38); als ein auflösendes Element erwähnt er den Kosmopolitismus auch in der Darstellung des Fürstenbundes, wo er auf das Bündnis kosmopolitischer Anschauungen mit den Bestrebungen Josefs II. hinweist.

[245]) Es ist hier von der „Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik" die Rede, die oben, auf S. 96 ff., besprochen worden ist.

[246]) Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 221; vergl. Bd. 2, S. 70: „Sonst gab es ein Vaterland zu verteidigen, für eine Freiheit zu streiten, jetzt giebt's nichts mehr als Glück zu suchen. Was einst einen zum Helden machte, würde ihn heutzutag zum Narren machen."

[247]) Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 220.

[248]) Verm. Schr., Bd. 1, S. 205, vergl. S. 187.

[249]) Schubarts Werke, Bd. 7, S. 231.

[250]) Die zuletzt angeführten Aeußerungen s. bei Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh., Bd. 2, Abt. 2, S. 338, 341, 568. Von Lessing ist hier besonders noch der 81. Literaturbrief anzuführen. Die Stelle der Allgem. Deutschen Bibliothek s. in K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh., II, 2, S. 233.

[251]) Ferneres zur deutschen Literatur. Werke (Ausg. von 1840), Bd. 32, S. 200.

[252]) Schlözer, Staatsanz., Bd. 9, S. 512.

[253]) N. Teutscher Mercur 1793, Bd. 1, S. 388.

[254]) Die Empfehlung war in einer „Abhandlung, das Interesse der Menschheit und Staaten betreffend", von Villaume, enthalten, welcher selbst, in der Vorrede, das Geschichtchen mitteilte; s. Das neueste graue Ungeheuer, von einem deutschen Manne (Rebmann — die Schrift erschien in der Mitte der neunziger Jahre), S. 215.

[255]) Die auf S. 148 angeführte Stelle Ewald v. Kleists findet sich in Körtes Ausgabe der Kleistschen Werke, Bd. 1, S. 99. (In gewisser Art könnte man ihr vielleicht die Stelle aus Gleims Gedicht auf die Schlacht von Zorndorf an die Seite stellen: „Der König weint? (Thränen der Menschlichkeit.) Gieb ihm die Herrschaft über dich, o Welt, Dieweil er weinen kann!" — Die Bezeichnung des siebenjährigen Krieges als des „außerordentlichsten Schauspiels unseres und aller vergangenen Jahrhunderte" trifft man im N. T. Mercur 1791, Bd. 1, S. 208.

[256]) Joh. Müllers Werke, Bd. 24, S. 272.

[257]) Minerva 1793, Bd. 3, S. 200.

[258]) S. Körte, Gleims Werke, Bd. 4, S. 72. Das würde denn mit den, freilich nicht ganz gesicherten Berichten zusammenzustellen sein, wonach dort Friedrich, mit der Fahne in der Hand, seine Soldaten gegen den Feind geführt hätte (s. die Untersuchungen darüber in dem Militärischen Wochenblatt 1855). Auch

die Erzählung eines Preußen im N. T. Mercur 1785, Bd. 2, S. 279 mag hier erwähnt werden: Im siebenjährigen Kriege habe es Zeiten gegeben, wo Offiziere und Gemeine auf ihren König so erbittert gewesen, daß niemand mehr einen Fuß für ihn habe von der Stelle setzen wollen; „aber kaum erschien er vor der Fronte und sagte: Nun, Brüder, ihr werdet heute einen heißen Tag haben; aber gedenkt an euer Vaterland! — war alles wieder voll Mut und Willigkeit, und Gnade Gott dem Feinde, der ihnen begegnete."

[259]) Th. Abbts vermischte Schriften, Bd. 2, S. 40.

[260]) Für das folgende s. hauptsächlich Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Von den Siegespredigten liegen mir vier vor, drei zusammengedruckt unter dem Titel: Dankopfer wegen des von den königl. preußischen Truppen über die vereinigte französische und Reichsarmee bei Roßbach erfochtenen herrlichen Sieges, angezündet von einigen berühmten Lehrern des Evangelii zu Berlin 1757; die Prediger sind; Süßmilch, Nath. Baumgarten und Ortmann.

[261]) Es ist dies Ad. Dieterich Ortmann, Inspektor zu Beelitz.

[262]) S. G. Krause, Friedrich der Große und die deutsche Poesie, Halle 1884, S. 45 ff., wo auch ganz interessante Proben von Scheffners Poesien mitgeteilt sind. Scheffner ist erst 1820, 84 Jahre alt, gestorben.

[263]) S. die eben angeführte Schrift, S. 47, und den, L'Estocq betreffenden Artikel in der Allgem. Dtsch. Biographie.

[264]) S. den betreff. Artikel in dem soeben zitirten Werke.

[265]) Brief vom Dez. 1764, Patriot. Archiv, Bd. 4, S. 359, vergl. S. 382. Vom Hofprediger Mittelstedt in Braunschweig (damals ganz in preuß. Atmosphäre) hieß es, er sei mehr beschäftigt dem Hof die Gleimschen Kriegslieder vorzusingen, als ihm das Evangelium zu predigen (Pröhle S. 85). Auch mit des Berliner Beausobre (der sich Friedrichs besonderer Gunst erfreute — s. Allg. D. Biogr.) Rede vom Patriotismus war K. Fr. Moser nichts weniger als zufrieden (Patr. Arch., Bd. 4, S. 359).

[266]) Pröhle, S. 55.

[267]) Ebenda, S. 77.

[268]) Preuß, Friedrich d. Gr., Bd. 1, S. 96.

[269]) Gedruckt im Jahre 1779. Oeuvres, tom. 11.

[270]) Umso leichter mochte es denn dem König auch werden, in seinem Ideal eines Zukunftskrieges (s. S. 133) die große Masse der (nichtsoldatischen) Bevölkerung in jener tiefen Ruhe zu denken, in welcher sie umso emsiger produzirend ꝛc. in ihrer Art dem Staatsinteresse zu dienen bestimmt war.

[271]) S. den oben, Anm. 47 erwähnten Aufsatz.

[272]) Ueber diese s. den Bericht des reisenden Engländers im Dtsch. Mus. 1780, Bd. 1, 89. Beiläufig hier zwei lateinische

Distichen. Das eine fand dieser Engländer im Fremdenbuch bei der Schneekoppe (in einer der benachbarten Bauden?); es rührte von einer österreichischen Feder her und lautete:

Excelso dum visa mihi Silesia monte,
Dicebam: Austriacos accipe terra deos.

Der Engländer wundert sich, keine preußische Parodie darunter zu finden; er und seine Gefährten schrieben selbst eine solche hinzu:

Excelso dum visa mihi Bohemia monte,
Prussica, dixi, olim numina et ista colet.

[273]) Teutscher Mercur 1787, Bd. 4, S. 137, Bericht eines Reisenden aus den Monaten Dez. und Jan. 1785/86. S. 139 ist dann von der Herzlichkeit der Berliner an des Königs Geburtstag die Rede, wenn sich gleich hie und da eine Klage über Beschränktheit und Mangel an Freiheit hören lasse. Inwiefern man, von einer andern Seite, gerade ein bedeutendes Maß von Freiheit an den Berliner Zuständen zu rühmen wußte, wird sogleich zur Sprache kommen.

[274]) Berl. Monatsschr., Bd. 6, S. 318.

[275]) Ebenda, Bd. 9, S. 395.

[276]) Dies wird hervorgehoben im Dtsch. Zusch., Bd. 1, S. 164.

[277]) Winkopp, Bibl. für Denker, Bd. 2, S. 435.

[278]) Ebenda, S. 435.

[279]) Ebenda, Bd. 1, S. 146.

[280]) Dtsch. Zusch., Bd. 1, S. 179.

[281]) Von dem Eindrucke des Müller-Arnoldschen Prozesses s. Dtsch. Zusch., Bd. 1, S. 164. Ein Erlaß Friedrich Wilhelms II. richtete sich gegen den Mißbrauch, welcher von Verordnungen, die zum Schutz gegen widerrechtliche Bedrückungen erlassen worden, gemacht werde, um Guts- und Gerichtsobrigkeiten die schuldigen Leistungen zu versagen. Dtsch. Zusch., Bd. 8, S. 247. Von der Abschwächung, welche durch die bauernfreundliche Haltung des Königs der Patriotismus manches Großen erlitten haben solle, s. Bibl. f. Denker, Bd. 3, S. 126.

[282]) Ebenda, S. 126.

[283]) Dtsch. Zusch., Bd. 1, S. 179.

[284]) Bibl. f. Denker, Bd. 2, S. 147. Für das, was ich im Nächstfolgenden von dem Abdruck und der Verteilung des Schubartschen Hymnus erzähle, s. Journal von und für Deutschland 1786, Bd. 2, S. 164, und Archenholz, Literatur und Völkerkunde 1787, Bd. 2, S. 221. Durch diesen Hymnus und durch die Ode auf Friedrichs Tod, zu welcher Schubart dann durch den erwähnten Buchhändler (Himburg) veranlaßt ward, bekam Schubarts Name in Norddeutschland, wo bis dahin fast nur seine „Fürstengruft" eingeschlagen hatte, einen nachhaltigen Klang. Jene beiden Gedichte und die nun gemachten Anstrengungen, die höchsten Kreise in Berlin für das persönliche Schicksal des Dichters zu

interessiren, schafften dem Unglücklichen die Verwendungen seitens des preußischen Königs, des Prinzen Heinrich u. a., infolge deren er endlich von dem Herzog die Freiheit erhielt. (Vergl. Strauß, Schubarts Leben, Bd. 2, S. 180 f.)

285) Bekanntlich bildeten unter Friedrich die aus allen Gegenden des Auslandes zusammengeworbenen Soldaten die eigentliche stehende Armee; die kantonspflichtigen ausgehobenen „Einländer" mit einer Dienstzeit von 20 Jahren, von denen sie aber nur eins bei der Fahne zubrachten, um nachher (in Friedenszeit) nur aller zwei Jahre auf kurze Zeit zum Exerziren einberufen zu werden, sind wohl neuerlich einer, in das stehende Heer eingereihten Landmiliz verglichen worden (s. v. d. Goltz, Roßbach und Jena, S. 57 ff.; Jähns, Heeresverfassung und Völkerleben, S. 340). Die Beiziehung dieser „Einländer" zum Heere geschah in Preußen in einer viel wohlgeordneteren, minder widerwärtigen Weise, als in welcher man wohl in andern deutschen Staaten die Landeskinder in die Armee brachte (was manchmal den Charakter förmlicher Menschenjagden annahm — s. z. B. den unten zitirten Aufsatz aus dem Teutschen Mercur von 1785). Auf die Herbeischaffung jener Ausländer zum preußischen Heere dagegen beziehen sich jene zahllosen Geschichten von empörender List und Gewalt, wie sie namentlich aus der Zeit von Friedrichs des Gr. Vater in Umlauf sind. Hauptsächlich auf diese Angeworbenen war dann im preußischen Heere auch die berufene harte Zucht gerichtet. Was überhaupt an dem Militärwesen jener Zeit uns so anstößig und abscheulich erscheint, und so auch die massenhaften Desertionen, — das hatte vorzugsweise unter diesen angeworbenen Ausländern, nicht unter den ausgehobenen „Einländern", seinen Boden und seine Geltung. Man begreift indes, wenn unter den Offizieren sich eine Neigung zeigte, gerade in den angeworbenen, permament bei der Fahne befindlichen Ausländern den eigentlichen Halt der Armee zu erblicken. Thomas Abbt dagegen (Vom Tode für das Vaterland, S. 52), die Vaterlandsliebe als Motiv zu Grunde legend, will von den Eingeborenen den Geist ausgehen sehen, der dann auch die Ausländer ergreifen und mit Eifer für den Dienst des Staates erfüllen werde, welcher ihnen den Unterhalt u. s. w. gebe. Aehnlich faßte nun später Möllendorf das Verhältnis in einem Parolebefehl, den er 1788, wenige Tage vor Ankunft der zum Exerziren einberufenen Urlauber erließ (abgedr. Berl. Monatsschr., Bd. 11, S. 493), um den Offizieren die humane Behandlung dieser „Einländer" dringend zu empfehlen. Die großen Vorzüge (heißt es da), durch welche der preußische Dienst von jeher unter allen übrigen der vollkommenste gewesen, habe man sicher den „Einländern" zu verdanken. „Ihr Beispiel munterte die aus dem Auslande auf, und beide zusammen bewirkten dann die Furcht

unsrer Waffen, womit wir noch heutiges Tages ein Schrecken unsrer Feinde sind." Hertzberg hat sogar an die Möglichkeit gedacht, der ausländischen Werbungen ganz zu entbehren. Begünstigung der Soldatenehen, militärische Auferziehung der daraus hervorgehenden Kinder und noch andres sollte dazu dienen, der Armee einen neuen Charakter zu geben. Er hoffte wohl die Armee „ganz national und dadurch unüberwindlich zu machen" (s. v. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, Werke, Bd. 31, S. 197; vergl. Schlözer, Staatsanz., Bd. 17, S. 48). — Der Gedanke, den Armeen durch Erleichterung von Soldatenheiraten u. a. zu naturgemäßeren Grundlagen und Verhältnissen zu verhelfen, spielte damals auch anderwärts eine Rolle. — Als Beleg für Möllendorfs, schon unter Friedrich dem Gr. sichtbar gewordenes Streben nach Vermenschlichung des militärischen Geistes und Tones siehe seinen Parolebefehl vom 10. Juni 1785 (der König habe „keine Schlingel, Canaillen, Racaillen, Hunde und Kropzeug" in seinen Diensten u. s. w., s. Preuß, Leben Friedrichs, Bd. 4, S. 331). — Manchen Blick in hier berührte Verhältnisse — besonders auch im Vergleich mit sächsischen Armeezuständen — läßt ein Brief aus Dresden im Teutschen Mercur 1785, Bd. 2, S. 271 ff. thun. Nicht uninteressant ist zu sehen, wie der bildende Einfluß, den der Militärdienst auf den Bauern in Preußen übte, auch damals nicht unbemerkt blieb; daß fast jeder Bauer Soldat gewesen, habe ihn aus seiner Trägheit herausgerissen und an Ordnung gewöhnt, — wenn auch manches von der Reinheit der Sitten dadurch verloren gehen möge, s. Bibl. s. Denker, Bd. 3, S. 125.

[286]) Vermischte Schriften, Bd. 1, S. 187.

[287]) Patriot. Archiv, Bd. 1, S. 347.

[288]) S. die Schrift vom deutschen Nationalgeist.

[289]) Fr. H. Jakobis auserles. Briefwechsel, Bd. 2, S. 33.

[290]) So äußert auch K. Fr. Moser, Vom deutschen Nationalgeist, S. 98: ein Norddeutscher, dem bei Vereinung des „vorderen Reiches" manches seltsam vorkommen werde, möge doch ein Glück darin finden lernen, daß der Souverän, in dessen Landen er sich eben befinde, einen Richter über sich habe. Natürlich hat Moser im Sinne, daß hier dem Richter (der Reichsbehörde) noch einige wirkliche Gewalt beiwohne, wogegen im Norden alle Reichsgewalt nur nominell sei.

[291]) Was dann gern auch in den Journalen hervorgehoben wurde, als es darauf ankam, den exaltirten Freunden der französischen Revolution gegenüber zu zeigen, daß denn doch auch die deutschen Verfassungsverhältnisse gute Keime in sich trügen.

[292]) Verm. Schriften, Bd. 1, S. 205.

[293]) Der Grenadier sagt, er wolle den Gesang weiter fortsetzen,

Wenn Friedrich oder Gott für ihn
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien
Und Deutschland frei gemacht.

294) Angeführt in Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh., Bd. 2, II, S. 228.

295) S. Journal von und für Deutschland 1789, Bd. 2, S. 10.

296) Schlözers Leben durch seinen Sohn (wo auch), Bd. 2, S. 29, die später erwähnte Zuschrift Schlözers an v. Zedlitz aus dem Jahre 1778 zu finden ist), Bd. 1, S. 48.

297) Discours tendant à expliquer les causes de la superiorité des Germains sur les Romains et à prouver que le nord de la Germanie ou Teutonie entre le Rhin et la Vistule, et principalement la présente monarchie Prussienne, est la patrie originaire de ces nations heroiques qui ...., gelesen den 27. Jan. 1780. Die patriotischen Gesichtspunkte leuchten überall heraus, und Hertzberg hebt sie zu Anfang seiner nächsten akademischen Dissertation (die vom großen Kurfürsten handelte), wo er jene frühere Abhandlung erwähnt, ausdrücklich hervor. Vergl. Deutsches Museum 1781, Bd. 1 gegen das Ende. Dohm übersetzte die Abhandlung ins Deutsche.

298) Nicolai, Reise durch Deutschland, Bd. 10, S. 37.

299) Patriotisches Archiv, Bd. 4, S. 394, Brief Mosers aus dem Sept. 1766, worin er die Hoffnung ausdrückt, daß Josef (nach seiner Krönung zum römischen König) bei seinem einfachen Wesen verharren werde, ohne jedoch in die preußische Knauserei und Knickerei überzuschlagen.

300) „Diese freien Leute sehen auf uns arme Brandenburger wie auf Sklaven herab." Aeußerung Nicolais, angeführt bei v. Treitschke, Deutsche Gesch. im 19. Jahrh., Bd. 1, S. 64.

301) Berl. Monatsschr., Bd. 6, S. 321.

302) Dessen Schrift man in Dohms Gegenschrift (welche Dohm in seinen Denkwürdigkeiten zum Wiederabdruck gebracht hat), sowie mit dieser Gegenschrift, in Reuß, Staatskanzlei, Bd. 13, S. 196 ff. antrifft.

303) Politische Betrachtungen und Nachrichten Nr. 1, besprochen in Reuß, Staatskanzlei, Bd. 11, S. 503; Dohm, am Ende seiner Schrift, teilt einiges daraus mit.

304) S. Ebeling, S. 12. Gr. Ungeh., Bd. 5, S. 220.

305) Gr. Ungeh., Bd. 6, S. 71. Ohne ein Wunder des Himmels sei eine Revolution unumgänglich. Es frage sich, ob die allgemeine Verwandlung des Systems, wonach das Reich schmachte, von einer Partei allein, oder von beiden (der österreichischen und der preußischen) ausgeführt werden solle. Dann ein Plan zu einer Korrigirung der Karte von Europa, worin seit 1772 Schriftsteller und Regenten immer größere Virtuosität gewannen:

Konsolidirung Polens als Erbmonarchie unter dem Hause Sachsen; Polen bekommt die 1772 losgerissenen Provinzen zurück, nur Preußen, welches dafür Schlesien an Oesterreich wieder herauszugeben hat, behält und erhält beide (Ost- und West-) Preußen, wie sie einst der Orden besessen hat, also namentlich auch das vielbegehrte Danzig. Die deutsche Krone kommt erblich an Oesterreich. Europäisches Schiedsgericht.

306) Gr. Ungeh., Bd. 9, S. 310. Der hervorstechendste Aufsatz Wechrlins in der Angelegenheit erschien in einem besonderen Abdruck; eine Besprechung, teilweise Anführung, ist zu finden in Reuß, Staatskanzlei, Teil 11, S. 408 ff.

307) Hamb. polit. Journal 1785, Bd. 2, S. 887.

308) Briefe an Joh. v. Müller, Bd. 2, S. 305.

309) Buch 5, Kap. 2. Unter dem, wodurch einzelne Mitglieder des Fürstenbundes die Bedeutung dieses Bundes zu erweitern suchten, ist leider im Text unerwähnt geblieben die eifrige Arbeit des Markgrafen Karl Friedrich von Baden für Herstellung eines dem Fürstenbunde an die Seite zu setzenden „Gelehrtenbundes" („Gelehrte" hier in dem schon anderwärts erwähnten Sinne, in welchem es damals öfters gebraucht wurde und im Grunde Träger und Verbreiter geistigen Lebens überhaupt umfaßte). Eine großartige Institution sollte geschaffen werden, dazu bestimmt, die verschiedenen deutschen Bevölkerungen in Anschauungen, Interessen, Ausdruck einander näher zu bringen und dem Mangel abzuhelfen, der hier aus der politischen und sonstigen Zerstückelung der Nation hervorging. Einer von denen, welche für diesen Gedanken in Bewegung gesetzt wurden, war Herder, dessen Aufsatz: „Ueber das erste patriotische Institut für den Allgemeingeist Deutschlands (1787)" der vom Markgrafen gegebenen Anregung seine Entstehung verdankte. S. Haym, Herder, Bd. 2, S. 488.

310) Engels kleine Schriften.

311) Beiläufig seien noch aus einem Gedicht (s. Neue Lit. und Völkerkunde 1789, Bd. 2, S. 165), welches zur Gedächtnisfeier des großen Kurfürsten, 30. April 1788, in der literarischen Gesellschaft zu Halberstadt verlesen wurde, die Verse erwähnt, in denen dem Kurfürsten nachgerühmt wird:

Denn er, er ebnete den Pfad,
Den Friederich nach ihm betrat.
Er pflanzte sie, die hohe Königseiche,
Die ihren Schatten weit erstreckt,
Und euch, ihr Edlen in Thuiskons Reiche,
Vor jedem Sturm des Despotismus deckt.
Der Baum, der euch um sich versammelt sah,
Den großen Bund der Freiheit zu beschwören,
Durch Friedrich Wilhelm steht er da!

[312]) Ich verweise hier hauptsächlich auf L. v. Rankes Werk: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund.

[313]) K. Fr. Moser in der Schrift vom deutschen Nationalgeiste (1765), S. 41 sagt: Ob es ein deutsches Nationalinteresse gebe? Nach der Meinung mancher allenfalls bei den Reichsständen. So heißt es auch in einer Abhandlung über den Fürstenbund in Reuß, Staatskanzlei, Bd. 14, S. 155: Der Bestand und die Sicherheit der deutschen Verfassung interessire nicht so sehr die Nation, als die Fürstenhäuser; und auf ähnliches läuft es hinaus, wenn Wieland im N. Teutschen Mercur 1793, Bd. 2, zum Schluß eines Aufsatzes über deutschen Patriotismus sagt: Weit eher und zweifelloser, als von den Bewohnern der einzelnen deutschen Länder, würde man einen deutschen Patriotismus von den deutschen Reichsständen zu erwarten berechtigt sein, deren größter Teil in seiner ganzen Existenz von der Existenz des Reiches abhänge.

[314]) S. das Rankesche Werk. Dieser Gedanke tritt noch in einer der durch den Fürstenbund veranlaßten Schriften hervor, in einer Art, daß man an die Triasidee gemahnt wird, welche in den fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts unter den Versuchen, die deutsche Frage zu lösen, dann und wann laut wurde. In Reuß, Staatskanzlei, Bd. 11, S. 309 ist aus der Schrift mitgeteilt: „Ich sehe nicht ein, wie man sich so ruhig auf die Bilanz zwischen Oesterreich und Preußen verlassen und sie als ein ewiges Palladium für die Verfassung des Reiches betrachten kann. — Wäre es nicht besser, wenn die Sicherheit der Reichsverfassung auf einem inneren Grunde beruhte? Wenn durch eine offenbare gesetzmäßige Verbindung der gesamten Reichsstände eine dritte Wagschale zu der Bilanz in Deutschland käme, so wäre gewiß für die Dauer der einheimischen Ruhe besser gesorgt. .... Die allürten Höfe (die alle für einen stehen), machten ein Ganzes aus, das in jeder Rücksicht mit dem mächtigsten Staate im Gleichgewicht stünde, und folglich nicht nur für Deutschland, sondern auch für ganz Europa im höchsten Tribunal Sitz und Stimme behaupten könnte. Ein solches Triumvirat ist der dermaligen Reichsverfassung nicht nur angemessen, sondern auch zu ihrer Aufrechthaltung nötig. Die drei deutschen Mächte A. B. C. (Austria, Borussia, Corpus Principum Germanorum) wären, einzeln genommen, ewige Bürgen für die Verfassung des Reiches, und zusammengenommen ewige Schiedsrichter für die Angelegenheiten von ganz Europa." — Nicht ganz unähnlich erscheint im Grunde, was Johannes Müller bei Abfassung der Briefe zweier Domherren vorgeschwebt.

[315]) In seiner Schrift: Darstellung des Fürstenbundes. Werke, Bd. 24.

[316]) Müllers Werke, Bd. 38, S. 273.

317) Darstellung S. 101.

318) Blicke über Baierns politische Lage. Reuß, Staatskanzlei, Bd. 14, S. 153 ff.

319) Müllers Werke, Bd. 25.

320) Die zunächst angeführte Stelle s. ebenda, S. 60.

321) Blicke über Baierns politische Lage. In Reuß, Staatskanzlei, Bd. 14, S. 129; vergl. 153 „Die Untersuchung der Frage, ob Deutschland als Monarchie nicht glücklicher wäre, gehört nicht hierher". Die Schrift soll, nach des ersten Herausgebers Behauptung, schon 1784, also schon vor dem Entstehen des Fürstenbundes, geschrieben sein; daß Reuß (Staatskanzlei, Bd. 11, S. 398) diese Angabe stark bezweifelt, wird man gerechtfertigt finden. Jedenfalls steht die Schrift in der Hauptsache auf dem Standpunkte der Gegner von Josefs Bestrebungen.

322) S. Dohms Denkwürdigkeiten (Bd. 3, S. 105 ff.). Die Besorgnis vor einer „Teilung Deutschlands" — eine Verteilung der kleineren und mittleren Staaten Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich, etwa unter einiger Beiziehung der anderen Großmächte — ist in den achtziger und neunziger Jahren nicht zur Ruhe gekommen; für einen großen Teil der in dieser Besorgnis Lebenden brachte dann der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das Befürchtete. Die polnische Teilung von 1772 hatte arg geschreckt. „Wer hätte sich den Fall als möglich gedacht," heißt es in Reuß, Staatskanzlei, Bd. 11, S. 464, „daß drei Höfe sich ohne Schwertstreich, ohne Blutvergießen in einen sehr großen Teil eines europäischen Staates teilen und die andern Höfe ruhig zusehen würden? Und doch ist dies in unsern Tagen geschehen." „Was würde Deutschlands Schicksal sein, wenn einige große Höfe sich darüber verständigten und die politische Konstellation andere zurückhielte, sich entgegenzusetzen?" — nun Darlegung der Hilflosigkeit des Reiches in seiner dermaligen Lage und Verfassung.

323) S. die zwei Briefe an Dohm und Fr. Jakobi, Werke, Bd. 38, S. 31, 45 (Okt. 1786, Febr. 1787).

324) Darst. des Fürstenbundes, S. 256.

325) Werke, Bd. 33, S. 184.

326) Werke, Bd. 24.

327) N. Teutscher Mercur, 1788, Bd. 1, S. 226.

328) Schubarts Werke, Bd. 8, S. 51 (aus der Vaterlandschronik seit 1787).

329) G. Forsters Werke. Bd. 7, S. 159, 180, 183.

330) S. 707.

331) Gr. Ungeh., Bd. 3, S. 135. In Winkopps Bibliothek für Denker, Bd. 3, ruft eine Stimme zur Abschaffung der arg verrufenen mecklenburgischen Leibeigenschaft auf; da heißt es S. 179: „Schreiet nicht, es sei wider alte Verträge. Verträge, die mit der Gerechtigkeit streiten, sind ungiltig vor Gott und

vor Menschen. — Soll aber der Menschenfreund noch länger ungehört klagen, so wird gewiß einst die Zeit kommen, wo der Unterdrückte sein Joch so stark fühlen wird, daß er es abschüttelt. Und das wird er thun können, ohne die geringste Ungerechtigkeit zu begehen, denn er verteidigt nur seine Rechte."

[332]) Dtsch. Zuschauer, Bd. 8, S. 316.

[333]) Brief von 1782, Werke, Bd. 30, S. 81.

[334]) Hier einige Belege zu dem, was auf den letzten Seiten über die Auffassung, die den französischen Vorgängen in Deutschland zu Teil geworden, gesagt ist. Das Hamburger politische Journal spricht sich 1788, S. 734 über die „seltsame und doch natürliche" Erscheinung aus, daß bei der (von dem politischen Journal stark gemißbilligten) amerikanischen Erhebung der größte Teil der Menschen in Europa die Partei der Amerikaner genommen und jetzt, bei den von der französischen Nation erhobenen Forderungen ihrer Rechte, sehr viele Menschen wähnten, der König, oder vielmehr seine Minister, hätten das Recht auf ihrer Seite. Ueber das Recht der Parlamente, in Abwesenheit der Reichsstände diese zu vertreten, war man durchaus nicht einverstanden, und mochte nun in ihrem Widerstande gegen die mancherlei Regierungsentwürfe, welche aus der Not helfen sollten und zum Teil dem Geist der Neuzeit entsprachen, eine jener faktiösen Regungen erblicken, gegen welche man so bereit war, sich auf die Seite eines aufgeklärten, wohlwollenden Monarchen zu stellen. Vergl. u. a. den scharf ironischen Passus in Schlözers Staatsanzeigen, Bd. 11, S. 48; auch sein Austrasier weist, Bd. 13, S. 215, die Parlamente in ihre Schranken. Keineswegs günstig spricht sich die Berl. Monatsschr. 1788, Bd. 2, S. 49—56 über die Parlamente aus; desgl. der Dtsch. Zusch. in der Jahresübersicht von 1785, Bd. 4, S. 241. Daß Schubart, empfänglich für alles, was nach Heroismus schmeckte und Szenen lieferte, den „altrömischen Mut" der Parlamente bewunderte (Schubarts Werke, Bd. 8, S. 39), ist natürlich. Im Halsbandprozesse geht Schlözer mit der Koterie, die aus dieser Sache Waffen gegen den Hof schmiedete, sehr scharf ins Gericht; vom Kardinal Rohan wird auch im Deutschen Zuschauer sehr verächtlich gesprochen. — Die Aeußerungen Schubarts s. in seinen Werken, Bd. 8, S. 98, 154, 156. — Was ich aus dem Dtsch. Zusch. angeführt, sind Worte, die sich an die oben, Anm. 332, zitirte Stelle anschließen.

[335]) Hamb. polit. Journ. 1787 und 1788. 1787, S. 1230: „Das Volk singt nicht mehr! . . ." 1788, S. 17: Der ausgebreitete Freiheitssinn hat sich im vorigen Jahre, besonders in Frankreich, bis zum Erstaunen geäußert; man hat öffentlich Sätze behauptet . . .

[336]) S. 421: Von dem Despotismus, den man in den Antworten des Königs (auf die Vorstellungen der Parlamente) finde.

Es wird hier noch von der Möglichkeit gesprochen, daß die königliche Gewalt zu einer grenzenlosen werde; aber die Versammlung der allgemeinen Stände sei zugesagt u. s. w. Die Aufhebung der Parlamente (Frühling 1788) u. a. wird als eine große Staatsrevolution in sehr besorgter Weise besprochen, sehr (z. B. 544) für Nachgiebigkeit und gegen gewaltsame Regierungsmaßregeln geredet. Bald werden dann freilich gewisse Maßnahmen des wiederhergestellten Pariser Parlaments als Ausschreitungen bezeichnet (S. 1090).

[337]) Staatsanz., Bd. 12, S. 81 ff.

[338]) S. die Bemerkungen zu dem Briefe aus Wien, Bd. 12, S. 368.

[339]) Ebenda, S. 384.

[340]) J. Müllers Werke, XXXVIII, 109, Brief an v. Salis-Marschlins, 20. Sept. 1788: Quel grand spectacle en effet, cher ami! Le trône du grand Louis ébranlé jusque dans ses fondamens (puisque l'armée même, les instrumens du pouvoir, tourne contre lui); les deux autres grandes puissances, avec leurs superbes armées, tant de discipline et de science, arrêtées dans leurs progrès par un empire désordonné et barbare, et extrêmement affaiblies non par des exploits de l'ennemi, mais par leurs propres mésures; la liberté se renonvelant au moment où elle sembloit abandonner l'Europe; ... Dieu est grand, mon ami; la main invisible fait continuellement ce qu'on n'attendait pas. Ps. 146, 3. Tenons-nous y.

[341]) An denselben, 24. Februar 1789; ebenda, S. 116: Ceux qui dans le siècle passé se sont tant interessés pour que vous (die Graubündner) ne perdiez pas la Valteline (die Franzosen, im dreißigjährigen Kriege), devraient y pourvoir encore; ils ont autre chose à faire dans ce moment; cependant, n'importe; ce qui les occupe, leur rendra la vigueur et l'ascendant qu'ils semblaient avoir perdus. Pour moi, à bien considérer l'état du monde, je leur souhaite plus de prospérité que jamais; outre qu'ils ont le plus d'intérêt à notre patrie commune (die Schweiz), je suis persuadé que cet ésprit, qui à présent s'élève et se developpe en eux, opérera d'une manière universellement bienfaisante; partout on se souviendra des droits de l'humanité, dont la reclamation paraissait devenue chimérique. J'aime bien la liberté. .

[342]) Die Ode: Die États généraux.

.... Verzeiht, o Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name), daß ich den Deutschen einst
Zurufte, das zu fliehn, warum ich
Ihnen itzt flehe, euch nachzuahmen.

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich

Die Keule führte, von Europas
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen!

So denk' ich jetzt nicht. Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller, und verdient es!
Schöner als Lorbeer, dem Blut entschimmert.

343) Staatsanz., XII, 413.
344) Ebenda, S. 494.
345) Ebenda, XXII, 368.
346) Ebenda, S. 440.
347) „In Deutschland, wo die meisten herrschenden politischen Ideen nicht aus eigener Beobachtung von Staatsverfassungen und ihren Wirkungen herrühren, sondern theoretische Kabinetstücke sind," heißt es bei Brandes, Politische Betrachtungen über die französische Revolution 1790, S. 26.
348) So z. B. Schirachs Hamb. polit. Journal, wo 1789, S. 538 als die beste unter den kürzlichst in Paris herausgekommenen Schriften diejenige bezeichnet wird, welche die Souveränität der gesetzgebenden Macht nur der Nation zuschreibt, nur die exekutive Gewalt in den Händen des Königs wissen will. S. 668 wird der Ausspruch des Erzbischof von Narbonne bei den Ständen von Languedoc: Es existire kein Recht, kein Privilegium, welches älter sei als das gemeine Beste; der Staat habe eine unaufhörliche Hypothek auf allem, was er besitze, — als wohl gesprochen bezeichnet.
349) S. z. B. was nach den „mündlichen Nachrichten eines reisenden Franzosen" die Schlözerschen Staatsanzeigen XIII, 256 mitteilen.
350) Ebenda.
351) 1799, Bd. 1, S. 251.
352) Ueber Schubart s. Strauß, Schubarts Leben, Bd. 2, S. 313 ff.
353) J. Müllers Werke, Bd. 30, S. 222.
354) Staatsanz., Bd. 13, S. 465.
355) Brandes Politische Betrachtungen über die französische Revolution.
356) Carolinens Briefe, herausgeg. von G. Waitz, 1. Teil, S. 59.
357) Staatsanz. a. a. O.
358) J. Müllers Werke, Bd. 30, S. 223.
359) Brief an Dohm, Werke, Bd. 38, S. 123.
360) Schlözers Leben durch seinen Sohn, T. 2, S. 149, 163.
361) S. die Oden: Kennet euch selbst! und: Sie und nicht wir! In der ersteren:

Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste That hub
Da sich zu dem Olympus empor!

. . . . Durchwandre die Weltannalen und finde
Etwas darin, das ihr ferne nur gleicht,
Wenn du kannst. O Schicksal, das sind sie also, das sind sie,
Unsre Brüder, die Franken, und wir?
Ach, ich frag' umsonst; ihr verstummet, Deutsche! Was zeiget
Euer Schweigen? Bejahrter Geduld
Müden Kummer? Oder verkündet es nahe Verwandlung?
Wie die schwüle Stille den Sturm,
Der vor sich her sie wirbelt, die Donnerwolken, bis Glut sie
Werden und werden zerschmetterndes Eis.
Nach dem Wetter atmen sie kaum, die Lüfte, die Bäche
Rieseln. —

Nun das Idealgemälde einer durch das Wetter zu neuem, glückseligem Leben erweckten Natur. In der andern Ode die Stelle:

Ach mein Vaterland! Viel sind der Schmerzen, doch lindert
Sie die heilende Zeit, und sie bluten nicht mehr.
Aber es ist ein Schmerz, den sie mir nie lindert! Und kehrte
Mir das Leben zurück, dennoch blutet' er fort.
Ach, du wareſt es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit
Gipfel erstieg, Beispiel strahlte den Völkern umher.
Frankreich war's! Du labtest dich nicht an der frohsten der Ehren,
Brachest den heiligen Zweig dieser Unsterblichkeit nicht!

Der Dichter gedenkt der Befreiung der Seelen in der Reformation als einer deutschen That; er gedenkt des Anteils, den an der Erringung der amerikanischen Freiheit auch Deutsche genommen; weder das eine noch das andere aber will ihm rechten Trost geben.

[362]) Sie erschien im N. Teutschen Mercur 1789, Bd. 4, und ist datirt: Berlin, den 4. August. Die vorletzte Strophe lautet:

Es hört's (das in Frankreich Geschehene) der Britte, der doch
auch gern Sklaven hätte,
Und denkt an sein Amerika,
Es hört's der Deutsche, und knirscht in die Sklavenkette,
Und seufzt: Germania!

[363]) Daß ich ebenso wenig, wie auf die belgischen, auf die Lütticher Ereignisse näher eingehe, wird man mir nicht verdenken. Dieselben spielen in den Verwickelungen der großen europäischen Staatenpolitik eine Rolle. Und der eigentlich deutschen Sphäre gehörte ja Lüttich schon damals fast ebensowenig wie Belgien an.

[364]) Für Gewinnung der nachfolgenden Notizen habe ich mich hauptsächlich des Hamburger politischen Journals, der Briefe Johannes Müllers, sowie auch der Lehrbachschen Berichte in Sebastian Brunner, „Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunst des vorigen Jahrhunderts" bedient. Natürlich hätte die Menge der Einzelheiten leicht um ein Beträchtliches

vermehrt werden können. Jede Angabe mit einem eigenen Zitat zu belegen, hielt ich hier nicht für nötig.

365) Polit. Journal 1789, S. 1010, 1106, 1366; Brunner, S. 336 u. a.

366) Polit. Journal, S. 1106; vergl. Brunner, S. 338, 356.

367) Polit. Journal 1155.

368) Recht Ergötzliches über Baierisches und Pfälzisches in den Lehrbachschen Berichten bei Brunner. Dazu Polit. Journal, S. 1157, 1228, 1237 u. a.

369) Ob in Hessen-Kassel wirklich Unruhen vorgefallen, darüber gab's viel Hin und Her. Von argen Mißstimmungen s. Joh. Müllers Brief (Werke, Bd. 30, S. 224), Brunner, S. 338; eine Soldatenunruhe in Hanau wird berichtet: Polit. Journal, S. 1370.

370) Brunner, S. 336; Polit. Journal, S. 1106, 1157 u. a. Ein recht energisches markgräfliches Mandat gegen Tumult u. s. w. findet sich im Journal von und für Deutschland 1789, Bd. 2, S. 290.

371) Polit. Journal, S. 1213.

372) Polit. Journal, 1155, 1448, 1333, 1349, 1449, 1466.

373) Polit. Journal, 1156, 1300, 1450. Aktenstücke (der Bischof wendete sich an den Reichshofrat) sind im Journal von und für Deutschland 1790, Bd. 2, S. 170 ff. zu finden.

374) Brunner, S. 339. Vergl. Al. Dominicus, Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier, S. 147.

375) Polit. Journal, 1157, 1301, 1334.

376) S. das Anm. 364 zitirte Buch, und G. Forster, Ansichten vom Niederrhein (Gesammelte Werke), S. 8.

377) S. Cl. Perthes, Polit. Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der franz. Herrschaft, Bd. 1, S. 156 ff. Polit. Journal, S. 968, 1050, 1213. Ein sehr determinirtes Reichshofratskonklusum zu Gunsten der Protestanten, vom März 1789, findet man abgedruckt in Schlözers Staatsanz., Bd. 13, S. 127.

378) Polit. Journal, 1058. Daß in den österreichischen Staaten überhaupt die antijosefinische Bewegung unter dem Eindruck der französischen Ereignisse in verstärkten Schwung kam, verstand sich wie in Belgien, so auch anderwärts von selbst, — während das Polit. Journal bemerkte: was die französische Revolution wolle, habe Josef schon gethan.

379) Polit. Journal, S. 1213.

380) Bald da, bald dort wußte man irgend etwas von einer freundlichen Haltung Preußens gegenüber unruhigen Bewegungen, mindestens von einer Abneigung, mit Gewalt zu ihrer Unterdrückung beizutragen, zu erzählen; mitunter erfolgte dann rasch ein Widerspruch gegen die Erzählung. So ist Polit. Journal 101 von einer allgemeinen Gährung in Zerbst die Rede; die preuß. Regierung sei um Hilfe angegangen worden, habe aber gütliche

Mittel anempfohlen (wird widerrufen S. 104). Einer Beschuldigung, als habe sich der preußische Hof in die Klagen hessen-kasselscher Unterthanen eingemischt, wird widersprochen im Journal von und für Deutschland 1789, Bd. 2, S. 480. Es wird gut gefunden, dem Gerede zu widersprechen, als ob Hertzberg den Ausbruch der französischen Revolution vorausgewußt habe (Polit. Journal 1789, S. 981, 1349). Aehnliches Gerede aus dieser Zeit findet man erwähnt in „Briefe eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahre 1792 (Verfasser war der übelberufene Laukhard), 2. Aufl., Bd. 1, S. 16: Preußen habe, um Oesterreich zu schaden, die französischen Unruhen begünstigt; ein großer, dem König naheverwandter Prinz sollte sogar die Herausgabe der Schrift: Vie privée de Marie-Antoinette befördert oder gar selbst besorgt haben.

[381]) Polit. Journal 1789, S. 301; 1790, S. 86.

[382]) In Schlözers Staatsanz. wird über diese Aeußerung gespottet.

[383]) S. die trefflichen Bemerkungen in Cl. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution, S. 366 ff., die ich hier, zum Teil wörtlich, benutzt habe.

[384]) Interessant ist die Rolle, die Goethe in den „Aufgeregten" den Magister spielen läßt.

[385]) S. Bruno Bauer, Deutschland während der Zeit der französischen Revolution, Abt. 1, S. 71 ff. Die hier mitgeteilten Probestücke aus Predigten jener Zeit findet man im Genius der Zeit, 1795, Februarstück, S. 158 ff., sowie (Rebmann,) Neuestes graues Ungeheuer, S. 259.

Namen-Register

Abbt, Thomas, 150 f.
Affsprung, Joh. Mich., 23, 26, 30
Archenholz, Joh. Wilh. v., 149
Arminius 123
Arnold (Müller) 160
Auguſt Graf von Limburg-Styrum, Fürſtbiſchof von Speyer, 56 ff., 73
Bahrdt, Karl Fr., 95 f., 97
Beauſobre, Ludwig, 258
Bibra, Sigmund Freih. v., 36, 67, 84
Bieſter, Johann Erich, 64
Biſchoffswerder, Johann Rudolf v., 64, 101
Brandes, Ernſt, 8, 36, 37, 158, 203
Brandes, Georg, 74
Bürger, Gottfr. Aug., 14
Campe, Joach. Heinr., 55
Carmer, Joh. Heinr. Caſ. v., 102
Claudius, Matthias, 11
Colloredo, Hieronym., Erzbiſchof von Salzburg 99
Cuſtine, Adam Philipp Graf 217
Dalberg, Karl Theodor v., 99
Döbbelin, Karl Theoph., 110
Dohm, Chriſt. Wilh., 54, 71, 100, 180, 184, 215
Eberhard, Johann, 23, 40
Engel, Joh. Jakob, 181
Ernſt von Schwaben 118
Ernſt Ludwig Herzog von Braunſchweig 22
Ferdinand II. (Kaiſer) 125
Forſter, Georg, 61
Frank, Pater, 93
Friedrich Auguſt, Kurfürſt von Sachſen, 41
Friedrich II., König von Preußen 2, 4, 33, 34, 40, 51, 66, 80 ff., 112, 124, 133, 148 ff., 155 ff.
Friedrich II., Landgraf von Heſſen-Kaſſel 60
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 42, 63, 64, 84, 110, 162, 181, 218, 228
Garve, Chriſtian, 139, 165
Gemmingen, Otto Heinrich v., 100, 176.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw., 153, 155, 171
Göchhauſen, Ernſt Aug. Anton v., 96, 141
Goeckingk, Leopold Friedrich Günther, 77
Goethe, Johann Wolfgang, 8, 134, 144
Grotius, Hugo, 50
Gruber, Pater, 93
Günther, Johann Heinrich, 154
Guſtav III. von Schweden 5, 39, 201

Häberlin, Karl Friedrich, 169
Haller, Albrecht v., 40
Herder, Joh. Gottfr., 122, 231, 263
Hertzberg, Ewald Friedrich v., 41, 101, 163 f., 173 f., 195, 215
Hufeland, Gottlieb, 54
Jakobi, Friedrich Heinrich, 167 f.
Jenisch, Daniel, 205
Iselin, Isaak, 135, 167
Josef II., Kaiser, 3, 5, 47 ff., 51, 64, 84, 94, 101, 109, 111, 124, 164, 207
Kant, Immanuel 9, 67
Karl, Herzog von Sachsen-Meiningen 102
Karl August, Herzog von Sachs.-Weimar 110, 181, 189
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 44, 51, 60
Karl Friedrich, Markgraf von Baden 60, 211
Karl Friedrich von Erthal, Kurfürst von Mainz 76 f., 176
Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und von Baiern 60, 62, 210
Karl v. Styrum, Fürstbischof v. Speyer 56 f., 72 f., 212
Klinger, Friedrich Maxim., 144
Kleist, Ewald v., 148, 153
Klopstock, Friedr. Gottlieb, 11, 109, 122, 149, 199, 204 f.
Leopold II., Kaiser, 49
Lessing, Gotthold Ephraim 134, 143, 153, 155
L'Estocq, Anton Wilh. v., 153
Maria Theresia, Kaiserin 101
März, Pater, 93
Maximilian Franz, Kurfürst von Köln 90
Maximilian Josef, Kurfürst von Baiern 62
Mirabeau, H. G. V. Riquetti de, 2, 164
Möllendorf, Johann Karl W. D. v., 163
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de, 5, 24, 32, 112
Moser, Johann Jakob, 43, 44, 117
Moser, Karl Friedrich, 42, 57, 61, 66, 86, 90, 104, 117, 123, 154, 167, 174 f., 192.
Möser, Justus, 34, 37, 69, 86, 104, 127, 170
Müller, Johannes, 100, 149, 167, 180, 184, 186, 188 ff., 195, 202
Nicolai, Christoph Friedrich, 104, 165, 171, 174
Oettingen-Wallerstein, Crato Ernst Judas Fürst v., 72, 102
Pfeffel, Christian Friedrich, 196
Pufendorf, Samuel v., 50
Pugatschew 194
Ramler, Karl Wilhelm, 153
Raynal, Abbé de, 2, 110
Reuß, J. A., 89
Rousseau, Jean Jacques, 5, 112
Sack, Aug. Friedr. Wilh., 152
Salzmann, Christian Gotthilf, 16, 18, 30, 55
Scheffner,*) Joh. Georg, 153
Schiller, Friedrich, 8, 12, 61, 134
Schirach, G. B., 89, 105
Schlettwein, Joh. Aug., 100
Schlieffen, Martin Ernst v., 102
Schlosser, Johann Georg 30, 37, 98, 104, 139
Schlözer, Aug. Ludw., 13, 21, 26, 29, 39, 45 ff., 53, 57 f., 64, 71 ff., 79, 82, 87, 90 f., 98, 100, 104, 105, 110, 115, 132, 143, 169, 172, 198 ff.

*) Nicht: Scheffel, wie infolge eines leidigen Versehens im Texte meiner Schrift zu lesen ist.

Schmettau, Woldemar Friedrich Graf v., 204
Schmidt, Ignaz, 180
Schönaich, Christoph Otto v., 171
Schubart, Christ. Fr. Daniel, 12, 36, 69 ff., 79, 80, 85, 86, 109, 120 f., 142, 162, 194, 197, 202
Soden, Julius v., 119, 126
Sonnenfels, Josef v., 129
Spittler, Ludwig Timotheus, 44, 48 ff., 89
Steuben, Friedr. Wilh. v., 11
Sturz, Peter, 47, 61
Swedenborg, Emanuel v., 194
Thill, Joh. Jakob, 120
Voltaire, M. Fr. Arouet de, 5, 112
Waser, J. H., 17, 21, 24
Weckhrlin, Ludwig, 20, 23, 25, 34. 45, 53, 54, 87, 90, 98, 100, 102, 112, 135, 136 f., 141, 177
Weishaupt, Adam, 11, 139
Wieland, Christof Martin, 53, 64, 108, 121, 134, 139, 142, 146, 169, 175, 193
Winkopp, Paul, 75 ff., 100, 139
Wöllner, Joh. Christoph 101
Zedlitz, Karl Albr. v., 33, 36, 41, 56, 102, 155

Druckfehler-Berichtigung.

S. 25, Z. 4 statt: dinen lies einen.
S. 48, Z. 7 statt: schlasdumm lies schasdumm.
S. 49, Z. 17 statt: einen lies einer.
S. 72, Z. 23 statt: αὐτῆσ lies αὐτῆς.
S. 150, Z. 15 statt: seinen ... seinen lies ihren ... ihren.
S. 153, Z. 23 statt: Scheffel lies: Scheffner.

Inhalt

Seite

Einleitung. Aufleben des politischen Sinnes . . . 1

Erster Abschnitt. Ansichten über Formen und Grundlagen staatlichen Wesens

Richtung auf Verfassungsfragen 7

Republikanismus 9

Fürsten- und staatsfeindliche Stimmungen 13

Monarchische Ueberzeugungen 20

Verhalten zum Adel 29

Verlangen nach Schranken der Regierungsgewalt. . 40

Politische Grundanschauungen 50

Gedanken an politischen Unterricht 55

Zweiter Abschnitt. Fortschritte der politischen Aufklärung. Mittel und Wege

Gegensatz gegen die bestehenden Verhältnisse . . . 59

Mittel und Wege zum Besseren 63

Publizität 65

Hemmnisse der Publizität 66

Schlözer 71

Preßfreiheit und Zensur 77

Schwierigkeiten bei Bekämpfung der Presse 83

Zunehmende Bedeutung der politischen Diskussion . 86

Gegner der freien Meinungsäußerung 92

Fortschritte der Publizität 99

Dritter Abschnitt. Landes- und Reichspatriotismus

Deutsches Selbstbewußtsein 108

Politische Vaterlandsliebe. Landespatriotismus . . 115

Seite

Gefühle für Kaiser und Reich 117
Schwäche des Reichspatriotismus 121
Verfechter des Partikularismus 123
Vierter Abschnitt. Vaterlandsliebe und Weltbürgertum
Weltbürgertum 127
Verhältnis des Einzelnen zum Staate 130
Konsequenzen weltbürgerlicher Anschauungen . . . 135
Bedenken gegen das Weltbürgertum 140
Der Patrioten-Name 145
Fünfter Abschnitt. Preußischer Vaterlandssinn
Siebenjähriger Krieg 147
Nach dem Kriege 156
Friedrich Wilhelms II. Regierungsanfänge 162
Sechster Abschnitt. Preußen und das deutsche Nationalgefühl
Noch einmal vom Reichspatriotismus 166
Preußen und Deutschland 170
Für und gegen den Fürstenbund 176
Preußisch-Deutsche Aussichten 180
Der deutsche Patriotismus im Fürstenbunde . . . 182
Johannes Müller und der Fürstenbund 188
Siebenter Abschnitt. Erste Eindrücke der französischen Revolution
Vorgefühle einer nahen Umwälzung 193
Zunehmender Eindruck der französischen Ereignisse . 196
Die französischen Reichsstände 198
Der Bastillesturm 201
Deutscher Enthusiasmus 203
Unruhen auf deutschem Boden 206
Ueberblick über die fernere Entwickelung 217
Anmerkungen 229

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Deutscher Geschichtskalender
für 1886.

Erster Teil.

Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im Deutschen Reiche.

28 Bogen, sauber in Leinwand gebunden. Preis 6 Mark.

Es wird gebeten, diesen von **Dr. Karl Wippermann** herausgegebenen Geschichtskalender nicht mit anderen unter ähnlichem Titel erscheinenden Werken zu verwechseln.

Seine Berechtigung, konkurrirend neben ähnliche ältere Unternehmungen zu treten, wolle man aus nachstehend abgedruckten, spontanen Urteilen der Presse erkennen. Die Vorzüge, welche ihn von anderen ähnlichen Werken unterscheiden, sind seine **Anordnung des Stoffes, seine Reichhaltigkeit, sein Erscheinen am Anfang des Jahres, seine handliche Ausstattung und dabei seine Wohlfeilheit.** Es gab bis jetzt noch kein derartiges Werk, welches eine so praktische Anordnung des Stoffes gehabt und sofort nach Abschluß des Jahres seine Dienste angeboten hätte. Dies war der Anlaß zu dem Unternehmen; es kam einem Bedürfnis entgegen und wird darin seinen Erfolg haben.

Urteile der Presse.

Allgemeine Zeitung (München): Der Herausgeber ist bei der Zusammenstellung seines wertvollen Buches von denselben Grundsätzen ausgegangen wie im Vorjahre. Er selbst bezeichnet das Ziel seines Werkes: möglichst leichte und rasche Orientirung, höchste Parteilosigkeit und frühzeitiges Erscheinen. Dem ersten Erfordernis ist der Herausgeber durch eine außerordentlich übersichtliche Anordnung seines reichen Materials gerecht geworden. Dieselbe wurde durch das streng eingehaltene System der sachlichen Ordnung und der teilweisen Heranziehung des Parteiwesens, wie es sich in Versammlungen, Vereinen und in der Presse bezüglich wichtigerer Fragen äußert, ermöglicht. Bezüglich der Parteilosigkeit ist der Verfasser mit der strengsten Objektivität vorgegangen; es wird sich wohl kaum eine Partei in diesem Buche verkürzt finden, es kommt jede an ihrem Platze zu ihrem Recht. Nicht der kleinste Nachteil ähnlicher Sammelwerke ist in dem oft so verspäteten Erscheinen zu erblicken, daß sogar ihre Nützlichkeit in Frage gestellt ist. Es handelte sich auch im vorliegenden Falle darum, ein möglichst vollständiges und in sich abgeschlossenes Bild des eben beendeten Jahres zu geben und die Resultate dieser Zusammenstellung zugleich bereits mit Beginn des neuen Jahres dem Publikum vorzulegen. Dr. Wippermann ist diesem Dilemma glücklich entgangen; er bringt uns schon jetzt, wenige Tage nach dem Beginn des neuen Jahres, sein sorgfältig und mit eingehender Sachkenntnis vorbereiteles Buch, das sich durch seine wertvollen Eigenschaften als Hilfs- und Nachschlagebuch von selbst empfiehlt.

Hamburgischer Korrespondent: Der erste vorjährige Jahrgang dieses Geschichtskalenders hat mit Recht eine allseitig günstige Aufnahme gefunden. Die Uebersichtlichkeit über die steigende Mannichfaltigkeit der wichtigeren Vorgänge

erreicht der Herausgeber, Dr. Karl Wippermann in Berlin, durch das System der sachlichen Ordnung, wodurch neben der leichteren Auffindung eine Reihe von Einzelbildern erzielt wird. Hierbei war das Streben nach Parteilosigkeit vorwiegend; jede Partei ist zu ihrem Rechte gelangt. — Auch dieser zweite, in solider Ausstattung vorliegende Jahrgang wird sich gleicher Beliebtheit erfreuen, wie sein Vorgänger, und vortreffliche Dienste als Nachschlagebuch leisten, welches auf keine Frage nach einem politisch wichtigen Vorgang im deutschen Reich während des verflossenen Jahres die Antwort schuldig bleibt.

Die Post: Mit derselben Anerkennung, welche wir dem vorjährigen, ersten Jahrgange dieses Geschichtskalenders haben zu teil werden lassen, heißen wir auch den neuen Jahrgang willkommen. Der Hauptvorzug des Werkes liegt in der sachlichen Gruppirung des weitschichtigen Stoffes, welche nicht nur die Orientirung erleichtert, sondern auch eine Reihe von abgerundeten Einzelbildern giebt. ... Daß der Herausgeber auch die Urteile der Presse durchaus objektiv berücksichtigt, trägt wesentlich dazu bei, den Wert und die Brauchbarkeit des sehr empfehlenswerten Buches zu erhöhen.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Ein Liederbuch für altmodische Leute.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Broschirt M. 5.—. In Damastband M. 6.50. In Atlasband M. 11.—. In Ganzsaffianband M. 11.—.

Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren.

Von

Dr. Otto Bähr.

Kulturgeschichtliche Skizze.

2. Auflage.

Broschirt M. 3.—. In Leinwand gebunden M. 4.25. In Halbfranzband gebunden M. 5.50.

Die Grafen von Altenschwerdt. Roman von August Niemann. 3 Bände.

Don Adone. Roman von Robert Waldmüller. 2 Bände.

Ohne Ideale. Roman von Adolf Stern. 2 Bände.

Bakchen und Thyrsosträger. Roman von August Niemann. 2. Auflage. 2 Bände.

Arme Johanna! Roman von Victor Versezio.

Francesca von Rimini. Novelle von Adam von Festenberg. (Preis M. 3.—.)

Auf der Leiter des Glücks. — Blond oder Braun? Zwei Novellen von Robert Waldmüller.

Die Brüder Karamasow. Roman von F. M. Dostojewsky. 4 Bände.

Katharina. Roman von August Niemann. 2 Bände.

Darja. Roman von Robert Waldmüller. 2 Bände.

Die Engel auf Erden. Roman von Victor Versezio. Autorisirte Ueberseţzung.

Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

Baron Fritz Reckensteg. Roman von W. v. Kotzebue. 2 Bände. (Preis M. 7.—.)

Um eine Perle. Roman von Robert Waldmüller. 2 Bände. (Preis M. 7.—.)

Jonas Briccius. Erzählung von Margarethe v. Bülow.

Camoëns. Roman von Adolf Stern. (Preis M. 5.—.)

Aus der Chronik derer von Riffelshausen. Erzählung von Margarethe von Bülow. (Preis M. 5.—.)

Preis für jeden Band, wenn nicht anders angegeben, brosch. M. 4.—, in Leinwandband M. 5.25, in Halbfranzband M. 6.50.

Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbilde von Moritz Busch. 2 Bände, broschirt M. 12.—. In 2 Leinwandbände geb. M. 14.50, in 2 Halbfranzbänden M. 17.—.

Camillo Cavour's gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von Luigi Chiala. Autorisirte Ueberseţzung von M. Bernardi. 4 Bände broschirt M. 25.—. In 4 Leinwandbände geb. M. 30.—. In 4 Halbfranzbänden M. 35.—.

Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich, von Moritz Busch. 2 Bände. 6. Auflage. Broschirt M. 12.—. In 2 Leinwandbänden geb. M. 14.50. In 2 Halbfranzbänden M. 17.—.

Gespräche Friedrichs des Großen mit Henri de Catt. Nach den Publikationen des Kgl. Preuß. Staatsarchivs. Broschirt M. 4.50. In Leinwandband geb. M. 5.75. In Halbfranzband M. 7.—.

Die Fälscherkünste (Le Truquage) von Paul Eudel. Autorisirte Bearbeitung von B. Bucher. Broschirt M. 4.—. In Leinwandband geb. M. 5.25. In Halbfranzband M. 6.50.

„Mit Gunst!" Aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks. Von Bruno Bucher. Broschirt M. 6.—. In Leinwandband geb. M. 7.25. In Halbfranzband M. 8.50.

Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten der Zeitgenossen. 2 Bände broschirt M. 10.—. In Leinwandband geb. M. 12.50. In 2 Halbfranzbänden M. 15.—. In Kalblederband M. 20.—.

Berlin im Jahre 1786. Nach den Schilderungen der Zeitgenossen. Broschirt M. 4.50. In Leinwandband geb. M. 5.75. In Halbfranzband M. 7.—.

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Author Wenck, Woldemar.
Title Deutschland vor hundert Jahren.
DATE. 24.2.32
NAME OF BORROWER.
R Pelay
HG
W 4685d

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU